Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

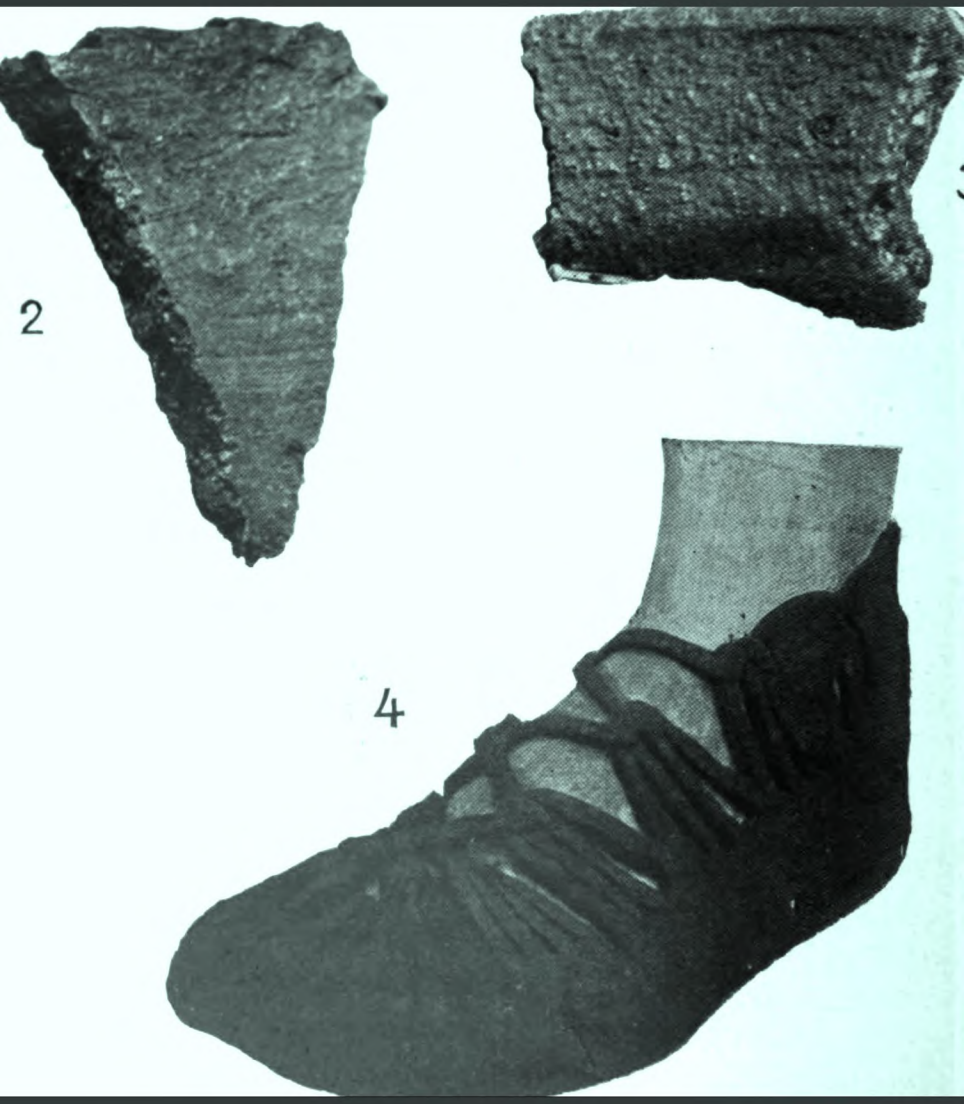
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

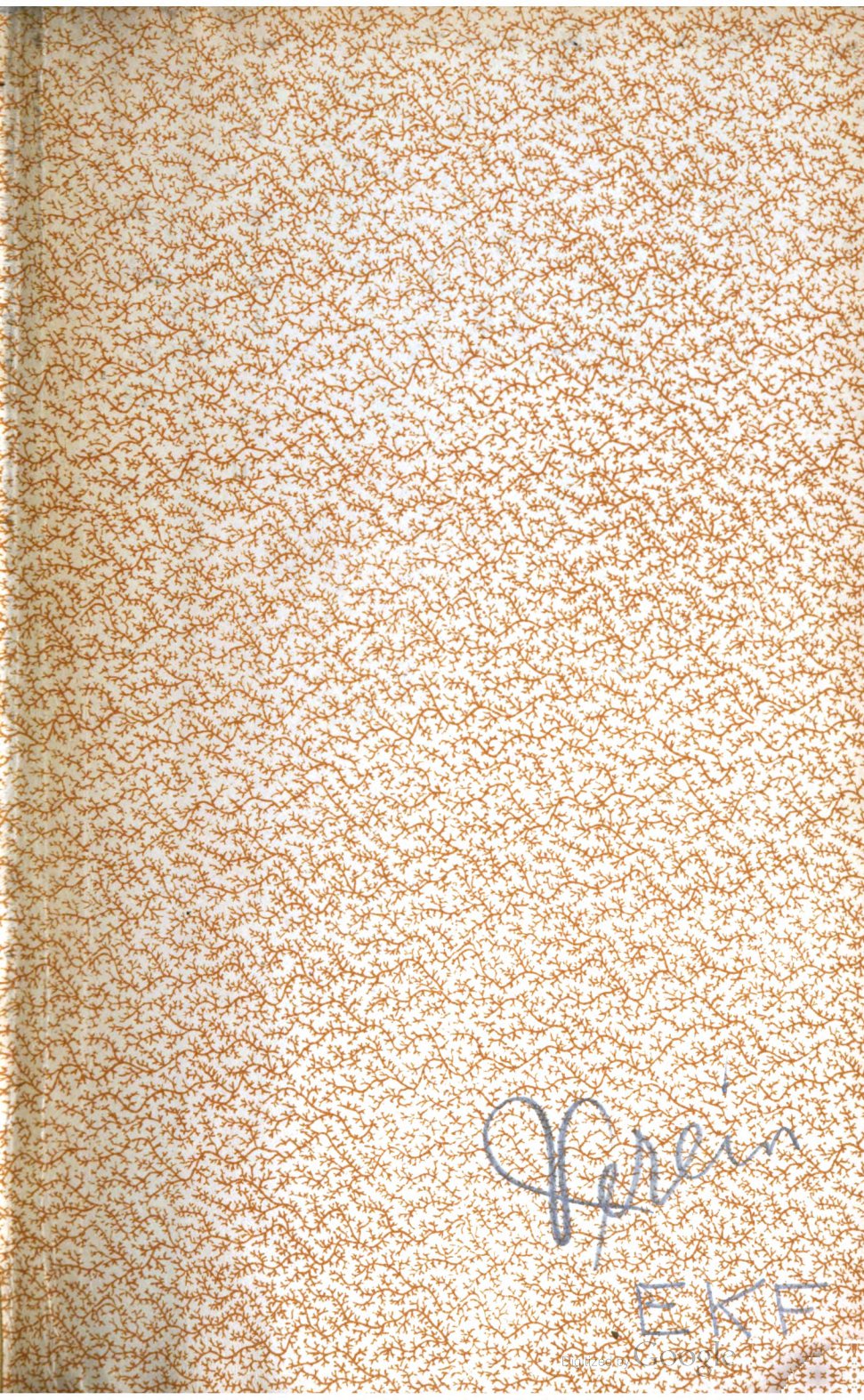


Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde ...

Verein für Geschichte
und Landeskunde von Osnabrück

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

INDEXED.

419122

Mitteilungen

des

Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück

(„Historischer Verein").

Zweiunddreißigster Band.

1907.

Osnabrück.

Verlag und Druck von J. G. Kisling.

1908.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitteilungen

des

Vereins für Geschichte und Landeskunde

von

Osnabrück

(„Historischer Verein").

Zweiunddreißigster Band.

1907.

Osnabrück 1908.

Verlag und Druck von J. G. Kisling.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
419122
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1908 L

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Verein

für

Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.

Vorstand.

Vorsitzender: Stüve, Dr., Wirklicher Geh. Ober-Regierungsrat, Regierungspräsident a. D. in Osnabrück.
Stellvertretender Vorsitzender: Krusch, Dr., Archivrat, Staatsarchivar in Osnabrück.
Schriftführer: Schirmeyer, Dr., Oberlehrer in Osnabrück.
Schatzmeister: Rißmüller, Dr., Oberbürgermeister in Osnabrück.

Ehrenmitglieder: Philippi, Dr., Geh. Archivrat, Archivdirektor und Professor in Münster i. W. — Bär, Dr., Archivrat, Archivdirektor in Danzig.
Korrespondierendes Mitglied: Schuchhardt, Dr., Professor, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin.

Digitized by Google

A. Mitglieder im Regierungsbezirk Osnabrück.

1. In der Stadt Osnabrück.

Abeken, Assessor.
Abeken, W., Kaufmann.
v. Barnekow, Regierungs-Präsident.
Beckschäfer, Generalvikariatssekretär.
Behnes, Baumeister.
Berentzen, W., Justizrat, Rechtsanwalt und Notar.
Bertram, Landrentmeister.
Bibliothek der Bürgerschule.
Bibliothek der Königl. Regierung.
Bibliothek des Offizierkorps des 78. Infanterie-Regiments.
Bielenbieck, Domvikar.
Bitter, Dr. med., Stadtarzt.
Böbige, Dr., Professor.
Böhr, Ed., Senator.
Böwer, Pfarrkaplan.
Brickwedde, Ingenieur, Kaufmann und Bürgervorsteher.
Buchholz, Dompfarrer.
Buff, Fabrikant.
von dem Bussche-Ippenburg, Frhr. von.
Caspar, Oberregierungsrat.
Degen, Dr. theol., Seminardirektor und Domkapitular.
Dencker, Dr., Professor.
Dickhuth, Dr., Professor.
Dieckmann, Dr., Professor.
Donnerberg, Hugo, Kaufmann.
Dütting, Karl, Kaufmann.
Elstermann, Buchdruckereibesitzer.
Engelen, Amtsgerichtsrat.
Fink, Dr., Kgl. Archivar.
Fischer, Geh. Regierungsrat, Realgymnasialdirektor a. D.

Digitized by Google

Franke, Dr., Oberlehrer.
Freund, geistlicher Rat.
Freyberg, Dr., Oberlehrer.
Fricke, H., Kaufmann.
Fromm, Redakteur.
Goering, Landgerichtsrat.
Gosling, Hermann, Kaufmann.
Gosling, Rudolf, Kaufmann.
Grewe, Hauptlehrer an der Bürgerschule.
Grisar, Dr., Geheimer Regierungs- und Medizinalrat.
Großkopff, Rechtsanwalt.
Großkopff, Dr., Hals-, Nasen- und Ohrenarzt.
Grote, Peter, Kaufmann.
Grothaus, Dr., Arzt.
Gruner, Ed., Buchdruckereibesitzer.
Grüneklee, Amtsgerichtsrat.
Guse, Architekt.
Haarmann, Geh. Kommerzienrat, Generaldirektor u. Senator.
Hacke, Bauinspektor a. D.
Hammersen, Rechtsanwalt.
Harling, Domkapitular u. Generalvikar.
Heilmann, Geh. Justizrat.
Heilmann, August, Rentner.
Heilmann, F., Kaufmann.
Hell, Brauereidirektor.
Henrici, Witwe.
Heuermann, Dr., Schulrat, Direktor der städt. Töchterschule.
Heuschkel, Pastor emer.
Hoberg, Weinhändler.
Hoffmeyer, Oberlehrer.
Hollander, Dr., Professor.
Holstein, F. B., Goldarbeiter.
Huesmann, Rentner.
Hugenberg, Justizrat.
v. Hugo, Hauptmann a. D.
v. Hugo, Oberst.
Jänecke, Dr. ing., Kreisbauinspektor.
Japing, Georg, Kaufmann.
Jellinghaus, Dr., Realschuldirektor a. D.
Jonscher, Buchhändler.

Digitized by Google

Isermeyer, Dr., Geh. Sanitätsrat.
Junker, Geh. Baurat.
Kellersmann, Ferdinand, Kaufmann.
Kemper, Rentner.
Kennepohl, Professor.
Klatte, Pastor.
Knappe, Dr., Professor.
Knoke, Dr., Professor, Direktor des Ratsgymnasiums.
Kramer, Otto, Senator.
Kriege, Pastor.
Kromschröder, Fritz, Fabrikant.
Kromschröder, G., Dr.
Kromschröder, Otto, Kommerzienrat.
Krusch, Dr., Archivrat und Staatsarchivar.
Lammers, Laischaftsbuchhalter.
Langenberg, Dr., Oberlehrer.
Langerfeldt, Amtsgerichtsrat.
Larenz, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor.
Lasius, Dr., Arzt.
Lehmann, Fr., Stadtbaumeister.
Lentze, Geh. Regierungsrat.
Lindemann, Dr., Handelsschuldirektor.
Lohmeyer, Regens des Priesterseminars.
Ludewig, C., Bankdirektor.
Lueg, Hans, Glasmaler.
Lüer, Rud., Kaufmann.
Majewsky, Gust., Architekt.
Masbaum, Th., Lehrer.
Meinders, Buchhändler.
Meyer, Aug. Ludwig, Bibliothekar.
Middendorf, Dr., Professor.
Middendorff, Holzhändler.
Möller, Generalmajor z. D.
Möllmann, Apotheker.
Müller, Domkapitular u. Domdechant.
Müller, Karl, Kreisschulinspektor.
Nagel, Hermann, Seminarlehrer.
Nülle, Johannes, Gutsbesitzer.
Ostman v. d. Leye, Freiherr, Regierungsrat.
Overwetter, Buchbindermeister.

Digitized by Google

Paal, Al., Druckereibesitzer.
Pagenstecher, Alfred, Fabrikant.
Pfannkuche, Dr., Pastor.
Piepmeyer, Kaufmann.
Pöttering, Konviktspräses.
Pohlmann, Prälat.
Pröbsting, Professor.
Ranisch, Dr., Professor.
Regula, Dr., Pastor.
Reichenbächer, Dr., Professor.
Reimerdes, Stadtsyndikus.
Rhotert, Domkapitular.
Ringelmann, Kaufmann.
Rißmüller, Dr., Oberbürgermeister.
Rodewald, Dr., Professor.
Rohde, Dr., Professor.
Rolffs, Pastor, Lic.
Ruhe, Dr., Gymnasial-Direktor.
Schirmeyer, Dr., Oberlehrer.
Schneider, Dr., Sanitätsrat, Direktor der Prov.-Heil- und Pflegeanstalt.
Schoeller, Fabrikant.
Schurig, Oberturnlehrer.
Schwedtmann, Sekretär des Volksbureaus.
Schwenger, Bankier.
Seling, Bildhauer.
Springmann, Fabrikant.
Stolcke, K., Bankdirektor.
Struck, Fr., Kaufmann.
Stüve, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Reg.-Präsident a. D.
Stüve, Dr., Landgerichtsrat.
Tägert, Professor.
Thiele, Regierungssekretär.
Thies, Buchbindermeister.
Thörner, Dr., Chemiker.
Thor, R., Architekt.
Tiemann, Professor.
Tiemann, Dr. med.
Timpe, Dr., Oberlehrer.
Tismer, Schulrat und Kgl. Seminardirektor.

Digitized by Google

Baegler, Buchhändler.
Behling, Steuersekretär.
Bezin, Amtsgerichtsrat.
Voß, Dr., Bischof von Osnabrück.
Waldmann, Wilh., Rentner.
Warlimont, Buchhändler.
Weidner, Superintendent.
Wellenkamp, Justizrat.
Wellenkamp, Karl Wilh., Rentner.
Weß, Rektor der Domschule.
Westhoff, Dr., Sanitätsrat.
Wilkiens, Senator.
Witting, Ingenieur.
v. Wrochem, Oberstleutnant a. D.
Wurm, Dr., Betriebsdirektor des Eisen- und Stahlwerks.
Zeiske, Kanzleirat.
Ziller, Dr., Professor.
Zuhöne, Dr., Pfarrer emer.

2. Im Kreise Bersenbrück.

v. Bar, Erblanddrost, Barenaue.
Bellersen, Kaplan, Ankum.
Biermann, Pastor, Berge in Hann.
Bindel, Professor, Quakenbrück.
Dürfeld, Georg, Landwirt, Menslage.
Dürfeld, Herm., Landw., Kl. Mimmelage.
Ebeling, Dr., Arzt, Badbergen.
Eickhorst-Lindemann, Herm., Hofbesitzer, Menslage.
Fastenrath, Realgymnasialdirektor, Quakenbrück.
Fisse-Niewedde, Hofbesitzer, Kalkriese.
Friedrich, Postmeister, Quakenbrück.
Geers, Pastor, Fürstenau.
Graef, Adolf, Dr. phil., Oberlehrer a. D., Senator, Fürstenau.
v. Hammerstein-Loxten, Frhr., Staatsminister, Loxten.
Harbebeck, Goldarbeiter, Ankum.
Hartke, Senator, Fürstenau.
Jütte, A., Kaufmann, Bramsche.
Knille, Hofbesitzer, Kalkriese.
Lechte, Pastor, Ankum.

Digitized by Google

Menke, H., Kaufmann, Alfhausen.
Mittweg, Fräulein Marie, Haus Lonne bei Fürstenau.
Nieberg, Dr., Arzt, Dalvers bei Berge in Hann.
Osterhorn, Rektor, Bramsche.
Pardieck, Landwirt, Rieste bei Alfhausen.
Schenke, Gemeindevorsteher, Berge in Hann.
v. Schorlemer-Schlichthorst, Clemens, Frhr., Rittmeister der Reserve und Rittergutsbesitzer.
Verein für Geschichte des Hasegaues, Ankum.
Bornholt, Pastor, Neuenkirchen bei Bramsche.
Wöbking, Pastor, Bücken bei Hoya.
Wömpener, Lehrer, Fürstenau.
Zur Horst, Hofbesitzer, Epe bei Bramsche.

3. Im Kreise Iburg.

Bauer, Amtsgerichtsrat, Iburg.
Berning, Pastor, Remsede.
Hartmann, Gutsbesitzer, Hilter.
Heilmann, Pastor, Iburg.
Hüsing, Kalkwerksdirektor, Dissen i. H.
Kanzler, Dr., Badearzt, Rothenfelde.
Keisker, Hofbesitzer, Aschendorf bei Rothenfelde
Middendorf, Pastor, Glane bei Iburg.
Rohlfes, Kantor, Rothenfelde.
Schmitz, Dechant, Glandorf.
Tappehorn, Pastor, Hagen.

4. Im Kreise Melle.

Bodenheim, Amtsrichter, Melle.
Bölsing, Pastor, Oldendorf.
Bösch, Carl, Melle.
Bösch, Wilh., sen., Melle.
Brune, Fr., Melle.
Deetgen, Bürgermeister, Melle.
Dopjans, Pastor, Wellingholzhausen.
Ebermeyer, Apotheker, Melle.

Digitized by Google

Engelbert, H., Rendant, Wellingholzhausen.
Frankamp, Lehrer, Hustädte bei Buer.
Gartmann, Lehrer, Gesmold.
Heilmann, Dr., Sanitätsrat, Kreisphysikus, Melle.
Huntemann, Kantor, Oldendorf.
Kaune, Pastor, Melle.
Kellermeyer, W., Melle.
Obernübemann, Hofbesitzer, Wellingholzhausen.
Olthaus, Pastor, Gesmold.
v. Pestel, Kammerherr, Landrat, Bruche bei Melle.
Reinhard, Amtsgerichtsrat, Melle.
Schreiber, Apotheker, Melle.
Starcke, C., Kaufmann, Melle.
Starcke, Ernst, Melle.
Stegmann, A., Melle.
Subfeldt, Walter, Melle.
Titgemeyer, Aug., Melle.
Titgemeyer, Herm., Melle.
Bincke, Freiherr, Landrat a. D., Ostenwalde.
Weber, Georg, (Haag) Melle.
Winkelmann, Bakum bei Melle.

5. Im Kreise Osnabrück, Land.

Beenken, Pastor, Belm.
Brockschmidt, Pastor, Schledehausen.
Buchholtz, Pfarrvikar, Eversburg.
Dreyer, Pastor, Rulle.
Franksmann, Pastor, Wallenhorst.
Hoppe, Pastor, Holte bei Wissingen.
Hüggelmeyer, Julius, Landwirt, Hüggelhof.
Jaffé, Rittergutsbesitzer und Ökonomierat, Sandfort.
Kaune, Pastor, Belm.
v. Korff, Freiherr, Sutthausen.
Ledebur, G., Rittmeister d. L., Haus Brandenburg bei Bissendorf.
Meyer, R., Pastor, Achelriede.
Meyer, Th., Pastor, Hasbergen.

Digitized by Google

Sperber, Pastor, Schledehausen.
Stahmer, R., Direktor, Georgs-Marienhütte.
Völker, Dr., Pfarrer, Osterkappeln.
Westerfeld, Lehrer, Haltern bei Belm.
Wimmer, Dr., Arzt, Georgs-Marienhütte.

6. Im Kreise Wittlage.

v. Bar, Frhr., Langelage.
Brüggemann, Pastor, Hunteburg.
v. d. Busssche-Hünnefeld, Freiherr, Hünnefeld.
v. d. Busssche-Ippenburg, gen. v. Kessel, Graf, Ippenburg.
Heintze, Pastor, Lintorf in Hann.
Krönig, Dr., Arzt, Bad Essen.
Mielke, Pastor, Venne.
Proffen, Pastor, Hunteburg.
Rolffes, Rentner, Hunteburg.
Rotermann, Pastor, Bohmte.
Sagebiel, Pastor prim., Bad Essen.

7. Im Herzogtum Arenberg-Meppen

(Kreise Aschendorf, Hümmling und Meppen).

Ahrens, Lehrer, Papenburg.
Austermann, Oberlehrer, Papenburg.
Behnes, Landrat, Meppen.
Bösken, Oberlehrer, Meppen.
Brand, Pastor, Bersten bei Sögel.
Brüske, Vikar, Lorup.
Ehrens, Pfarrvikar, Papenburg-Untenende.
Gattmann, Pastor, Aschendorf a. E.
Greis, Rektor, Meppen.
Hellen, Pfarrvikar, Haselünne.
Hupe, Dr., Oberlehrer, Papenburg.
Kaiser, Pastor, Lathen.
Leimkühler, Kantor, Papenburg.
Pennemann, Dechant, Bokeloh bei Meppen.

Digitized by Google

Ramme, Dr., Pastor, Papenburg.
Riehemann, Dr., Gymnasialdirektor, Meppen.
Sandkühler, Pastor, Haren a. E.
Schlicht, Rechtsanwalt und Notar, Sögel.
Schulte, Dechant, Papenburg.
Spils, Rektor, Lathen a. E.
Stevens, Lehrer, Haselünne.
Wenker, Dr., Professor, Meppen.
Wolbers, H., Lehrer, Klein-Berssen bei Sögel.

8. Im Kreise Grafschaft Bentheim.

Fürstlich Bentheimsche Domänenkammer in Burgsteinfurt.
Barlage, Lehrer, Nordhorn.
Dieckmann, Dr., Arzt, Schüttorf.
Krabbe, Bürgermeister, Bentheim.
Kreislehrer-Bibliothek der Obergrafschaft Bentheim (Lehrer Weduwen in Bentheim).
Kriege, Landrat, Geh. Reg.-Rat, Bentheim.
Lammers, Dr., Pastor, Nordhorn.
Mense, Dechant, Bentheim.

9. Im Kreise Lingen.

Botterschulte, Pastor, Plantlünne.
Büscher, Lehrer, Emsbüren.
Carsenn, Oberlehrer, Lingen.
Dingmann, Pastor, Schapen.
Krull, Pastor, Wettrup.
Lietemeyer, Kaplan, Freren.
Lögermann, Lehrer, Messingen bei Beesten.
Lotter, Pfarrer, Lingen.
Meyer, Baurat, Lingen.
Scheiermann, Dechant, Lingen.
Schütten, Pfarrvikar, Lengerich in Hann.
Sievers, Kaplan, Rektor an der Handelsschule, Schapen.
Thiemann, Lehrer, Listrup bei Emsbüren.
Thien, Pastor, Schepsdorf bei Lingen.
v. Twickel, Freiherr, Stovern bei Salzbergen.
Völker, Pastor, Bawinkel.

Digitized by Google

B. Mitglieder außerhalb des Regierungsbezirks.

v. Altenbockum, Konsistorial-Präsident, Kassel.
Andriano, Hauptmann, Kreuznach.
v. Ankum, Wilh., Hauptmann a. D., Schievelbein in Pommern.
Bail, Regierungs-Assessor, Wiesbaden.
Berger, Regierungsrat, Wiesbaden.
Berlage, Dr., Dompropst, Köln.
Bibliothek, öffentliche, Oldenburg.
Bode, Hauptmann, Metz.
Böcker, Dr., Damme.
Brandi, Geh. Ober-Regierungsrat, Berlin, Minist. der Geistl. 2c. Angel., Charlottenburg, Carmerstr. 15.
Brandi, Dr., Professor, Göttingen.
Brenken, Kaufmann, Wiedenbrück.
Delbrück, Bankier, Berlin, Mauerstr. 61/62.
Dieckhaus, Geometer, Cloppenburg.
Diercke, Regierungs- und Schulrat, Schleswig.
v. Dincklage, Freiherr, Regierungsassessor, Recklinghausen.
Droop, Senator, Hannover, Warmbüchenkamp 3.
Droop, Amtsrichter in Recklinghausen.
Eickhoff, Dr., Professor, Hamm.
Engelhard, Pastor, Hamburg, Bullenhuserdamm 35.
Eymann, Pastor, Neustadt-Gödens.
v. Fetter, General der Infanterie, Berlin W., Nürnbergerstraße 40.
Fritzsche, Landrat, Tönning.
Fuhrmann, Ober-Reg.-Rat, Minden.
v. Fumetti, Amtsrichter, Lüneburg.
Gärtner, Rechtsanwalt und Notar, Seehausen, Altmarkt.
Gosling, Landrat in Weener.
Groenewolt, Dr., Regierungsrat, Aurich.
v. Gruner, Justus, Rentner, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 2.
v. Gülich, Alfred, Leutnant im 2. Rhein. Feld-Artillerie-Regiment Nr. 23, Koblenz, Moltkestr. 16.
Gymnasium, Vechta.
Haus- und Zentral-Archiv, Oldenburg im Großh.
Heuer, Pastor, Strycklingen bei Ramsloh in Oldenburg.
Hiltermann, Justizrat, Osterode am Harz.

Digitized by Google

v. d. Horst, Frhr., Dr., Reg.-Assessor, Berlin W., Wilhelmstraße 73.
v. Hugo, Landgerichtsdirektor, Hechingen.
Jäger, Dr., Gymnasialdirektor, Duderstadt.
Jostes, Dr., Professor, Münster i. W.
Kemper, Rektor, Lengerich i. W.
Kernkamp, Edam (Holland).
Klingholz, Oberförster, Flörsbach, Kr. Gelnhausen.
Klußmann, Bürgermeister, Geestemünde.
Köster, Pastor in Lübeck.
Kranold, Pastor, Hannover.
Kreyenborg, Oberamtsrichter a. D., Münster i. W.
Kriege, Rudolf, Kaufmann, Lienen.
Lebebur, Amtsgerichtsrat, Hildesheim.
v. Lebebur, Frhr., Landrat und Erbmarschall, Crollage, Kr. Lübbecke.
v. Liebermann, Oberpräsidialrat, Danzig.
Lürding, Fabrikdirektor, Hohenlimburg.
Merx, Dr., Archivrat, Münster.
Meyer, Frl. Adele, Bückeburg.
Meyer, Franz, Professor, Döhren bei Hannover.
Meyer, K., Professor, Hildesheim.
Müller, Baugewerkschuldirektor, Hildesheim.
Niedermeyer, Rechtsanwalt und Notar, Uelzen.
v. Patow, Regierungsrat, Rittergut Mallenchen, Kr. Kalau.
v. Pawelsz, Oberstleutnant, Bez.-Komm., Celle.
Plathner, Reg.- und Baurat, Potsdam.
Quirl, Professor an der techn. Hochschule, Aachen.
Rothert, Pastor, Soest.
Runge, Dr., Oberbibliothekar, Greifswald.
v. Schmising-Kerssenbrock, Graf, Haus Brinke bei Borgholzhausen.
v. Schönaich-Carolath, Prinz, Regierungsrat, Wiesbaden.
Schultze, Baurath, Charlottenburg, Schillerstr. 105.
Schultzen, Lic. theol., Loccum.
Schuhmacher, Dr., Professor, Aurich.
Snetlage, Ernst, Berlin NW., Lübecker-Straße 26.
Staatsarchiv, Hannover.
Staatsarchiv, Münster i. W.

Digitized by Google

Storck, Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Inspektor, Kattowitz, Rüppelstraße.
Struckmann, Dr., Oberbürgermeister, Hildesheim.
Struckmann, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat, Berlin, Landgrafenstr. 15.
Struckmann, Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin W., Motzstraße 31.
Struckmann, Königl. Oberförster, Alt-Grimnitz bei Joachimsthal in der Uckermark.
Südhoelter, Dr. med., Kreisphysikus, Minden.
Sulze, D., Pastor, Dresden-Neustadt, Königstr. 23.
Thiele, F., Reg.- und Baurat, Friedenau-Berlin, Wilhelmshöherstraße.
Thöl, Reichsgerichtsrat, Leipzig.
Universitäts-Bibliothek, Königl., Münster i. W.
Barenhorst, Dr., Amtsrichter, Tostedt.
v. Bely-Jungken, Freiherr, Hüffe bei Pr. Oldendorf.
Beltman, Dr., Geh. Archivrat und Staatsarchivar, Wetzlar.
Bornhecke, B., Versmold.
v. Wangenheim-Waake, Freih., Eldenburg b. Lenzen a. Elbe.
Westerkamp, Dr., Geh. Justizrat, Marburg.
Wieman, Rechtsanwalt, Herborn, Nassau.
Willoh, Strafanstaltsgeistlicher, Vechta.
Winter, Dr., Archivrat und Archivdirektor, Magdeburg.
Zuhorn, Amtsgerichtsrat, Warendorf.
Zurborg, Lehrer a. D., Bremen, Kaufmannsmühlenkamp 38a

Zur Unterstützung der Vereinszwecke haben sich durch Bewilligung von Beiträgen bereit erklärt:

Direktorium der Kgl. Staatsarchive.
Provinzialverband von Hannover.
Herzoglich Arenbergische Domänenkammer zu Düsseldorf, Klosterstraße 23.
Fürstlich Bentheimsche Domänenkammer zu Burgsteinfurt.

Digitized by Google

Kreis Aschendorf.
Kreis Grafschaft Bentheim.
Kreis Bersenbrück.
Kreis Hümmling.
Kreis Iburg.
Kreis Lingen.
Kreis Melle.
Kreis Meppen.
Kreis Osnabrück (Land).
Kreis Wittlage.
Stadt Bramsche.
Stadt Lingen.
Stadt Osnabrück.

Digitized by Google

Satzungen

des

Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück,

festgestellt durch Beschluß vom 26. August 1847.

---

§. 1.

Zweck des Vereins ist Forschung im Gebiete der Osnabrück'schen Geschichte.

§. 2.

Unter Osnabrück'scher Geschichte wird nicht nur die Geschichte derjenigen Ländertheile verstanden, welche jetzt zum Regierungs-Bezirke gehören, sondern auch derjenigen, welche ehemals das Fürstenthum und den geistlichen Sprengel Osnabrück bildeten.

§. 3.

Zur Geschichte wird gerechnet:

1. Geschichte der Ereignisse, Chronik des Landes, Genealogie adeliger Geschlechter;
2. der Verfassung;
3. des Bildungsganges;
4. der äußern und innern Beschaffenheit des Erdbodens, naturhistorische Forschungen.

§. 4.

Zur Erreichung dieses Zweckes dienen:

1. Ordentliche und außerordentliche Versammlungen der Vereinsmitglieder, deren Ort und Zeit durch den Vorstand des Vereins festgesetzt und den Mitgliedern zeitig bekannt gemacht werden soll.
2. Als äußeres Organ des Vereins dient eine Zeitschrift, welche durch den Vorstand des Vereins herausgegeben wird.

Digitized by Google

§. 5.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt vier Mark; derselbe wird bei der Aushändigung je eines Bandes der Zeitschrift erhoben.

§. 6.

Der Beitritt zum Verein wird schriftlich erklärt.

§. 7.

Beschlüsse des Vereins werden in den außerordentlichen Versammlungen durch absolute Stimmenmehrheit der Erschienenen gefaßt; Wahlen finden nach relativer Stimmenmehrheit statt.

§. 8.

Der Vorstand besteht aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, einem Secretär und einem Rechnungsführer, welche alljährlich von Neuem gewählt werden.

§. 9.

Der Vorstand besorgt die Herausgabe der Vereinszeitschrift; er kann zur Unterstützung in diesem Geschäfte sich andere Mitglieder des Vereins beiordnen.

§. 10.

Der Austritt aus dem Verein muß 6 Monate vor dem Ablaufe des Kalenderjahres erklärt werden, und verliert der Austretende seinen Antheil an dem Vereinsvermögen.

§. 11.

Ueber den Bestand des Vermögens der Gesellschaft hat der Vorstand am Schlusse des Jahres Rechnung abzulegen.

Digitized by Google

Vorschriften

für die

Benutzung der Vereins-Bibliothek.

---

1. Das Bibliothekszimmer des Vereins (im Erdgeschoß des Ratsgymnasiums) ist für die Mitglieder Sonnabends von 12—1 Uhr geöffnet. In besonderen Fällen kann auch die Ausgabe von Büchern Dienstags, Mittwochs, Donnerstags und Freitags von $11^3/_4$ bis $12^3/_4$ Uhr im Lesezimmer der Gymnasialbibliothek stattfinden. Während der Ferien ist die Bibliothek geschlossen.

2. Die Ausgabe erfolgt nur gegen Schein. Zum Zweck schriftlicher Bestellung werden Formulare den Mitgliedern durch den Bibliothekar, z. Zt. Oberlehrer Dr. Franke, auf Wunsch ausgehändigt. Auswärtigen Mitgliedern können auf ihre Kosten und Gefahr Bücher durch die Post zugestellt werden.

3. Die Benutzungsfrist soll im allgemeinen 2 Monate nicht überschreiten. Nach Ablauf dieser Frist muß der Entleiher gewärtigen, daß die Bücher eingefordert werden.

4. Die Rückgabe der Bücher durch Mittelspersonen bezw. Rücksendung durch die Post geschieht auf Gefahr des Entleihers.

Osnabrück, im Januar 1907.

Der Vorstand des Vereins für Geschichte und Landeskunde.

Stüve.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Georg Ludwig v. Bar,
„der beste französische Dichter Deutschlands“,
ein Vorbild Wielands und Freund Mösers.

Von Dr. phil. Schirmeyer.

„Wie ist Sokratens Pfad so traurig und verwildert?
Wer folgt dem Helden noch? Kaum hier ein Xenophon,
Und dort ein Seneca, ein Steel, ein Adison,
Und Deutschland Dein von Bar.“

Selbst unter den Osnabrücker Heimatgenossen dieses v. Bar ist die Erinnerung erloschen, daß einmal einer der Ihrigen zu einer solch erlauchten Gesellschaft großer Geister gestellt ist. Wenn jedoch kein Geringerer als Christoph Martin Wieland in den Moralischen Gedichten von 1752 [1]) diesen Platz ihm anweist, dann mag die Form des Lobes dem Ueberschwang des jugendlichen Dichters zu gute gehalten werden, im wesentlichen entsprach es doch dem Urteil seiner Zeit, der der Mann wirklich als Dichter und Denker von hervorragender Bedeutung galt. Und war auch sein Ruhm nach Wielands eigenem Zeugnis [2]) dreißig Jahre

[1]) Ausgabe von 1752, Brief I S. 7.
[2]) S. dritte Ausgabe der Moralischen Briefe, 1770, Vorbericht.

Digitized by Google

nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes, den Epitres diverses, stark verblaßt, so lassen doch wenigstens kulturgeschichtliche Erwägungen es berechtigt erscheinen, die Erinnerung an den einst gefeierten Mann wieder aufzufrischen. So gründlich ist er ja mittlerweile vergessen, daß selbst durch Familienüberlieferung nur lückenhafte Nachrichten seines Lebens, kaum Spuren seiner schriftstellerischen Tätigkeit sich erhalten haben. Nur in Umrissen fügt sich deshalb sein Lebensbild zusammen aus den biographischen Notizen der „Stammtafeln und Nachrichten von dem Geschlechte der Bar" 1840, deren Verfasser noch aus einem umfangreichen Briefwechsel schöpft, aus einigen Briefen und Berichten von ihm, an und über ihn im Barenauer Familienarchive, aus Prozeßakten der ehemaligen Osnabrücker Staats- und Justizkanzlei[1]) und des ehemaligen Domkapitels zu Minden[2]) und aus gelegentlichen Mitteilungen seiner eigenen Werke, die bei einem Dichter der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo Dichtung und Leben sich so weit von einander entfernt hatten, mit besonderer Vorsicht aufzunehmen sind.[3])

Am 10. Januar 1701 ließen der spätere Geheime Rat Heinrich Sigismund von Bar, der seit 1698 in kurfürstlich-hannoverschen Diensten in der Stadt Hannover ansässig war, und seine Gemahlin Anna Agnes Chalon gen. von

---

[1]) Jetzt im Staatsarchiv Osnabrück.

[2]) Jetzt im Staatsarchiv Münster.

[3]) Einige Lebensdaten enthalten Zedlers Universal-Lexikon Suppl. II 1751, S. 1450 und die Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöchers allgem. Gelehrten-Lexikon von Adelung, Leipzig 1784, S. 1403 f. Hier zuerst vollständiges Verzeichnis seiner Schriften. Aus beiden schöpft Rotermund, das gelehrte Hannover, Bremen 1823, wo genauere Literaturangaben, aus allen Genannten wieder die Allgemeine deutsche Biographie.

Digitized by Google

Gehlen, ihren zweiten Sohn taufen auf die Namen Georg Ludwig nach seinem hohen Paten, dem Kurfürsten von Hannover und späteren König von Großbritannien.[1]) Es war unser Dichter. Am 6. Januar 1701,[2]) dem Dreikönigstage, war er geboren: **Un propre jour des Rois, sur le soir, je suis né. Et j'ai vu mon Parain triplement couronné** — erzählt er von sich selbst. Und deshalb würde sein Geburtstag in fast ganz Europa ein Freudentag sein für alle, die gern gut leben: er muß wohl geglaubt haben, daß dann alle Welt, wie bei ihm zu Hause, Dreikönigskuchen äße.[3])

Das abwechslungsreiche Leben und der anregende Verkehr im Hause des Vaters, der bei Hofe eine besondere Vertrauensstellung einnahm, auch seit 1709 als Oberinspektor die Güter der Prinzessin von Ahlden, der geschiedenen Gemahlin des Kurfürsten, verwaltete, hat früh die Anlagen des lebhaften Knaben geweckt und beeinflußt. Auffallendes Gedächtnis, Schlagfertigkeit, Klavier- und Flötenspiel, in dem der große Händel ihn unterrichtete,[4]) erregten Aufmerksamkeit und Gefallen der vielen Gäste des Hauses. Stellung des Vaters und Sitte der Zeit brachten es gleichmäßig mit sich, daß er schon als Knabe das Französische vollständig beherrschte, und schon damals mag ihn die Gouvernante oder der Hofmeister mit französischem Wesen so

---

[1]) Taufbescheinigung für einen späteren Zweck ausgestellt am 12. August 1721. Staatsarchiv Münster, Akten des Domstifts Minden Nr. 31a Bl. 368.

[2]) Nicht 1702, wie bei Zedler, Rotermund, d. A. D. B. u. bei Goedeke angegeben.

[3]) S. seine Babioles litteraires et critiques Bd. V, Hamburg 1764 S. 7.

[4]) Vgl. ebd. Bd. V, S. 116. Händel war 1710 als Leiter der Oper nach Hannover gekommen.

Digitized by Google

völlig durchtränkt haben, daß er später als Schriftsteller keinen deutschen Satz mehr geschrieben hat. Gelegentlich erwähnte Jugenderinnerungen sind meist literarischer Art, erzählen, was er gelesen oder im Theater gesehen hat, und zeigen ihn ganz unter dem Einfluß der klassischen Literatur der Franzosen.[1]) Entscheidende Eindrücke seines Lebens werden in diese erste Zeit zu setzen sein, vor allem scheint der frühzeitige Einblick in das Treiben der Höfe, das in späterer Erinnerung immer wieder seinen Abscheu erregt, damals an ihm selbst nicht ohne Einwirkung vorübergegangen zu sein, als er mit 15 Jahren eine Lorgnette trug „pour plaire aux Demoiselles" und sein Toupet ihm mehr am Herzen lag als die Tugend.[2]) In demselben Jahre will er dann, wie er später erzählt, als freiwilliger Einsiedler den lärmenden Freuden der großen Welt entflohen sein und auf einem alten Schlosse (Barenaue?) sehr wider Willen seines Vaters, ganz in die Welt der alten Dichter sich versenkt haben.[3]) 1717 aber lebt er jedenfalls wieder völlig der Gegenwart.

In diesem Jahre beginnt der für einen Kavalier seiner Zeit unerläßliche Reiseabschnitt seines Lebens. Ein französischer Schweizer, Jean de la Forest, begleitet ihn als „Gouverneur", und die Berichte des treu ergebenen Mannes an den Vater führen anschaulich ein in Sitten und Lebensgewohnheiten der vornehmen akademischen Jugend wie in den Charakter des jungen v. Bar.[4]) Zuerst bezieht er in den Niederlanden, damals immer noch einer hohen Schule der Bildung, die Universität Utrecht zum Zwecke

---

[1]) Vgl. Bab. I S. 107, IV S. 71, IV S. 112.
[2]) Bab. V S. 91.
[3]) Epitres diverses IV.
[4]) Im Familienarchiv zu Barenaue.

Digitized by Google

juristischer Studien. Er lebt hier durchaus als reicher Kavalier, liebt es, sich und seinen Diener kostbar zu kleiden, hält eigene Equipage und Zimmereinrichtung, sieht selber gern Gäste bei sich, scheint zum Spiel geneigt zu haben — später fällt er einmal einem Falschspieler in die Hände, der ihm 1000 Gulden abgewinnt — „und bisweilen trinkt er gern". So reichen die ihm zur Verfügung stehenden, beträchtlichen Mittel nicht aus. Mit den 4000 Talern Rente, die er bezöge, könne er nicht leben, schreibt er einmal dem Vater, und der Hofmeister hat schwere Arbeit, sich und seinen Schützling, der sich natürlich seiner Beaufsichtigung möglichst zu entziehen sucht, zu rechtfertigen. Dazu wurde wohl über dem Trubel gesellschaftlicher Zerstreuungen das Studium vernachlässigt, „nicht zu vergessen die Beziehungen zu der Schönen vis-à-vis. Wenn ich ihn unter seinen Büchern vergraben glaubte, standen sie am Fenster und gaben sich ein Rendezvous" — berichtet de la Forest.

All das veranlaßte den Vater, Georg Ludwig 1718 nach Heidelberg zu senden. Hier findet er bald Zutritt und huldvolle Aufnahme am vergnügungssüchtigen, festfrohen Hofe des Pfalzgrafen Karl Philipp. Von glänzenden Festen, Maskeraden und „Wirtschaften" im Stil der Zeit weiß er viel zu erzählen. Fast täglich begleitet er die Tochter des Kurfürsten, die Pfalzgräfin von Sulzbach, auf dem Flügel. Sie schlägt ihm vor, in den Dienst des Hofes zu treten, verschiedene Aemter werden erwogen, am liebsten wäre er Musikintendant geworden, schließlich muß sich aber alles zerschlagen haben. In verbitterter Stimmung schilt er in einem Briefe vom Mai 1719 auf Land, Hof und Studium. Heidelberg tauge nur für die Reichsten; das Bier sei untrinkbar und doch könne man nicht unter einem Halben bekommen. „Wäre die Pfalzgräfin nicht ein solches Schwatzmaul gewesen, so hätte ich nicht den Kurfürsten so

Digitized by Google

viel auf meine Kosten unterhalten, nicht mit ihm morgens Billard und abends L'hombre oder Schach gespielt." Die Juristerei aber mache auf die Dauer zum Pedanten. „Laßt mich aufs Pferd steigen," bittet er deshalb den Vater. Er will Offizier werden in Paris oder Kopenhagen.

Doch der Vater wird anderer Meinung gewesen sein, und der Sohn ging nach Luneville, wo früher einmal sein Vater dem zum Bischof von Osnabrück gewählten Prinzen Karl Joseph von Lothringen die Huldigungsgrüße der Ritterschaft überbracht und wo auch sein Bruder auf seinen großen Reisen geweilt hatte. So beeinträchtigte auch hier wieder der durch alte Beziehungen veranlaßte Verkehr am lothringischen Hofe das Studium, bis eine unbesonnene Tat seiner „promptitude", die ihn schon wiederholt in Händel verwickelt hatte, ihn zu schleuniger Flucht zwang. Mit dem Degen in der Hand hatte er einen Verleumder, der über eine ihm und seiner Familie nahe stehende Dame verletzende Aeußerungen gemacht hatte, zum Widerruf gezwungen. Zur Rache hatte dessen Diener Schmähreden über v. Bar in Umlauf bringen müssen, dieser aber ihn in eine entlegene Schenke locken und durch seinen Michel verprügeln lassen „etwas stärker als nötig gewesen wäre." Auf übertriebene Nachricht von bedenklichem Zustand des Mißhandelten war er dann zunächst in ein Kapuzinerkloster, darauf auf französisches Gebiet geflüchtet und begab sich 6 Wochen später, weil er sich von der vorläufigen Ungnade des Hofes überzeugen mußte, nach Straßburg. In dieser Lage, wo es wohl galt, berechtigten Unwillen des Vaters zu beschwichtigen, fällt de la Forest über den Sohn ein bemerkenswertes Urteil: „Ich versichere nochmals und kann es beschwören, daß ich von Tag zu Tag mehr staune über den Geist des Herrn v. Bar. Ew. Exzellenz werden dasselbe überall und von jedem erfahren. Herr v. Forstner,

Digitized by Google

der Delegierter auf dem Utrechter Kongreß war, hat ihn oft genug im Vorzimmer der Fürstin wegen seines Wissens und seiner Gewandtheit allen Akademikern vorgezogen. Professor Tillius in Heidelberg hat öffentlich in einem Kolleg gesagt, wenn Herr v. Bar sich nur noch ein wenig dem Staatsrecht widmen wollte, würde er ohne Zweifel ebensoviel davon verstehen, wie er selbst, trotzdem er Professor wäre".

Um in Straßburg sich nicht wieder unter akademische Jurisdiktion stellen zu brauchen, trat er als Volontäroffizier in das Kavallerieregiment Berry ein und schlug bald darauf dem Vater vor, es ihm zu ermöglichen, mit 5000 Talern eine Hauptmannsstelle in dem Regimente zu erwerben; damit würde er fürerst eine auskömmliche Stellung haben. Der Vater aber wünschte für ihn eine Stellung in hannoverschen Diensten und forderte ihn auf, sich dem Könige vorzustellen. Nur ungern fügte sich Georg Ludwig, da der Dienst in Hannover ihm nicht zusage, zumal wenn das Geschick eines rechtschaffenen Mannes abhange von der Laune von Günstlingen und Favoritinnen. Im Herbst wird er vom Könige in Hannover in Audienz empfangen; in der Langeweile des Wartens auf eine Entscheidung sucht er Unterhaltung in der väterlichen Bibliothek und zieht unter der Hand bei preußischen Offizieren Erkundigungen ein über dortige Aussichten, da der Soldatenkönig eine Armeevermehrung plane. Ein Patent als Cornet, das ihm in Hannover angeboten wird, lehnt er ab, da er in einigen Monaten die Einkünfte eines Kapitänleutnants in Frankreich beziehen könne. „So bleibt mir nur Paris oder Berlin", schreibt er dem Vater — der Typus des Weltbürgertums seiner Zeit.

Dreiviertel Jahre später aber, im August 1721, erwarb er — man sieht nicht, weshalb die früheren Pläne aufgege-

Digitized by Google

ben wurden —, zwanzigjährig, eine protestantische Pfründe des konfessionell gemischten Domkapitels in Minden [1]) und wurde so doch noch in der Heimat ansässig. Aber erst im Mai 1724 schickte er sich an, das den Pfründnern vorgeschriebene Residenzjahr in Minden anzutreten. Sein Gesuch, da er auf „Capituli-Freiheit" eine Wohnung nicht bekommen könne, im Gronefeldschen Hause am Fischertor wohnen zu dürfen, schlug das Kapitel ab.[2]) Er hielt sich daher fortan nur soviel seine Domherrpflichten es erforderten, in Minden auf,[3]) häufig dagegen in Osnabrück, wo er vom Bischof Clemens August, der zugleich Kurfürst von Köln war, die Würde eines kurkölnischen Legationsrates erhielt.

Im Besitze eines Amtes oder wenigstens einer Würde vermählte er sich 1725[4]) mit der Jugendgeliebten, um derentwillen er einst Utrecht hatte verlassen müssen, dem adligen Fräulein Johanne Taets von Amerongen. Das Urteil des Verfassers der Stammtafeln über sie: Sie war eine sanfte und nachgebende Frau, die bis an ihr Ende dem Manne mit treuer Liebe anhing, seine widrigen Schicksale und Launen mit Geduld ertrug, aber weder die Kenntnisse noch den

---

[1]) Durch Nomination und Präsentation des Kanonikus Herm. Th. von Nehem, der damals nach dem Turnus das Vorschlagsrecht hatte (Akten des Domstifts Minden, Staatsarchiv Münster Nr. 35a, Bl. 364).

[2]) Ebd. Bl. 380.

[3]) „Die einigen Jahre, die er vor 1729 bei der Kirche alhier gewohnt", habe er nicht „seinen Topf zu Feuer bringen können", heißt es, Akten Domstift Minden Nr. 71, Bl. 66.

[4]) Nicht 1722, wie in den „Stammtafeln" angegeben, denn in einem Schreiben vom 3. Mai 1726 erklärt er, er habe sich „im Vorigen Jahre in den Evangelischen Kirchen zu Osnabrück proklamiren lassen", Staatsarchiv Osnabrück Nr. 355 Bl. 2.

Digitized by Google

Geist besaß, welche nötig gewesen wären, um diesem lebhaften und reizbaren Manne in stetem Umgange zu genügen," gibt den Schlüssel zu mancher einseitigen Aeußerung ihres Gemahls über Frauenart und Frauenwert.

Vier Kinder entstammten der Ehe, von denen zwei vor den Eltern starben.

1726 sehen wir ihn gleichzeitig in 3 Prozesse, zum Teil mit seinen nächsten Angehörigen, verwickelt. Prozessieren war für ihn wie seinen Bruder Nicolaus Joh. Christ. und, wie es scheint, auch schon ihren Vater,[1]) geradezu eine Leidenschaft. Da in seinen Prozessen Seiten seines Wesens zu Tage treten, die aus seinen theoretisch-philosophischen Grundsätzen nicht zu vermuten wären, gehört ein kurzes Eingehen auf sie zu einem Gesamtbild des Mannes und zeigt besonders deutlich die Unzuverlässigkeit einer Bewertung lediglich nach literarischen Quellen.

Zunächst klagte er gegen den genannten Bruder auf Herausgabe von 2000 Talern nebst Zinsen, die seine noch lebende Mutter ihm abgetreten habe.[2]) Und als dieser Prozeß Sept. 1727 zu seinen Gunsten entschieden wurde, lag er mit

---

[1]) Nach einem Brief des Bruders hatte dieser 44 Prozesse von seinem Vater übernommen und selber 1740 deren 47 anhängig. Stammtafeln S. 33.

[2]) Staatsarchiv Osn. K. J. C. B. 353. 1700 hatte nämlich der Vater seiner Frau 600 Tl. als Morgengabe versprochen; nachher hatte sie als echtes Kind ihrer unhistorisch gesinnten Zeit ihr gehöriges Silbergeschirr und Kleinodien verkauft. Von der dadurch auf 2000 Tl. angewachsenen Summe hatte der Gemahl ihr Zinsertrag und freies Verfügungsrecht zugestanden. Ersteren hatte sie freilich nach einer eigenen Aufzeichnung nie bekommen, da „wir fielle Schulden wegen die Kinder abbezahlt haben"; von dem letzteren hatte sie zu gunsten ihres jüngeren Sohnes Georg Ludwig Gebrauch gemacht. Da er die Schenkungsurkunde vorweisen konnte, wurde der Bruder zur Zahlung verurteilt.

Digitized by Google

dem Bruder seit Jahresfrist von neuem in Streit wegen des väterlichen Nachlasses.[1]) Nach Vereinbarung sollte ihm bei der Erbteilung das zur Erwerbung der Mindenschen Domherrnpräbende verwandte Geld nicht in Anrechnung gebracht werden. Mit Staunen hört man, daß 7000 Taler dazu erforderlich gewesen, die wohl hauptsächlich dem „Turnarius" zugeflossen waren, der an der Reihe war, zu nominieren.[2]) Nun hatte er den ihm zufallenden Teil des Erbes, vorerst 3000 Taler, auch größtenteils ausbezahlt erhalten; aber erstens war der Fälligkeitstermin verabsäumt und der Domherr dadurch auf einer Reise zu seiner Mutter nach Hannover in Geldverlegenheit gekommen, hatte in Osnabrück „mit seinen Domestiken und Equipagen 5 Wochen warten, Haus-Heuer bezahlen und sonst kostbarlich leben, folglich deshalb über 200 Taler — consumieren müssen", während er sonst bei seiner Mutter, „welche in allen Briefen das Ueberkommen urgieret" hätte, umsonst leben können, und zweitens fehlte noch eine Summe von ca. 550 fl. Es kommt zu endlosen, für damalige Verhältnisse auffallend schnell erledigten Hin- und Herberichten der Parteien, und wieder wird zu Gunsten des Domherrn entschieden.[3])

Aber der durch diese Prozesse nötige Aufenthalt in Osnabrück führte zu Verdrießlichkeiten und Kompetenzstreitigkeiten mit der Stadtobrigkeit.[4]) Als der Koch Hehmans,

---

[1]) Der Vater war 1721 unerwartet auf der Reise gestorben.

[2]) Die Berechtigung einer solchen Zahlung wurde gerichtlich anerkannt. Vgl. z. B. Akten des Domstifts Minden Nr. 35a, Bl. 42: „daß dem Cläger wegen des über die — — — Präbende ihm zugestandenen Collationsrechtes das convenirte Honorarium zuzubilligen." Bl. 45 „Damit der Collator . . . die versprochene Discretions oder honorarium erhalte."

[3]) Staatsarchiv Osn. K. J. C. B, 354.

[4]) Staatsarchiv Osn. K. J. C. B, 355.

Digitized by Google

der für 24 Taler und eine Montur bei v. Bar in Dienst stand, durch seine Frau um Zahlung eines Lohnrestes ersucht hatte, hatte dieser ihn inhaftieren, krummschließen und auf die Garnisonwache abführen lassen.[1]) Der Rat der Stadt sah in diesem Vorgehen eine Verletzung des städtischen Rechtes de non evocando, da der Koch Osnabrücker Bürger sei, und auch v. Bar, der über Jahr und Tag in „zum drittenmahl schon verwechselten und verwechselten Häusern" sich in der Stadt aufhielt, als Osnabrücker Bürger zu betrachten sei und der städtischen Jurisdiktion unterliege. v. Bar wies diesen Anspruch, sich der „plebeischen Jurisdiktion" zu unterwerfen, „unter geringen Bürgern als ihr Untertan zu stehen", weit von sich, und beschwerte sich über Unverschämtheiten, grobe Unerfindlichkeiten, mit offenbaren Unwahrheiten verknüpfte Anzapfungen; der Rat aber fühlte sich gekränkt, daß er seinen Schreiber hätte „mit ungewaschenen Händen seine Feder ansetzen oder über Attentaten klagen lassen." v. Bar appellierte an die Land- und Justizkanzlei und suchte dann durch Immediatgesuch ein Eingreifen des Fürsten zu veranlassen, wurde aber schließlich zur Auszahlung des Lohnes verurteilt. Die Angelegenheit hatte noch ihr tragi-komisches Nachspiel. Weil er Anstalten machte, nach Minden überzusiedeln, und schon fast der ganze Hausrat abgeschickt war, wandte die Frau des Kochs sich um Pfändung an den „Consul Neapolitanus", den Bürgermeister der Neustadt. Da begegnete ihr zur guten Stunde die Waschfrau mit der v. Barschen Wäsche, und kurz

[1]) Weil er nach einer spezifizierten Abrechnung v. Bars, die freilich oft recht seltsame Posten in Abzug bringt (z. B. für Apothekerkosten 2 Thl., 20 Gr., 12 Pf., „da er alles Bargeld versoffen, 3 Hemden machen lassen, mit Macherlohn 1 Thl., 10 Gr., 6 Pf.", Lohn für einen Stellvertreter, als er aus dem Dienst gelaufen 4 Thl.), nichts mehr zu fordern habe.

Digitized by Google

entschlossen brachte sie die Schiebkarre als Pfand aufs Rathaus, was für Bar doppelt fatal war, als alles andere schon fortgeschickt war, und es ihm nun an reiner Wäsche gebrach. In einem erregten Schreiben zittert seine ganze sittliche Entrüstung durch; er habe diese höchst schimpfliche Tätlichkeit sofort zu schmerzhaftem Gemüt gezogen, könne auch auf honneur versichern, daß er lieber 12 000 Taler aus seinen Mitteln entbehren, als solche Prostitution auf sich sitzen lassen wolle.

Seit 1729, wo ihm durch Konflikte mit der Regierung und dem Kapitel, auf die kurz zurückzukommen ist, Minden völlig verleidet wurde, wohnte er 15 Jahre lang ständig in Osnabrück, von wo ihn häufige Reisen nach den Niederlanden, der Heimat seiner Frau führten. Dort muß er einen nicht unbedeutenden Einfluß besessen haben. Wenigstens gelang es seinen Bemühungen, dem einst durch Friedrich Wilhelm I. aus Halle verwiesenen, derzeit in Marburg weilenden Philosophen Christian Wolff einen Ruf an die Universität Utrecht zu verschaffen. Wir müssen also auch wohl in ihm einen „Wolffianer" sehen. Als aber nach langen Verhandlungen Wolff seinem „Patron", wie er von Bar nennt, die ihm zugestellte Vokation mitteilen konnte (September 1740), hatte er gerade auch die ehrenvolle Rückberufung durch Friedrich den Großen erhalten, und so entschied er sich für Halle, ob er „gleich sonst nach Utrecht große Lust gehabt hätte."[1])

Und in diesen Jahren, wo v. Bar ohne eigentliches Amt über reichliche Muße verfügte, wurden die literarischen Neigungen seiner Jugend von neuem rege. Von holländischen Buchhändlern wurde er fortlaufend mit den neuesten Erscheinungen der französischen Literatur versorgt, und seine

[1]) Der Briefwechsel befindet sich im Familienarchiv zu Barenaue.

Digitized by Google

Literaturkenntnis wuchs ins Erstaunliche. Doch erst 1740 veröffentlichte er, fast vierzigjährig, wie ja der Niedersachse sich langsam entwickelt, sein eigenes Erstlingswerk, das zugleich sein Hauptwerk geblieben ist, die Epitres diverses sur des sujets differens, „die ersten Früchte eines Landes, das man immer für völlig unfruchtbar gehalten hatte."[1])

Er schreibt französisch und rühmt sich dessen voll Stolz in der Widmung: Jamais homme de mon Pais ne s'est encore érigé en Auteur François; je suis le premier, qui, rompant la glace, produis des Vers François de ma façon. Diese unerhörte Verwegenheit, meint er, müsse ihm notwendig einen gewissen „lustre" geben, auch wenn sie zu tadeln wäre.[2])

Der Erfolg des ersten Bandes, der ihm selbst das Geständnis entringt, das Publikum müsse doch leicht zu befriedigen sein,[3]) ermutigte ihn, 1745 ein zweites Bändchen, 1755 als dritten Teil ein Bändchen vermischter Gedichte, Rêveries poétiques,[4]) folgen zu lassen, und wenn es richtig ist, was er in der Vorrede zum ersten Bande behauptet, daß es nur ein ausgewähltes Dutzend aus einer fabelhaften Zahl ähnlicher Dichtungen enthalte, konnte ihm das nicht schwer fallen.

---

[1]) Ep. dédicatoire.

[2]) Das Deutsche ist ihm wie Karl V. eine Sprache, gut für Pferdeknechte. Epitres Bd. III S. 206:

Pour parler au bon Dieu, sachez le Castillan;
Pour parler au Beau-Sexe, apprenez le Toscan;
Apprenez le François pour parler aux Hommes.
Vous apprendrez l'Anglois pour parler aux Oiseaux,
Apprenez l'Allemand pour parler aux Chevaux.
Savez-vous le Latin? Eh bien, parlez aux Gnômes.

[3]) Préface Bd. II.

[4]) Amsterdam bei Changuion. Die Angaben bei Goedeke sind ungenau.

Digitized by Google

Die Epitres sind, was für die Zeit fast selbstverständlich ist, im Alexandrinermaß geschrieben. Der Dichter verschmäht den hohen Stil, will Einfachheit ohne Plattheit, die sich für eine Dichtungsart gezieme, die sich wende „au Bon-Sens, c'est au jugement, et non à l'imagination échauffée — man sieht, der Standpunkt Gottscheds und seiner Schule. Die Einkleidung in Briefform ist streng durchgeführt, die Adressaten sind meist typische Vertreter des gescholtenen Fehlers oder Lasters, seltener Repräsentanten gelobter Tugenden, teils geschichtliche Persönlichkeiten, teils Figuren der Literatur, unter diesen die meisten den Lustspielen Molières entnommen. Die Komposition ist ermüdend gleichartig. Das schon durch eine Ueberschrift und ein Motto angekündigte Thema wird in den ersten Versen kurz aufgestellt und dann in langatmigen Erörterungen zergliedert, begründet und durch zahlreiche Beispiele erläutert.

So mahnt der erste Brief Alceste, den Menschenfeind:

Ne nous abaissons point jusqu'à haïr les Hommes:
Si dans un sens, Alceste, ils sont ce que nous sommes.

Durch vernünftige Ueberlegung habe ich mir mein Phlegma gewonnen, auch gegen die Schlechtesten; unwissende oder bestochene Richter, ungetreue Frauen, Betrüger — sie sind zu häufig, um sich über sie aufzuregen. Mich hat man um mein Gut betrogen trotz zehnjährigen Prozesses, und doch behalte ich meinen Gleichmut. Wer vor dem Bösen flieht, ist kein Held; bleib aufrecht im Unglück, dem Sünder aber überlaß es, im eigenen Gewissen die Strafe des Frevels zu finden.

Und doch gießt er im nächsten Brief an Tartüffe seinen ganzen, temperamentvollen Haß aus über die Heuchler, d. h. in erster Linie die „scheinheiligen Frommen". Im dritten

Digitized by Google

Briefe warnt er Jourdain, den bürgerlichen Edelmann, nach Adelsrecht zu streben, denn der Bürger, der den Adel sucht, ist nicht Fleisch, nicht Fisch, etwas Halbes, wie die Fledermaus. Aber der Adel ist auch an sich nicht begehrenswert; er ist ein Joch, das wir nicht ohne Schmach abschütteln können. Die Schilderung der traurigen Lage des arm gewordenen Adligen, dem Standesvorurteile bürgerlichen Erwerb verschließen, des kunstdilettierenden Edelmanns, der sich in allen Sprachen drillen lassen, schöne Künste, Geschichte — die leider immer länger wird — Rechtskunde lernen und reisen muß, liest man nicht ohne teilnehmendes Interesse, zumal das Ganze ersichtlich ein persönliches Bekenntnis eigener Unbefriedigtheit ist und ungewöhnlich freimütig den eigenen Stand beurteilt.

Sganarelle, dem Arzt wider Willen, klagt er, wie jedermann mit dem ihm zugefallenen Lose unzufrieden sei, so auch er selbst mit seinem Lebenslauf und seiner Dichterleidenschaft, die ihn wider Willen zum Reimen treibt und die Gelegenheit verpassen ließ, in der Welt zu wirken:

L'Orgueil n'est pas mon vice, et faute d'autre Emploi,
Je me verrai toujours Poëte m a l g r é m o i.
C'est l'Arrêt de mon Sort; cloué sur un Pupître
Je dois vous addresser m a l g r é m o i cette Epître;

Ein Brief an George Dandin warnt vor der Heirat über Stand, der an Geronte, le Testateur, Oncle du Légataire universel, den Titelhelden eines Regnardschen Lustspiels, behandelt nüchtern-lehrhaft die Schwierigkeiten eines guten Testamentes, der an Sancho Pansa verficht nach dessen Wort:

Digitized by Google

Mon Enfant, tous les maux avec le pain sont bons, das allgemeine Lebensideal: Pain cuit et liberté. Als geschlossener Ausdruck einer Lebensauffassung, auf die noch zurückzukommen ist, und konsequente, wenn auch weitschweifige Durchführung des refrainartig wiederkehrenden Themas, gehört dieser Brief zu den besten.

Qui lit l'Histoire, lit la Satire de l'Homme. Darum ist er es müde, rückwärts schauend zu forschen, und darum soll in Brief VIII Partridge, ein seiner Zeit berühmter englischer Astrologe, ihn das Handwerk des Propheten lehren. In streng ernst gehaltenem Tone, doch satirisch gemeint, preist er die Kunst der Astrologen, auf die die Fürsten eher hören sollten als auf so manche ihrer elenden Kreaturen, und damit kommt er zu einer pessimistischen Kritik seiner Zeit, die in dem Satz gipfelt: Tout va mal.

Brief 9 ist eine erregte Strafpredigt an den Ritter Martin, das Luthertum, daß er den zärtlichen Johannes, die Reformierten, von sich stoße und dem Lord Peter, dem Katholizismus,[1]) der ihm täglich mehr Abbruch tue, sich gefällig erweise. Eine große Erbitterung gegen das Luthertum, dessen kirchlicher Prunk und Abendmahlslehre scharf kritisiert wird, und starke Bevorzugung des Calvinismus [2]) spricht aus dem Briefe.

Der 10. Brief ist eine rationalistische Verspottung der Sucht nach edlen Steinen, der 11., A ma Patrie, kurz gesagt, eine Schmähung der Heimat. Wohl der für den modernen Menschen unerfreulichste Zug des 18. Jahrhunderts ist sein aus dem Humanitätsgedanken allgemeiner Men-

---

[1]) Die Bezeichnungen sind Swifts Märchen von der Tonne entlehnt.

[2]) Dem seine Frau wird angehört haben.

Digitized by Google

schenliebe [1]) erwachsenes Weltbürgertum in seiner Folgewirkung der Vaterlandslosigkeit und, was wir fast noch weniger verzeihen, des Fehlens der Anhänglichkeit an die engere Heimat. „Ich hasse, offen gesagt, Westfalen gar sehr", hat von Bar als Student geschrieben und nun erklärt er: Ich bin ein Bürger dieser Welt. Was geht mich das Land an, wo ich zufällig geboren wurde? Soll ich dich lieben, mußt du dich erst liebenswert machen. Aber was soll ich lieben an dir? Ja, nennte ich nur deinen Namen, würde alle Welt mich verspotten. Und nun und später, Bd. II, Ep. X, noch einmal folgen Schilderungen seiner Heimat, der elenden Kleinstadt, des kümmerlichen Bodenbaus, des armen Landadels, der geknechteten, dummen und faulen Bauern, der bestechlichen Regierung, des rauhen Klimas, des schwarzen Brotes, der langweiligen Bürger und Frauen, der öden Geselligkeit, bei der das Gespenst des Schlafes umgeht oder das Saufen, die gallig übertrieben sind, aber doch zum Teil auch anderweit, selbst von Möser, bestätigt werden. Auch wo er sich ausschließlich mit der Stadt Osnabrück und ihrer ackerbürgerlichen Bevölkerung beschäftigt (Bd. II, 186), malt er nur in den düstersten Farben.

Der letzte Brief an Peter Marteau, Buchhändler in Köln, der seine Verse nicht hatte verlegen wollen, gibt einen Rückblick auf das Ganze, zeigt, wie das Verlangen, sich gedruckt zu sehen, schon damals so groß war wie heute, wie aber auch damals schon die meisten Bücher gekauft wurden, um sie verstauben zu lassen, und verrät ein starkes Selbstgefühl des Verfassers: Die Muse habe ihm ein zweites Le-

[1]) Im übrigen widersprechen der theoretisch oft gepredigten Toleranz häufige Angriffe auf Klerus, Dogma und Kultus des Katholicismus, die bis zu widerwärtiger Rohheit herabsinken können. Vgl. z. B. Bd. I 137.

Digitized by Google

ben in seinen Dichtungen versprochen, drum habe er die scharfen Striegel des Horaz geführt, und wenn er jetzt seinen Namen verschweige, werde doch die Nachwelt ihn einen Poeten nennen.

Brief 1 des 2. Bandes an Marphurius, den pyrrhonischen Philosophen, verficht das Recht des Zweifels jeder Autorität gegenüber, auch der der atheistisch-materialistischen Modephilosophen:

Aujourd'hui, par prudence ou par timidité,
Dans tous les noms fameux je hais l'autorité.

und bekennt sich ihnen gegenüber zu dem Grundsatz:

Il est un Horloger, je l'apprends de l'Horloge,
Et d'un Dieu Createur l'Univers fait l'éloge.

In Brief 2 wird Thomas Diafoirus, der junge Arzt in Molieres Malade imaginaire, gepriesen als Muster alter, jetzt verachteter Biederkeit, die nicht verseucht ist vom Gifte der Weltgesinnten, und viel geklagt über die Schlechtigkeit der Zeit, die Verweichlichung und Verzärtelung der Jugend seitens der Eltern, ihre Wertschätzung nichtiger Aeußerlichkeiten, ihre Frühreife:

Pour obéir aux loix de notre politesse,
A quinze ans il acquiert une langue traîtresse.
Il dissimule, il ment et, par civilité,
De mensonge en mensonge il perd sa probité.
Dans l'Ecole du Sexe instruit en l'art de plaire,
Cet art fait son savoir et sa judiciaire.

Weiter erhält Harpagon eine Vorlesung über die Häßlichkeit des Geizes:

L'Argent doit circuler; qui l'arrête en sa course,
Devroit dans l'Ocean circuler tête en bourse.

Ormin (in Molières Les Facheux), der große Projektenmacher am Hofe Ludwigs XIV, der an allen französischen Küsten große Seehäfen anlegen wollte,

Digitized by Google

wird Repräsentant der Fürstendiener, die das Geld dem Lande entziehen, wo selbst die Bettler von ihren Bettelpfennigen steuern müssen, um die Fürsten reich zu machen. Er weiß ein anderes Mittel zur Ordnung und Sicherung des Staatshaushalts: parlamentarische Mitregierung des Volkes, die vielleicht hier zum ersten Male in unserer Heimat gefordert ist:

Que suivant leurs Etats, et selon leurs Provinces,
Dans l'Univers entier, tous les Rois, tous les Princes,
Etablissent chez eux, avec discernement,
Un Corps de leurs Sujets, qu'on nomme Parlement;
Qu'il ressemble à celui qu'on voit en Angleterre
— — —
J'ai dit. Ainsi soit-il, pour le Bien de la Terre!

Perrin Dandin (der gerechte Richter in Racines Les Plaideurs) bekommt ein dem Schreiber aus tiefster Seele kommendes Klagelied über die elende Gerichtsverfassung der Zeit, die Prozeßverschleppung, Käuflichkeit und bestochene Parteilichkeit zu hören, denn die Gerichte kannte er ja zur Genüge.

Ragotin, dem von stetem Mißgeschick heimgesuchten Titelhelden in Scarrons komischem Roman, gegenüber wirft er einen Rückblick auf sein eigenes Leben seit dem Augenblick, wo nach seiner Geburt Melpomene gesprochen habe:

Le Fils, qui vient de naître, au sein de sa Patrie
Cueillera des Lauriers, sans irriter l'envie.
Ce Fils, moins vertueux qu'Avocat des Vertus,
Sera frustré des dons que dispense Vénus;
Cependant quelque affront que la leideur s'attire,
Des Peintres voudront bien en faire un beau Satyre;
Il est vrai, qu'en tout tems, accablé de Revers,
Il fera malheureux, mais il fera des Vers —

findet, daß sie recht behalten habe, tröstet sich aber mit dem horazischen Aequam memento.

Digitized by Google

Der Brief an Pater Giflot, eine Figur des gleichen Romans, behauptet, daß die meisten Sünder, die sich verdammen wollen, es noch dazu „als Sackträger, als Elende und Narren tun, die nicht einmal Vergnügen davon haben," und wieder nennt er seine Lieblingstypen, falsche Richter, ungerechte Fürstendiener, die die Schlechtigkeiten ihrer Herren auf sich nehmen, usw. Der an den Grafen von Tufiere in den Ruhmredigen des Destouches erklärt den Stolz für „die Räude unserer Seelen," der an Caritides (s. Molières Les Fâcheux) mahnt die Gelehrten, sich in ihre ärmliche Lage und in die Geringschätzung seitens der Welt zu schicken.

Brief 10 an Pourceaugnac, Gentilhomme Limosin à Limoges, gibt eine kräftige Schilderung des Modeedelmanns, der entweder in den großen Städten sich herumtreibt und indessen daheim von dazu bestellten Spitzbuben die Bauern schinden läßt, oder glaubt, aus seinem Gut ein Klein-Versailles machen zu müssen:

Deja le fier Hobereau, parlant Architecture,
Change en Palais d'Eté son antique Masure;
Les Champs, où ses Ayeux se sont tous enrichis,
En superbes Jardins se trouvent convertis;
Il vois des Orangers, des Jets-d'eau dans ces Plaines,
Où son Pere autrefois cueilloit les fruits des Chênes;
Son Pere avoit des Boeufs, des Brebis, des Moutons,
Il nourrit des Couriers, des Chiens et des Faucons.[1])

[1]) La fureur de bâtir ruïne tous les jours des Familles entières. Vgl. auch Brief 3, Bd. 1.

Digitized by Google

Brief 11 an Armande (in den Femmes savantes Molières) geht scharf ins Gericht mit Sitten und Bildung der Frauenwelt.

C'est un coup de bonheur, quand le Sage aujourd'hui
Rencontre une Moitié non indigne de lui.

Bald wird er sich von ihnen gelangweilt fühlen. Ihr Gesprächsstoff ist erschöpft mit nichtigen Kleinigkeiten der Mode, lästerndem Tagesklatsch und Spukgeschichten, bis die Spielwut ihn verstummen läßt. Sie wollen Freigeister sein und lassen sich haltlos von jedem Unglück niederschlagen. Tieferen Inhalt kann dieser Nichtigkeit des Frauenlebens nur ernstes Wissen geben, nur dürfen sie — eine gute Mahnung — es nicht merken lassen:

Osez donc renoncer aux quatre Rois des cartes,
Pour manier Leibnitz, Wolff, Newton et Descartes;
Mais, pour votre repos, gardez vous de paraître
Savante aux yeux des Foux, contentez-vous de l'être.

Die Schlußepistel an Trissotin (gleichfalls in den Femmes Savantes) verteidigt die Dichtkunst vor dem Vorwurf einer nutzlosen Beschäftigung, gestattet sie aber nach den Standpunkt der damals überall auftauchenden „poetischen Nebenstunden" nur als eine Liebhaberei für sonst doch verlorene Augenblicke und verwirft völlig das süßliche Liebesgetändel der Lyriker, der „bärtigen Nachtigallen":

Ce Rossignol barbu, dont les tendres desirs
S'expriment en cadence et riment des soupirs,
Ce Petrarque nouveau, ce moderne Tibulle,
N'est, à le bien peser, qu'un Chantre ridicule,
Les vers si mesurés, si galans et si doux,
Composent en effet le langage des Foux,

Digitized by Google

das mühsame Schmieden verkünstelter Reim- und Strophenformen, die Schmeichelkünste der Hofpoeten,

Ces Rimeurs, courtisans, ces Renards du Parnasse,
Qui vantent le Corbean, jusqu'à ce qu' il croasse,
Qui présentent aux Grands, en Poëtes madrés,
Leurs beaux Bouquets de fleurs de poison saupoudrés,[1])

wie die Schmutzliteratur:

Quand nos Peintres gaillards, lubriques Animaux,
Dans la plus crasse ordure enfonçant leurs pinceaux,
Salissent le Public d'obscènes Epigrammes,
De Contes scandaleux, de Nouvelles infames,
Les neuf Filles du Ciel ne les inspirent pas;
Comment nommer leurs vers? langage de Goujats.

Das ausgesprochene Ziel seiner eigenen satirischen Dichtung ist zu bessern:

O si, par la vertu de mes foibles Chansons,
Je pouvois à l'Enfer arracher des Tisons!

Doch weist er jede persönliche Bezugnahme seiner Satire ab und deutet eben dadurch unbewußt ihre Schwäche wie überhaupt die Schwäche der immer nur an allgemeine Typen sich haltenden Satirendichtung der Zeit an.

Schon eingangs wies ich auf die günstige Aufnahme dieser Epitres zur Zeit ihres Erscheinens hin. Deutschlands ästhetischer Oberrichter Gottsched, dessen Tribunal freilich damals schon zu wanken begann, erwähnt in seiner Ausgabe des Bayleschen Wörterbuchs Bd. III Leipzig 1743 beim Artikel Loyola S. 143 f. „den witzi-

[1]) Es ist schwer zu verstehen, wie der Dichter dieser Verse bei Goedecke, Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung Bd. III, S. 349 in das Kapitel „Hofpoeten" hat eingereiht werden können.

Digitized by Google

gen Verfaſſer der **Epitres diverses**" und urteilt über ihn: „Dieſer unſer Landsmann, welcher Herr von Barr heißen ſoll, hat alle **Regniers, Boileaux, Rousseaux** der Franzoſen, in ihren Satiren übertroffen, und von den wichtigſten Materien ein juvenaliſches Feuer gewieſen, da jene ſich mehrentheils mit Kleinigkeiten aufgehalten, oder gegen einzelne Perſonen ihre Schmähſucht ausgelaſſen haben." Und das vornehmſte kritiſche Organ der Zeit, die Göttingiſchen Anzeigen, meinen bei Beſprechung einer ſpäteren Schrift, 1760 S. 843, es werde ſchon ein hinlängliches Vorurteil (im guten Sinne gemeint) für ſie erregen, daß ſie den Herrn v. Bar zum Verfaſſer haben[1]) und nennen ihn einen „edlen Schriftſteller."[2])

Ja, er wurde ſogar für ſeine deutſchen Landsleute ins Deutſche überſetzt. 1756, 16 Jahre nach dem Erſcheinen des erſten Bandes der **Epitres**, erſchienen in drei Teilen bei Voß in Berlin des Herrn G. L. von Bar poetiſche Werke. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Der Ueberſetzer hieß C. G. Lieberhühn und war, wie die Vorrede ſchließen läßt, proteſtantiſcher Paſtor. Teile der Ueberſetzung, die ſchon vor Jahren in der Schweiz, vermutlich von Wieland,[3]) gewünſcht ſei, waren ſchon vorher in einer Monatsſchrift gedruckt worden.[4]) „Einfalt ohne Niedrigkeit", das

---

[1]) Vgl. ebenda: Wenn man nun ſagte, der Herr v. B. ſei unter allen Deutſchen der beſte franzöſiſche Dichter, würde es ein Widerſpruch ſein, in ſeinen Gedichten auch hier und da gereimte Proſe und ſchlechte Gedanken zu finden?

[2]) Das Urteil Nicolais ſ. u. — Adelung a. a. O. S. 1403 urteilt: Er hatte ſich vorzüglich der franzöſiſchen Dichtkunſt befliſſen, in welcher er alle bisherige Deutſche übertraf.

[3]) Vgl. S. 26.

[4]) Wo? habe ich nicht ausfindig machen können.

Digitized by Google

Ideal aller, die gegen den Schwulst der schlesischen Dichter zu Felde zogen, machten nach dem Uebersetzer den Charakter von Bars vortrefflichen Werken aus, und in seinen, komischen Zügen besitze er die größte Stärke — beides Dinge, die einer Uebersetzung große Schwierigkeiten bereiteten. Und über das Wie derselben fällt denn auch schon der Kritiker der Göttingischen Anzeigen[1]) das richtige Urteil, wenn er sagt: „Sehr häufige Stellen seines Verfassers hat Herr L. entweder aus Mangel genügsamer Einsicht in die Sprache der Grundschrift, oder aus Mangel genügsamer Stärke in der deutschen Sprache, oft auch, welches beinahe eben so viel ist, dem Sylbenmasse und Reime zu gehorsamen, bald ganz dem Sinne des Verfassers nicht gemäß, bald viel zu schwach und undeutlich ausgedrückt", und zu einer Stelle bemerkt, was für viele gilt: „Dieser Ausdruck muß wohl wieder ins Deutsche übersetzt werden."[2])

Besonders aber interessiert die geradezu schwärmerische Bewunderung Bars von Seiten Wielands. Die Wege des jungen Wieland lagen ja weit ab von seiner späteren Lebenssphäre. Im Frühling 1751 hatte er in seinem ersten größeren Werke, der Natur der Dinge, mit 17 Jahren ein eigenes, zwar wesentlich von Leibniz beeinflußtes, philosophisches

[1]) 1757 S. 226.

[2]) Den schroffsten Gegensatz zu dieser Anerkennung der Zeitgenossen bildet das Urteil Goedekes (Grundriß III S. 349): „er schämte sich nicht, seine platten Gedanken französisch aufzuputzen —. C. G. Lieberhühn erzeigte den Tiraden die Ehre, sie ins Deutsche zu übersetzen." Hier scheint doch ein nationaler Unmut über den französisch Schreibenden das Urteil zu beeinflussen. Bemerkenswert ist, daß noch Abeken, der von Goethes Geist Durchtränkte, in seiner Einleitung zu Mösers Werken S. 50 ohne Einschränkung von dem „geistreichen Herrn v. Bar" spricht, was nicht etwa nur nachgesprochen ist, da aus S. 55 hervorgeht, daß er die Epitres genauer kannte.

Digitized by Google

Weltsystem zu geben versucht; in demselben Jahre begann der Briefwechsel, der dazu führte, daß er Klopstock in der Dichterherberge des alten Bodmer in Zürich ablöste. Und hatte Klopstock Bodmers Gunst verscherzt, weil er in überschäumendem Jugendmut Wein und Liebe gepriesen und Zürichs Frauen und Mädchen auf offener Straße umhalst hatte, meldete Wieland Bodmers Freunde, dem Pfarrer Schinz, daß er ein Wassertrinker sei, lernte Bodmers biblische Epen bewundern und besang abstrakte Ideale der Weisheit und Tugend. In dieser Stimmung lernte er die Epitres kennen und war entzückt. „Können Sie mir nicht einige Nachrichten von Herrn von Bar geben, der die Epitres diverses gemacht hat; ich schätze diese Briefe ungemein hoch", fragt er in einem dieser Briefe.[1])

Und als er dann selber 1752 Moralische Briefe erscheinen ließ,[2]) wünschte er in der Vorrede, „daß sich jemand

[1]) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde. Zürich 1815 Bd. 1 S. 17. Vgl. ebenda S. 15 vom 20. Dez. 1751: „Ob man aber diesem Jüngling die Kühnheit vergeben soll, seine petits ours mal lechés, wie Herr v. Bar sagt, in die Welt geschickt zu haben, ist eine andere Frage." Ebenso S. 51 vom 6. März 1752 und S. 57 vom 26. März 1752 an Schinz: „Sie glauben, Herr von Bar sey in seinen Briefen zuweilen zu sehr ein Menschenfeind. Ich läugne nicht, daß seine Satyre zuweilen sehr juvenalisch ist, und daß ihn, wie er selbst genug zu verstehen gibt, ein besonderes Schicksal zuweilen sehr erbittert. Indessen frage ich Sie doch — — ob es möglich ist, wenn man sich die Menschen, wie sie wirklich sind, vorstellet, ohne Zorn anzusehen, daß die abscheulichsten Bösewichter — — den Erdboden überwältigen."

[2]) Frankfurt und Leipzig bei Fr. J. Eckebrecht. Das Titelblatt trägt als Motto die Verse:

Je ne suis qu'un pécheur, mais un pécheur soigneux
D' exercer les vertus dont il est amoureux;
Et si la liberté, Dame de mes pensées,
M'accorde des faveurs, ces faveurs sont sensées.
Epitres diverses.

Digitized by Google

finden möge, welcher fähig sey, die unvergleichlichen Epitres diverses des Herrn von Bar unserer Sprache zu schenken, ohne ihnen zuviel von ihrer ursprünglichen Stärke und Anmuth zu nehmen“ [1]), und hätte es sich zur höheren Ehre angerechnet, „diese vortrefflichen Briefe zu übersetzen, als mittelmäßige selbst zu verfertigen.“

Wecken solche Zeugnisse einer rückhaltlosen Wertschätzung, die sich noch durch mehrere Stellen der Briefe selbst vermehren lassen, [2]) ganz von selbst die Vermutung, daß der verehrte Meister auch auf das eigene poetische Schaffen des jungen Dichters eine bestimmende Einwirkung geübt habe, so bekennt dieser selbst in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der moralischen Briefe von 1762 offen seine Abhängigkeit von Bar mit den Worten: „Die Epitres diverses, welche die Briefe des Boileau an innerlichem Wert ebenso weit übertreffen, als sie von denselben an Reinigkeit der Sprache und Schönheit der Versifikation übertroffen werden, gaben dem Verfasser, der damals nicht satt werden konnte, sie zu lesen, die Idee und Lust zur Ausführung.“

Ein etwas näheres Eingehen auf die Art dieser Abhängigkeit, das des philologischen Kleinkrams nicht ganz wird entbehren können, scheint sich mir wohl zu verlohnen. Mit dem rein Formalen zu beginnen, wird schon der Titel: Moralische Briefe auf den Vers v. Bars, Bd. I., Ep. VI S. 109

Il faudroit pour le moins vingt Epitres morales

zurückzuführen sein. Daß selbst unmittelbare Entlehnun-

[1]) Diese Stelle mag der spätere Uebersetzer im Auge gehabt haben. Vgl. S. 23.

[2]) S. 20 wird Bar neben Klopstock gestellt:

Den zärtlichen Geschmack, der jede Schönheit wiegt,
Im Bar die Thoren straft, mit Klopstocks Cidli weinet
— — — — — —
Dies, Freundin, dankest du des Himmels Gabe nur.

Digitized by Google

gen sprachlicher Ausdrücke, einfache Uebersetzung einzelner oder mehrerer Verse, Uebernahme von Bildern und Gleichnissen, wenn auch nicht allzu häufig, vorkommen, beweist die Gegenüberstellung z. B. folgender Verse:

Wieland S. 62.

So lange werden wir, der Tugend Macht zu schmähn,
Antilucretien [1]) zu allen Zeiten sehn.

v. Bar Bd. I S. 93.

Vous ne trouverez pas en votre Anti-Lucrèce,
Pour vos Champs paternels, cet excès de tendresse.

Wieland S. 72.

Der ist Herodes oft, der uns Johannes scheint.

v. Bar Bd. I S. 35.

Un Saint Jean au dehors, au dedans un Herode.

Wieland S. 53.

---

[1]) Mit der Anmerkung: Dieser Gedanke gehört, so viel ich weiß, dem unvergleichlichen Herrn von Bar. So nennt er die Gemahlin des Herrn Georg Dandin im 5. Brief T. 1 S. 93. In den Bab. lit. Bd. III S. 118 bestätigt v. Bar die Neuheit dieser Wortbildung: Les Anti-Pénélopes, et les Anti-Lucrèces meritent d'être bien reçues dans le beau Langage. Elles y peuvent figurer avec les Chevaliers d'industrie. — Die Industrieritter sind also gleichfalls eine Neubildung dieser Zeit, aber ursprünglich mit anderer Bedeutung. In Ep. III 147 aber weist er hin auf Polignacs Schrift Anti-Lucreze (Anti-Lucretius) erschienen 1745, also nach Bd. I der Ep. Die eigentümliche Figur scheint Wieland besonders gefallen zu haben, ähnlich bildet er noch einem Antiportius, Antiepiktet, Antiseladon; sein nächstes Werk heißt Antiovid. Übrigens findet sie sich auch in dem Fragment Anticandide von Möser, Werke IX S. 252 ff. und vielleicht liegt hier eine unmittelbare Einwirkung auf Möser vor, zumal Candide auch v. Bar wiederholt beschäftigt hat, vgl. z. B. Babioles litteraires Bd. I S. 97 ff. den Aufsatz Sur Candide ou l'Optimisme.

Digitized by Google

Was ist des Glückes Gunst, daß wir so nach ihm rennen?
Aus seinen Lieblingen kannst Du es selbst erkennen.
v. Bar Bd. I S. 167.

Qu'est ce qu'un throne d'or, qu'est ce qu'une couronne?
Iugés en par tous ceux à qui le ciel les donne.
Wieland S. 17.

Sie (die Tugend) siehet freudig auf, wenn Donner um sie blitzen,
Und, der bey heitrer Luft gen Himmel spottend sieht,
Vor Angst Gelübde thut und in Gewölber flieht.
v. Bar Bd. II S. 10.

Entendoit-il rouler un seul coup de Tonnerre?
Le Contemteur des Dieux, le Maitre de la Terre,
Se cachoit sous son lit, où le Faquin peureux
Sans doute à Jupiter faisoit tout bas des voeux.

Ferner ist zweifellos ein guter Teil der Namen und Beispiele aus alter und neuer Geschichte, Mythologie, Sage und Dichtung, mit denen Wieland noch maßloser als v. Bar seine Lehren zu beweisen und zu beleben sucht,[1]) diesem entnommen,[2]) wie überhaupt die erstaunliche Belesenheit

---

[1]) Ich zählte bei Wieland auf 162 Seiten über 300 Namen, darunter den des Sokrates, damals neben v. Bar seines Ideals, mehr als 30 mal.

[2]) Die Entlehnung ergiebt sich wiederholt aus der gleichen Situation, in der sie erwähnt sind, z. B. Wieland S. 7. „Der Wurm, der Readham selbst und Reaumurn entgeht." v. Bar, Bd. I S. 14. „Autant que Réaumur se connoit en Insectes." Wieland S. 28 Anm. „Cardan — — — hat, wenn wir es ihm glauben wollen, den Mond beym hellen Mittag gesehen." v. Bar Bd. I S. 154. Anm. „Cardan se vantoit de voir toujours la Lune, même en plein midi." Von Molière, der sonst keinen erkennbaren Einfluß auf ihn ausübt, erwähnt Wieland den Harpagon, Tartüffe, Caritides, Jourdain, wohl nach den an sie gerichteten Briefen v. Bars.

Digitized by Google

des 18. Jahrhunderts sich vielfach aus einer weit unbefangeneren Benutzung sekundärer Quellen erklärt, als wir sie uns zu erlauben pflegen.

Viel mehr jedoch, als diese formalen Anklänge und Entlehnungen bedeutet es, daß v. Bar in weitgehendem Maße für die Welt- und Lebensanschauung des jungen Wieland vorbildlich geworden ist, wie schon daraus hervorgeht, daß Wieland 4 Briefen, dem ersten, vierten, siebenten und zehnten, ein Motto aus den Epitres diverses hat vorsetzen können.

Daß beiden als erstes und entscheidendes Motiv alles Tuns und Lassens die Vernunft erscheint, die Königin sein soll im Hause v. Bars und nach Wieland die Zeit regiert, (S. 150), entspricht so sehr der allgemeinen Geistesrichtung ihrer Zeit, daß eine gegenseitige Beeinflussung daraus noch nicht zu erweisen ist, so wahrscheinlich auch Bar für Wieland der Vermittler des Zeitgeistes auch in diesem Punkte gewesen ist.

Ein wenig persönlicher und eigenartiger ist schon ihr Haß gegen jede Art des Vorurteils. Was steht der allgemeinen Herrschaft der Vernunft mehr entgegen als altüberkommene, stets sich forterbende Vorurteile? Die Wörter „préjugé" und „Vorurteil" spielen deshalb eine noch größere Rolle als „raison" und „Vernunft." Vorurteile sind für Bar die törichtsten Sünden; sie waren der Hauptfehler seiner eigenen Jugend, Vorurteile der Bewohner machten ihm seine Heimat unleidlich; sie nehmen dem Adligen die Möglichkeit bürgerlichen Erwerbs; stiften Zank zwischen dem lutherischen und reformierten Bekenntnis und sind eine Quelle von tausend Ungerechtigkeiten vor Gericht. Und für Wieland ist das Vorurteil der Fels, an dem die meisten Menschen auf ihrer Lebensfahrt scheitern, das Hemmnis, das ihnen entgegensteht auf dem Wege zur Weisheit, die erhaben ist über Wahn und Vorurteil.

Digitized by Google

Aus jenem Gefühl der Humanität, das das 18. Jahrhundert beseelte und v. Bar wahre Herzenssache ist, sich in ehrlicher Teilnahme an dem Lose aller Gedrückten und im Glauben an das Gute im Menschen äußert, hatte er seinen ersten Brief gegen die Misanthropie gerichtet. Und Wieland verurteilt die Teilnahmlosigkeit an fremdem Leid in schroffer Form, S. 74:

Den rauhen Menschenfeind, der selber nie gefühlet,
Wie sich mit Billigkeit Asträens Strenge kühlet,
Den mögen jene leicht zu wahren Helden stellen,
Die einen Claudius den Göttern zugesellen.

oder spendet der Menschenliebe sein wärmstes Lob:

O fühlte Timon nur einmahl die Süßigkeit,
Die Lust der Menschenhuld![1])

und charakterisiert zum Schluß der Briefe die gute alte Zeit als eine solche, „da Wahrheit, Treu und Recht und Menschenliebe galten."[2])

Humanitätsideale erklären auch ihre stark hervortretende Abneigung gegen den Krieg und die Geringschätzung der Heldentaten und des Heldenruhms. v. Bar zieht den Kaufmann dem Krieger vor, dessen aufs Spiel Setzen von Leib und Leben er verspottet, Bd. II. S. 59:

Tu peux t'en délivrer, en gagnant à la guerre,
Une jambe de bois avec un oeil de verre;
Mais sans ce dur Métier, qui, soit dit en passant,
Ne vaut pas le repos du bon Négociant —

---

[1]) S. 120. Vgl. S. 18, 32, 78.

[2]) v. Bar T. II S. 63. Sois le Pere des Gueux; c'est un titre si doux,
C'est un emploi si beau, qu'il les efface tous.
Wieland S. 87. Er selber widmet oft die Müh des ersten Morgen
Und später Mitternacht, vor andrer Wohl zu sorgen.

Digitized by Google

und wer ein Stück Land urbar macht, gilt ihm mehr als der größte Kriegsheld, Bd. II S. 201:

Si tu veux défricher un seul Arpent de terre,
Je te place au dessus de nos Foudres de Gerre,

denn der Mensch „ist nicht geboren als Krieger" (Bd. II. S. 199) und der Weise „haßt die Zwietracht und den Krieg." (Bd. I S. 210.) Und Wielands Ideal „würgt keine Heere Um einen Lorbeerkrantz". (S. 54.) — Denn „Bleibt zum Sokrat gestellt ein Weltbezwinger groß?" (S. 137.)[1])

Wie aber ihre Menschenliebe Nachsicht gegen die Fehler anderer übt, die bei Bar bisweilen zu völliger Resignation gegen jede Schlechtigkeit wird, so sind auch ihre Forderungen an sich selbst nicht gerade streng. Entschieden verurteilen sie die Abwendung von der Welt, die Weltflucht:

Né sournois et chagrin, tu n'aurois pas moins tort
De chercher un Desert, pour y faire le mort.
(Bar T. I. S. 19.)

Muß man, beglückt zu seyn, nur Eulen um sich sehn?
Nein! also hat uns nicht des Himmels Gunst verlassen.
(Wieland S. 10.)

Erlaubte Freuden des Lebens heiter zu genießen, scheint ihnen die rechte Lebensweisheit:

Non qu'en Esprit bourru sottement je renonce
Aux dons du Créateur, pour vivre ainsi qu'un Bonce.
(T. II. S. 141.)

Wozu gebahrest du der Geister fühlend Heer?
Ists nicht zur Lust, zur Ruh, wozu die alle streben,
Die, zahlenlos, im Raum der ew'gen Schöpfung leben?
(S. 7.)

---

[1]) Vgl. S. 125, 144.

Digitized by Google

Und verhaßt ist ihnen alles äußere Hervorkehren selbstgerechter Tugendhaftigkeit und Frömmelei. Wohl sicher sind die Wielandschen Verse, S. 72:

Die wahre Tugend ist dem Schein der Tugend feind;
In Thaten, deren Glantz den Pöbel selbst entzünden,
Da, Freundin, wirst du stets vermumte Laster finden.
Wo jemand den Geruch der Tugend von sich streut,
Da untersuche nur des Lebens Richtigkeit —

geschrieben in unmittelbarer Erinnerung an v. Bars Brief an Tartuffe, der mit fanatischem Haß gegen die „Dévots" den Gedanken variiert: Qu'on me montre un Dévot, qui ne soit pas lascif, Fourbe, avare, orgueilleux, ingrat, vindicativ. (S. 28)

Ganz besonders charakteristisch aber sind die Berührungspunkte in der Ausmalung dessen, was sie für das Ideal eines vollkommenen Lebensglücks halten. Grundbedingung eines würdigen Glücks ist die Freiheit. „Pain cuit et liberté" war v. Bars Devise (s. o. S. 16), und nach Wieland ist des Weisen größtes Glück die Freiheit, denn

„Die Unterwürfigkeit, der Abhang von Befehlen
Erstickt die Tugend oft und bildet kleine Seelen."
(S. 94)

Doch

„Wenn war wohl je der Hof die Wohnstatt freyer Seelen?"
Drum hat v. Bar den Entschluß gefaßt:
La Cour sera pour moi le ventre de ma Mère:[1])
Je n'y retourne plus — — —

und der Weise Wielands

„meidt des Hofes Höhen,
Ihr Afterglanz reitzt nur ein blöderes Gesicht."[2])

Wahrhaft glücklich ist nur der Weise, aber auch nur

[1]) Bd. I S. 133. Vgl. oben S. 22.
[2]) S. 33. Vgl. S. 46, S. 84.

Digitized by Google

der Weise, wie sie ihn verstehen. Die wahre Weisheit besteht nicht in Kenntnis der Einzelheiten exakter Wissenschaft, in naturgeschichtlicher Erforschung des Himmels und der Erde, sondern in der Erkenntnis Gottes, des eigenen Herzens und des Weges zur Tugend. Diese Anschauungen v. Bars, die er im 1. Brief an Marphurius, den zweifelnden Philosophen ausspricht, der alle Kleinigkeiten ergründet und zur letzten Erkenntnis nicht kommt, klingen wieder, wenn Wieland fragt, S. 133:

Was weiß Hipparchus denn, wenn er in allen Sternen
Stand, Größen und Bezirk, Verhältnisse und Fernen
In Ziffern uns entdeckt? Da er die Kraft nicht sieht,
Die ihre Federn rührt, da ihn ihr Inners flieht.

Bewirkt aber wird des Weisen Glück dadurch, daß ihn, mit seinem Los zufrieden, weder Hoffnung noch Furcht in seinem Gleichmaß stört:

Ne rien craindre, ne rien désirer, c'est être Roi.
(v. Bar Bd. II. S. 39)

Sein stets zufriednes Herz ist allen Freuden offen,
Bebt vor der Zukunft nicht, wallt nicht von eitlem Hoffen. (Wieland S. 85.)

Sein tägliches Leben verläuft nach dem Rezept des Horazischen Beatus ille fern vom Getriebe der Welt auf einem ruhigen Landsitz:

De même, pour couler, en digne Solitaire,
Tranquillement mes jours, loin du Monde vulgaire,
J'eus soins de me jetter dans un Port de salut,
Dont la Bonté divine à propos me pourvut.
(Band II. S. 116.)[1])

[1]) Freilich steht gerade zu diesem Ideal idyllischer Ruhe sein eigenes Leben in besonders starkem Gegensatz.

Digitized by Google

Fern von der Fürsten Hof schließt ein zufriedner Hayn,
Sein väterliches Guth, den weisen Kleon ein. (S. 84.)

Sein Umgang sind die besten Schriftsteller, die ihm eine auserlesene, doch nicht umfangreiche Bibliothek bietet:[1])

Pour m'égager l'esprit, mes murs sont tapissés
De cent Livres divers, avec choix amassés.
(Bd. I. S. 142.)

Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pandolph in Schränke schliesset,
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. — — — (S. 86.)

Nach der Arbeit findet er Freude und Erholung in einem glücklichen Familienleben, an der Seite der Gattin, in der Ausbildung seiner Kinder, und bisweilen verstärken erlesene Freunde den Kreis der Familie:

v. Bar.

Au sein d'une Famille, où mon amour m'attache,
Tour les jours sont pour moi des Nôces de Gamache.
— -- — — — — -- — — — — — — —
J'enseigne, en m'amusant, ce grand art
(de vivre contant) à mon tour
Aux trois pauvres Marmots, qui me doivent le jour.
Pour prix de ma candeur, je puis peut être encore
Compter deux vrais Amis, que j'aime et que j'honore.
(Bd. I. S. 142 f.)

[1]) Von Bibliomanie und pedantischer Büchergelehrsamkeit will er dagegen nichts wissen: L'Homme est né pour être homme et non pour être un Livre. Bd. II S. 34.

Digitized by Google

Wieland.

Denn irret er umher an seiner Gattin Seiten,
Die holden Gratien, die frohen Zärtlichkeiten
Sind scherzend neben ihr — — — —
Und daß kein Theil ihm fehl zum reichesten Vergnügen,
Sieht er sein Bild, vermischt mit seiner Freundin Zügen,
In Kindern edler Art — — — —
Er formt ihr weiches Herz schon in der ersten Jugend,
Die noch kein Laster kennt, zur unverfälschten Tugend,
Die Freunde, die er selbst gewählet, nicht gefunden,
Hat Aehnlichkeit, Verdienst und Tugend ihm verbunden. (S. 91 ff.)

Nach einem solchen durch Weisheit geregelten Leben wird der Tod nicht schwer; er bietet nichts, das sie fürchten:

S'il ne faut que mourir, c'est une bagatelle.
(T. I. S. 148.)

Die Weisheit, die allein den Menschen leben lehrt,
Macht ihm den Tod beliebt, der andrer Ruhe stört.
Er hat nichts schreckliches vor aufgeklärte Seelen.
(S. 143.)

Ich möchte nun nicht so weit gehen, auf Grund dieser Parallelen die Moralischen Briefe als eine einfache Nachahmung der Epitres diverses zu bezeichnen. v. Bar ist Kritiker und Satiriker, er bekämpft das Laster und hält sich dabei auf dem Boden des wirklichen, bürgerlichen Lebens. Wenn auch ermüdend breit und mit übermäßigem Wortschwall, aber doch im ganzen geschlossen und einheitlich disponiert, wendet sich jeder Brief, an verschiedene, jedesmal besonders bezeichnete Personen gerichtet, gegen ein ganz bestimmtes, im täglichen Leben vorkommendes Uebel oder Laster: Misanthropie, Heuchelei, Sucht, über seinen Stand zu leben, Putzsucht, Geiz usw. Wieland dagegen verneint und be-

Digitized by Google

kämpft nicht; er ist ein Lobredner des Guten. Seine Briefe sind alle an dieselbe Adresse, Doris, d. h. seine Jugendgeliebte Sophie Gutermann,[1]) gerichtete und deshalb auf denselben Ton gestimmte schwärmerische Ergüsse, die, von unmittelbar praktischer Didaktik durchaus absehend, im Grunde immer wieder nur die drei Themata Lebensweisheit, Tugend und Liebe variieren und vom realen Leben sich so weit entfernen, daß sie in einer erdachten Idealschilderung der alten Welt ausklingen.

Diese Verschiedenheit der Stoffe bewirkt auch eine solche der Sprache. Bar reimt mit großer Leichtigkeit; aber seine Sprache der „Einfalt ohne Niedrigkeit" ist überwiegend nüchtern-lehrhaft, während Wieland schon manchen Ton von erhabenem Schwung und vollem Klang zu finden weiß, denn — das ist das Entscheidende — im Grunde ist nicht die gepriesene Vernunft, sondern die Phantasie Mutter seiner Dichtung. Der jugendlich werdende Dichter steht neben dem ausgelernten Reimer, denn einen Dichter können wir v. Bar überhaupt nicht nennen, da wir rein formale Versbegabung nicht mehr mit dichterischem Vermögen gleichstellen. Immerhin verdankt er ihm Plan und Entschluß zu einem Dichtwerk, zahlreiche stoffliche und formale Anregungen und vor allem Elemente einer Weltanschauung, und auch das ist schon der Beachtung wert.[2])

[1]) Brief an Zimmermann 21. Juni 1756, Ausg. Briefe I S. 188. Eben dieser werten Kreatur zu liebe sind auch die moralischen Briefe geschrieben.

[2]) Gleichzeitig mit den Korrekturbogen dieses Aufsatzes, dessen Wieland betreffender Teil schon aus dem Jahre 1898 stammt, kommt eine soeben erschienene Schrift von Ermatinger, Die Weltanschauung des jungen Wieland, Huber u. Ko., Frauenfeld 1907, zu meiner Kenntnis. Der Verfasser gibt S. 56 einige Andeutungen über die Epitres von Bars und sieht seine Bedeutung für Wieland darin, „daß er mithalf, dessen Geist von der aussichtslosen Erörterung

Digitized by Google

1744 hatte v. Bar die vielgescholtene Heimat verlassen und lebte 9 Jahre zumeist in Hamburg, dem Wohnsitz zweier Schwestern.[1]) Doppelt wohltuend nach der angeblichen und wohl auch wirklichen geistigen Oede seiner Heimat, wo nach seinen beweglichen Klagen seinem Schaffen jede Ermunterung gefehlt hatte,[2]) mochte er hier den anregenden Verkehr in literarischen Kreisen empfinden, mit Barthold Heinrich Brockes, dem poetischen Kleinmaler des „Irdischen Vergnügens in Gott", und besonders mit dem ihm nahe befreundeten Hagedorn, den er als Sänger des Weins und der Liebe und als Horazens Schüler enthusiastisch preist, wenn er nur nicht den einen Fehler hätte, deutsch zu dichten:

Travaille, ô mon Fils! pour l'Europe,
Puisqu' enfin tu sais imiter

---

der vorwiegend transzendentalen Fragen eines abstrakten Idealismus abzulenken und ihn auf den Boden einer praktischen Lebensphilosophie zu führen." (S. 57.) Es würde das in derselben Richtung liegen, wie die Hinwendung Wielands von Plato und den griechischen Kosmogonisten zu Sokrates, der die Philosophie „vom Himmel auf die Erde brachte." Welchen Anteil aber Sokrates selbst und welchen v. Bar an dieser Sinnesänderung hat, wird schwer zu entscheiden sein; eine nähere Begründung und Belege für sein Urteil gibt Ermatinger denn auch nicht. Und der obengenannte Unterschied der Stoffe Wielands und v. Bars bleibt bestehen, da Wieland von einer Anwendung seiner Lebensphilosophie auf Einzelfälle des Lebens absieht. Durch Ermatinger werde ich darauf aufmerksam, daß einzelne der oben in Parallele gestellten Anschauungen, besonders die Auffassung des Todes, schon in der „Natur der Dinge" bei Wieland vorbereitet sind.

[1]) Hier besorgte er also auch die Drucklegung des 2. Bandes der Epitres, die zum größeren Teil schon in Osnabrück geschrieben sein werden. Eine kalligraphisch-sorgfältige Reinschrift der Epitres von seiner eigenen Hand befindet sich im Familienarchiv in Barenaue.

[2]) Ep. Bd. 1 S. 228 f.

Digitized by Google

Voltaire, Métastase et Pope,
Daus l'Art d'écrire et d'enchanter[1].)

Sonst aber fehlt es nicht an trüben Ereigniſſen in ſeinem Leben. Schmerzlich betrauert ſtarb 1746 ſein älteſter Sohn an den Blattern, und ſein Tod brachte auch den Vater dem Tode nahe. Von einem innigen Verhältnis mehr brüderlich-kameradſchaftlicher Art zeugt ſeine Totenklage, und hier, wo es ſich um wirkliches Erleben handelt, bricht zwiſchen all dem ſelbſt jetzt noch vorherrſchenden Reflektierend-Vernunftmäßigen auch einmal ein Ton echten und tieferen Empfindens durch:

O mon Fils! mon Elève, ô mon Ami solide!
Tu n'est plus; suis-je encor? je pleure; donc je suis.
Je déplore les jours, je déplore les nuits,
Que je perdis sans toi dans ce Monde insipide.

Cher Compagnon d'étude! aimable Confident!
Tu sûs me consoler de tant de catastrophes;
En toi, mon digne Fils, j'eus tous les Philosophes.
Hélas! je les perds tous, mon Fils, en te perdant.[2])

Und ſeine Prozeſſe waren ihm nach Hamburg getreulich gefolgt und bereiteten ihm vielen Verdruß. Seit 1743 lag er mit dem Domkapitel in Minden in Streit „wegen prätendierter Präbendal- und Culinar-Revenüen." Den Irrgängen dieſes 7 Jahre hingeſchleppten Prozeſſes an der Hand eines 433 Blatt umfaſſenden Aktenbündels zu folgen, erforderte ein eigenes Büchlein, das einen Kommentar geben

[1]) Ep. III S. 26.

[2]) Ep. III S. 5 f. Immer wieder klingt der Schmerz um den Verlorenen von neuem nach. Vgl. z. B. Consolations dans l'Infortune S. 11, S. 113.

Digitized by Google

würde zu den gleichzeitigen Schriften des Klägers.[1]) Seine Wahl zum Probst von Levern 1729 hatte die Regierung nicht bestätigt, sondern die Würde dem Geh. Oberfinanzrat von der Horst übertragen, nach den „Stammtafeln", weil von Bar sich zum Vorkämpfer für die von der preußischen Regierung geschmälerten Rechte des Domkapitels aufgeworfen hatte. Er hatte sich aber schon in den Besitz eines zur Probstei gehörigen Hofes in Osnabrück gesetzt und weigerte sich, ihn zu räumen, suchte vielmehr beim Reichshofrat in Wien sowie gleichzeitig in Berlin die Anerkennung seiner Wahl durchzusetzen. Weil er infolgedessen nicht mehr in Minden lebte, hatte das Kapitel die Einkünfte zurückgehalten, die von der Anwesenheit der Domherren am Orte und der Führung eines eigenen Haushaltes abhängig waren. v. Bar berief sich demgegenüber darauf, er sei abwesend gewesen, „in militia pro ecclesia", da er in seinem Kampf für die Levernsche Probstei auch das ius electionis passivum des Mindenschen Kapitels verfochten hätte, habe auch seine Kurie nicht beziehen können, erstens, weil der Freiherr v. Bork sie in Besitz genommen und nicht habe herausgeben wollen — das Domkapitel wandte ein, von der Horst habe sie besetzt als Repressivmaßregel gegen Bars Besitzergreifung des von der Horst zustehenden Levernsches Hofes und an von Bork weitervermietet, sie aber gleich freigegeben, als Bar diesen geräumt hätte, worauf v. Bar sie an den Freiherr v Rochow vermietet hätte für einen höheren Preis, als die Kulinarfrüchte betrügen, — und zweitens weil er in Minden locum non tutum gehabt, „ohne Gefahr sich hier nicht habe dürfen sehen lassen"[2]), eben wegen seines Konfliktes mit der preu-

[1]) Staatsarchiv Münster. Akten des Domstifts Minden Nr. 71.

[2]) In dem Jahre, da d. H. Ober-Landdrost von der Osten verstorben, hat der Herr Supplicant der observanz gemäß, umb zur

Digitized by Google

bischen Regierung; aber auch das läßt das Kapitel nicht gelten, da er freien Geleitsbrief gehabt habe, auch sein zeitweiliger Aufenthalt in Minden stadtbekannt gewesen sei. Schließlich erging ein Urteil des Oberappellationsgerichts vom 11. Oktober 1746, es bei einem Urteil vom 17. Dezember 1743 zu belassen, das in der Hauptsache zu Gunsten v. Bars entscheidet und ihm die Revenuen zuspricht, falls er eidlich versichert, zur Wahrung der Kapitelsrechte abwesend gewesen zu sein. Dann aber ging der Prozeß weiter über die Höhe dieser Revenuen,[1]) und als nach Jahren eine Einigung erzielt war, ließ der genannte v. der Horst auf die Summen Beschlag legen, wegen einer ihm von v. Bar zum Teil seit 20 Jahren geschuldeten Summe von ca. 1000 Talern.

Ein besonderes Interesse gewinnt dieser Prozeß durch persönliche Anteilnahme Friedrichs des Großen. Vom 17. Februar 1746 ist ein Antwortschreiben v. Bars auf eine königliche Einladung vom 2. d. M. zu persönlicher Vorstellung datiert. Das charakteristische Schriftstück möge nach dem Konzept des Barenauer Familienarchivs im Wortlaut folgen:

Sire. Les ordres sacrés dont il a plu à Votre Majesté de m'honorer le 2 de ce Mois, ne me sont parvenus qu'avant hier au soir, ici à Hambourg, où

Hebung zu gelangen, in Persohn hierselbst einen Thaler auf dem hohen Altar opferen, mithin heimblich gleichsahm herein schleichen und nach geschehenem Opfer allso fort wieder aus dem Lande jagen müßen, worauf der Dompropst von Nehem geäußert habe, er würde das nicht um 1000 Thaler gewagt haben.

[1]) Nach einer Specification Bl. 298—307 für die verschiedenen Jahre seit 1730 betragen dieselben z. B. von Roggen, Haber, Gerste zu 28, 10 u. 20 Gr. den Scheffel berechnet, in barem Gelde für v. Bar im Jahre 1730 106 Thl. 23 Gr. 16 Pf.

Digitized by Google

depuis quelques mois — tatsächlich seit fast 2 Jahren — je cherche envain à retablir ma santé ruinée. Sire! je voudrois avoir des ailes, pour me jetter auxprès du plus grand Roi de la Terre! c'est le bonheur auquel j'ai tant aspiré; et aujourd' huy que V. M. daigne d'Elle meme m' offrir cette Consolation, mon Sort, pour combler mes disgraces, me refuse les Forces d'obéir de satisfaire mon unique ambition! quoique je ne sois plus qu'un Squelette à peine encore ambulant, le desir de vivre et de me retablir venait aujourd' huy dans mon ame, sur l'esperance de jouir un jour de la Grace royale que je viens de recevoir. Je souhaitte que le Siecle à venir voye encore V. M. faire sur son Trône glorieux les Delices de ses sujets et l'admiration du Monde.

Der im Konzept noch folgende Schluß ist durchstrichen; sein Byzantinismus mochte wohl dem theoretischen Verächter der Fürstendiener und der Hofgunst zu stark erscheinen. Am 19. November 1747 erging dann eine Anfrage des Königs an das Kapitel nach dem derzeitigen Aufenthalt v. Bars, da S. M. dem v. Bar wiederholt bezeugt habe, daß es ihm angenehm wäre, „wenn er sich einmal Ihro Selbst praesentirte", — unwillkürlich kommt der Gedanke, ob der König ihn als Schriftsteller kannte und die Möglichkeit erwägen mochte, ihn dem schöngeistigen Kreise der Tafelrunde von Sanscouci einzureihen. Er habe gehört, daß v. Bar „mehrenteils und fast beständig von Minden abwesend sey und sich entweder zu Hamburg, oder auch zu Osnabrück aufhalte."[1]) Diesem muß das Kapitel das Schreiben mitgeteilt haben.[2]) In seiner Antwort begründete er sein Fernbleiben von neuem mit

[1]) Blatt 328.
[2]) Familienarchiv.

Digitized by Google

Krankheit, „einem eingewurzelten Nervenleiden, der traurigen Folge der zahlreichen Widerwärtigkeiten seines Schicksals“ und ferner mit Zerrüttung seines Vermögens durch den Prozeß um Levern und die Unfälle in seinem Gefolge, die es ihm unmöglich machten, würdig an dem Orte zu leben, wo er als Kanonikus residiert habe.

Das Kapitel dagegen suchte die Aufhebung des ergangenen Urteils durch Kabinettsordre zu veranlassen,[1]) wurde zwar abschlägig beschieden, doch sollte es v. Bar zu seiner Rückkunft und Haltung beständiger statutenmäßiger Residenz einen Termin setzen,[2]) — wie die Zukunft lehrte, ohne Erfolg.

Als dieser Entscheid nach etwa Jahresfrist v. Bar zugestellt wurde, machte er in einem charakteristischen Schreiben vom 2. November 1748 von Barenau aus seinem Herzen Luft. Er begreife nicht, daß man ihn frage, ob er der Königl. Aufforderung gemäß seine Residenz halten wolle, der sich zu entziehen, ihm nie eingefallen sei. „Ich habe,“ schreibt er „bey Unserer Cathedral zur genüge kostbarlich residiret, ehe ich noch einen dünnen Heller dorten zu genießen hatte.“ Wohl möchte es freilich ratsam sein, allerhöchsten Orts vorzustellen, wie hart es wäre, die Kapitulare an die uralten Statuten zu binden, da sie die uralten Einkünfte leider entbehren müßten. Die Vorfahren hätten wohl Ursache gehabt, die Generalkapitel zu besuchen, „da ein jeder 3 ad 400 Tlr. Sich versprechen durfte: dahingegen nunmehro öfters unter zehn Capitulares Vier Fünf Heller zu vertheilen Sind.“ Früher seien die Kapitulare Landesdeputierte, Landräte, Regierungsräte geworden, hätten keine Akzise gezahlt, hätten ihre Präbende resignieren können, wenn ih-

[1]) Bl. 332 der Prozeßakten.
[2]) Bl. 340 vom 20. Dez. 1747.

Digitized by Google

nen das Hin- und Herreisen zu beschwerlich geworden wäre. Das alles habe nun aufgehört. „Kurtz Unser Hoch Würdiges Dom Capittul ist gäntzlich ruiniret; und wir Sollen dennoch So stricte Gebunden leben, alß wenn wir annoch die Herrlichsten Einkünfte zu genießen hätten!“ 8000 Taler habe er an seine Präbende verwandt,[1]) 27 Jahre sei er Kapitular gewesen und könne sich nun an seinen 120 Talern jährlich erfreuen.[2])

So war denn auch materiell seine Lage gedrückt, da er, seine Prozesse und seine Aufwendung für nichts einbringende Aemter[3]) seit langem vom Kapitel zehrten.[4]) Eine Hoffnung, vom Mäcenatentum Friedrichs V. von Dänemark, des fürstlichen Gönners Klopstocks, ein Amt zu erhalten, zerschlug sich. Er erhielt nur den Titel eines Conferenzrates und mußte sich dafür von dem Vermittler, dem Herzog Christian August von Holstein-Augustenburg, noch wiederholt anborgen lassen.[5]) Inzwischen hatte sein älterer Bruder, mit dem bald nach den oben erwähnten Prozessen eine Aussöhnung erfolgt und lange Jahre ein lebhafter Briefwechsel unterhalten war,[6]) sich erblindet von Frankfurt

---

[1]) Vgl. S. 10.

[2]) Bl. 413 f.

[3]) Nach einem Schreiben im Familienarchive war er 1726 Mindenscher Landrat gewesen, hatte die Stelle durch eine ansehnliche Summe Geldes erwerben müssen und von dem versprochenen Gehalt nichts bekommen. Für die Levernsche Propstei habe er 600 Tl. erlegen, die alten propsteilichen Schulden abfinden, den Hof, wohl in Osnabrück, mit 525 Tl. einlösen, nach Berlin reisen müssen — und dann sei die Propstei einem anderen geschenkt.

[4]) Das für ihn, den jüngeren Sohn, nach dem Testament des Vaters von 1717 ca. 20 000 Tl. betragen mochte.

[5]) Reste des Briefwechsels in Barenaue.

[6]) Näheres s. in den Stammtafeln, dessen Verfasser aus den jetzt verlorenen Briefen schöpft.

Digitized by Google

auf den Stammsitz Barenaue zurückgezogen. Noch immer unentschiedene Prozesse bedrohten den Bestand seines Hauses, sodaß Georg Ludwig sich entschloß, persönlich ihren Fortgang beim Reichshofrat in Wien zu betreiben. Drei Jahre, bis 1757, verweilte er hier ohne nennenswerte Erfolge [1]) und hatte dann freilich in der Zeit des Wartens Muße genug, in der Poesie Trost zu suchen.

Zunächst sammelte er 1755 die Verse der letzten 10 Jahre als dritten Teil der Epitres, mit dem Untertitel Reveries poetiques. Treffender könnte man den größten Teil als Gelegenheitsdichtung und in Reime gebrachte Einfälle bezeichnen. Schlaflose Nächte und Langeweile haben sie nach der Vorrede erzeugt, und der Dichter hätte sie einer Sammlung nicht wert gehalten, wenn sie nicht handschriftlich in Freundeskreisen verbreitet und dabei arg entstellt worden wären. Lebens- und Weltanschauung ist die der beiden ersten Bände geblieben, wie überhaupt seine Lieblingsideen immer und immer wiederkehren. Dem Hamburger Leben und Dichterkreise wird es zuzuschreiben sein, wenn zuweilen etwas Liedartiges durchdringt, anakreontische Stimmungen galanten Liebesgetändels oder behaglicher Weinfröhlichkeit, gewürzt von jener leichten Modefrivolität, oder nach dem Uebersetzer den „unschuldigen Scherzen eines liebenswürdigen Greises," wegen deren Uebersetzung er doch eine Entschuldigung für nötig hält. Einige Proben geben den besten Einblick in diese Art Poesie:

Les Vieillards (S. 124.)

Pour renvoyer toujours la Parque,
Tous les Vieillards ont des raisons.

---

[1]) Gleichzeitig verfocht er 1756 erfolgreich sein Recht, als „turnarius" für eine erledigte Canonikatsstelle in Minden zu nominieren. Akten des Domstifts Minden, Staatsarchiv Münster Nr. 80, Bl. 22 ff.

Digitized by Google

L'Homme de Cour encor doit servir son Monarque;
Le Noble Campagnard doit bâtir des maisons;
Le Plaideur veut finir ses Procès de Famille;
L'un établir son Fils, l'autre établit sa Fille:
Bref, entendez les discourir,
Nul d'eux n'a le tems de mourir.
Je pourrois terminer ma vie infortunée;
Et si la Mort — — pourtant, je voudrois bien savoir,
Si tous les Vins de cette année,
Retiendront leur goût de terroir?

Mon Age. (S. 132).

J'ai cinquante ans passés, d'abord que j'etudie,
Mais j'en ai dix de moins, envers tous les vivans.
Suis je avec mes Amis, à peine ai-je trente ans:
Et je n'en ai que vingt, quand je songe à Silvie.

Dazu noch ein Beiſpiel, bis zu welcher Albernheit dieſe Verſe herabſinken können:

Inflexibilité du Destin. (S. 86.)

Il faut que sans souper cette nuit je me couche,
C'est-là mon grand projet. Mais non, dit le Destin:
Il s'offre par harsard un pauvre coup de vin;
Je bois, et j'avale une mouche.

Gegen Schluß der Sammlung weicht die oft gequälte Munterkeit immer mehr einer düſteren Stimmung. Die Welt iſt ihm

Ein Gaſthof voller Schmutz, ein Storchneſt voller Kröten.[1])

[1]) Nach der Überſetzung S. 210.

Digitized by Google

Und bricht auch einmal ein Ton kräftigerer Leidenschaft durch:

Von Wunsch zu Wunsch, von Trieb zu Triebe
Schleppt man sein kurzes Leben,
So oft die Weltweisheit uns auch den Rath gegeben,
Nur immr ruhig wegzuleben, — —[1])

das Ende ist doch müde Resignation. Die Projets Stoiques (S. 277 ff.) predigen:

Renonçons à l'orgueil de sonder les Abîmes,
Renonçons à l'honneur de mesurer les lieux.

Viel Widerwärtiges hat er erfahren, viele ins Grab sinken sehen, seinen geliebten Sohn zunächst, seine Gesundheit verloren und viel Unrecht erlitten, aus dem seine Prozesse ihm nicht geholfen haben, und so hat er endlich die seltene und glückliche Kunst gelernt, zu leben wie ein fühlloser Stein:

Ainsi qu'en mon Jardin un vieux Hercule ignore,
Combien de belles fleurs brillent autour de lui.

In einer trüben Stunde erkennt er auch selbst die Unzulänglichkeit seine Muse:[2])

Quelle insipide sècheresse
Ne règne point en tous mes vers!
La Vérité, bâillant sans-cesse,
Semble y réver les yeux ouverts,
Ou, sur le ton d'une Quakresse,
Prêcher le Peuple à mots couverts —

und endet mit dem Entschluß, die Kunst zu besingen, nicht mehr zu reimen:

---

[1]) Ebd. S. 178.

[2]) In dem letzten Gedicht der Sammlung Espece d'ode chagrine à ma Muse.

Digitized by Google

Je veux, en digne Solitaire,
Apprendre enfin l'Art de m'aimer,
Et, dans un calme littéraire,
Me forcer même à m'estimer;
En attendant, pour me distraire,
Chanter l'Art de ne plus rimer.

In besonderem Maße aber sind die Consolations dans l'infortune en sept chants, 1758 bei Bohn in Hamburg und Leipzig anonym erschienen, dem Trostbedürfnis des eigenen Innern entsprungen und als ein Stück Lebenspoesie von einigem Interesse. Mit Recht bemerkt eine Besprechung in den Göttingischen Anzeigen, daß sie auf den ersten Blick „des Herrn von Bar Feder und Denkungsart" erkennen ließen: Auch hier kehren Gedanken und Anschauungen der Epitres auf Schritt und Tritt wieder, manchmal in fast wörtlicher Wiederholung. Lebhaft bricht der Unmut über seine Lage durch:

Mes riches Ennemis mangent toujours mon pain:
Pardonne leur, Seigneur! les crimes de leur faim.
Où suis-je? loin des miens, sans ami, sans santé,
Tel qu'un Pommier sauvage, en mon jardin planté,
Au coeur d'un rude hyuer, éternel solitaire,
Il n'ai que le Bonheur de n'avoir rien à faire.
(S. 11 f.)

Und gerade diese erzwungene Beschäftigungslosigkeit empfand der regsame Mann besonders drückend:

j'occupe, atôme oisif,
Sans métier Fainéant, un Poste lucratif.

Man hat deshalb auch das Gefühl, daß der Ton müder Ruheseligkeit, der sich durch das Ganze zieht und in den resignierten Versen ausklingt:

Digitized by Google

Le Sage vois son Siecle, il en pése l'esprit,
Le supporte en repos, ne dit mot et s'en rit,

seiner tatsächlichen Gemütsverfassung nicht entspricht, ihn wohl eher zum ruhigeren Dulden erziehen soll.

Auch die Form des reinen Lehrgedichtes ohne satirische Tendenz behagt ihm im Grunde nicht:

Sur le ton didactique, il est dur de chanter.
(S. 35.)

In bunter Reihenfolge werden nun darin, ohne daß die Einteilung in 7 Gesänge eine tiefere Motivierung findet, die mannigfachsten Trostgründe und -mittel, philosophische und reale aneinander gereiht. Viele bewegen sich im Rahmen allgemein gültiger Wahrheiten: der Trost des Christentums, daß der Tod das Ende des Leids und der Anfang des Glücks ist (S. 12 f., 74), der oft betonte läuternde Wert des Unglücks, die nie sterbende Hoffnung (S. 26), der Gedanke an all die noch schlimmeren Leiden, die uns hätten treffen können (S. 105), die echte Liebe, die sich erst im Leid bewährt (S. 108). Am besten aber schickt sich ins Ungemach, wer lernt, maßzuhalten: Réglons nos Passions. Wer sichs nach guter, alter Philisterregel auf der goldenen Mittelstraße wohl sein läßt, braucht nicht um unerreichte, höchste Ziele zu trauern. (S. 87 ff.)

Anderes ist individueller. Wenn er die Arbeit als Heilmittel preist, wird sie ihm bald ausschließlich zur geistigen Arbeit: Formons-nous donc le Goût, sçachons l'Art de penser (S. 40), und diese wieder zur Beschäftigung mit der Satire, freilich sehr zahm nur zu einer stummen Satire „de crainte d'un Echo":

Embrasser la Satyre, entre quatre murailles.
Soyez seul et riez: la Gazette à la main,
Soyez des Potentats le juge et l'Aretin.

Digitized by Google

Commentateur secret des Nouvelles publiques,
J'occupe mon esprit de Notes satyriques. (S. 48.)

Darauf folgen für ihn Stunden der Unterhaltung mit seinen Schriftstellern, die ihn trösten:

Dans un Poële chauffé, sur le dos de ma Grotte
Rochester, Hudibras, Rabelais, Dom Quichotte,
La Fontaine et Chaulieu, Petrone avec Lucien,
Chez moi dinerent tous hier et vivent bien.
Avec moi ce matin, j'ai fait diner Horace,
Boileau Young et Regnier, Apulee et Bocace.
De loin je vois venir le Doyen de Dublin,
Qui boit son vin si pur, et ne boit que du vin.
Quel caustique Etranger,[1]) quel Saxon l'accompagne ?
C'est Rabener son fils, le Swift de l'Allemagne ;
Il faut donc que sur l'heure, adieu plume et cornet !
Je soupe avec les Swifts, en mon cher cabinet.

Und dann wieder zerstreut ihn die Kunst, die Musik vor allem, die er immer geliebt und ausgeübt hat, oder die liebevolle Versenkung in die Wunder der Natur, besonders im kleinen, im bunten Schmetterling und Insekt, und die Freude an seinen Hausgenossen, Eidechse, Star, Katze und 2 Hunden, von deren Treiben er niedliche Schilderungen gibt (S. 62 ff.):

J'apprivoise un Lézard, bourgeois de mon jardin,
Qu'il est vif et prudent, pétulant et badin!
Il mange, entre mes doigts, les pépins d'une pomme,

[1]) Man beachte die Bezeichnung des einzigen Deutschen als Etranger.

Digitized by Google

Puis-je ne point l'aimer? il me croit honnête homme.

J'éléve un Etourneau, Perroquet allemand,
Bon enfant, comme moi, mais jaseur et gourmand.

Quelque jour, ô Matouche! en ta Ville natale,
De l'Empire Romain auguste Capitale,
Où j'enfante ces chants, qui m'amusent si bien,
Quelque jour, on lira ton nom et non le mien.[1])
On lira que Matouche, isabelle rougeatre,
Espiégle polissonne, en Nymphe de Théatre,
Durant six mille jours, durant six mille nuits,
A sçu donner la chasse à plus de mille ennuis,
Formant un vrai blocus, autour de son bon maître . . .
Matouche! dors en paix, en ta tombe champêtre!

Suis-je aujourd'hui rêveur, morne ou melancolique:
Cigno, mon levrier, mon bouffon domestique,
Avec Cigna, sa femme et bouffonne d'honneur,
Joue un bon Intermede, et je ris de bon coeur.

Und wirkt es nicht wie ein verstohlener Hauch frischen Lebensgefühls, wenn er die Kunst des Spazierengehens preist, die so wenige verstehen, nicht nur auf einsamen Pfaden in Wald und Feld, besonders auch auf den großen Heerstraßen, wo das tätige Leben flutet, das frisch und froh macht?

Ainsi que nos ayeux, un bâton à la main,
Marchons, et dans la Ville, et sur le grand chemins;

---

[1]) Weil d. Gedicht anonym erschien.

Digitized by Google

Le tumulte, le bruit, l'embaras, la cohüe,
Appaisent des transports, en frappant notre vüe.
(S. 66.)

In seiner sich bescheidenden Zurückgezogenheit wird ihm die Welt draußen wie das Weltgebäude im ganzen zu einem Objekt wunschloser Beachtung:

J'aime à voir le Soleil, entouré de Planétes,
Comme un Monarque en paix se nourrir de Cométes.
J'aime à voir notre Monde, en Courtisan rouler
Autour de ce bon Roi, qui chauffe sans brûler;
Dans le tems que la Lune autour de nôtre Globe,
Dance avec majesté, comme une Dame en robe
(S. 94.) —

seltsam, wie so der galante Weltmann selbst das Firmament als höfisches Parkett sieht.

Und fast fühlt er sich sogar wohl in seinem sonst so oft gescholtenen Stande:

Je serois mal plus haut, je servis mal plus bas,

und weiß sich humorvoll mit seinem Lose des Entsagens abzufinden, wenn er seine Austern ohne Zitrone essen muß und Johanni feiern ohne neuen Hering (S. 97), denn ihm bleibt ja der Wein, und er, der allezeit Weinfrohe, preist ihn in allen Sorten, den vom Kap, den seine Väter noch nicht kannten, und von Cypern, vom Rhein und von der Mosel:

Cieux! benissez le Rhin, benissez la Moselle!
En leurs vins consolants, que l'Allemagne est belle!

den Pontak und Burgunder, und den Tokayer vor allem, einen Wein, würdig seiner großen Königin Maria Theresia. Er wiegt ihn in behagliche Träume, die ihn aus seinem Unglück herausführen in glücklichere Zeiten, von Wien weg zu dem geliebten Hamburg zurück:

Digitized by Google

Aux rives du Danube, envain Themis m'enchaine,
Sur le dos de mon Alstre encore je me proméne,

und alles wird wieder neu, was ihm einmal an Gutem begegnet ist.

Nach seiner Rückkehr von Wien nahm er Wohnung auf Barenaue, wohin Frau und Tochter schon vorher übergesiedelt waren. Zwar führte er einen vom Bruder getrennten Haushalt, als „campagnard desoeuvré," (Bab. V. S. 14), doch suchte er auf die Bewirtschaftung des Gutes, dessen zunehmende Verwahrlosung er erkannte, Einfluß zu gewinnen. Die Folge waren neue Prozesse der unter einem Dache wohnenden Brüder, die erst mit dem Tode des älteren (Dez. 1765) ein Ende fanden.

Doch selbst in diesen Jahren widriger Lebensumstände und mannigfach bewegten Daseins, blieb Georg Ludwig seinen literarischen Neigungen treu.

1760 ließ er, wieder in Hamburg, ein kleines Bändchen eines merkwürdigen Gemisches von Dichtungen und Prosaaufsätzen aller Art als „Babioles literaires et critiques erscheinen. Es erlebte sogar eine zweite Auflage, und 1761, 63 und 64 folgten ihm 4 weitere ähnliche Bändchen. Zur Charakteristik des vielseitigen Mannes und zur Geistesgeschichte seiner Zeit bieten auch die Babioles eine reiche Ausbeute, wie seltsam, flach, ja geradezu erbärmlich ein gut Teil dieser Produkte auch ist, so daß man das Hauptinteresse darin finden könnte, welch erstaunliche Genügsamkeit ihres Publikums sie noch voraussetzen durften.

Die poetischen Stücke, einige gereimte Erzählungen wie „Ali", Dialoge, z. B. zwischen Sokrates und Aspasia, und reflektierende Gedichte unter dem Gesamttitel Pieces Fugitives setzen die satyrisch-didaktische Richtung der ersten Bände der Epitres fort. Bisweilen lenkt etwas wie Lie-

Digitized by Google

besdichtung in die Bahnen des dritten Bändchens ein — in der widerwärtigen Art der Zeit unterläßt sie es aber nicht zu versichern, daß die besungene Dame nur eine „Dame de mes pensees" sei.[1]) Doch kann über all das hinweggegangen werden, da es dem Dichter der Epitres keine neuen Züge verleiht. Hingewiesen sei nur auf die mit besonderer Vorliebe angewandte Form des Epigramms. In sechs Abteilungen sind über 300 Epigramme zusammengefaßt,[2]) die dem Triebe v. Bars entstammen, über alles, was er gelesen hat, sich ein abschließends Urteil zu bilden. Sie sind in die gelesenen Bücher eingetragen gedacht und liefern einen neuen Beweis erstaunlicher Belesenheit v. Bars auf schöngeistigem, philosophischem, theologischem, naturwissenschaftlichem Gebiete. Freilich liest er fast ausschließlich französische Bücher, englische, lateinische, griechische, selbst deutsche Schriftsteller meist in französischer Uebersetzung. Zumeist sind diese Epigramme, dem griechischen Wortsinne entsprechend, den Inhalt wiedergebende Aufschriften; andere sind Urteile, manche nur an die eine oder andere Einzelheit anknüpfend, viele sehr platt, das eine oder andere nicht ungeschickt pointiert. Ein paar Beispiele seien genannt:

Racine.

L'Euripide françois, rival du grand Corneille,
Poussa, plus loin que lui, l'art d'arracher des pleurs.
Prennez y garde, jeunes coeurs!
Si l'amour dort en vous, Racine le reveille,

Odes sacrées de Rousseau (d. h. Jean Baptiste, nicht Jean Jacques Rousseau).
Fortune! haine! colomnie!

[1]) Bab. IV. S. 15.
[2]) Bab. I. S. 33, 83, 136 ff. II. 31, 81, 144 ff.

Digitized by Google

Epuisez vôtre tyrannie,
Sur Rousseau par vous tant maudit.
Banni du plus beau des royaumes,
Il chante dans le ciel ses psaumes,
Ou le roi David l'applaudit.

Richardsons Pamela und Clarissa.

Les filles du bon Richardson,
En naissant, font fortune, et sont par tout heureuses.
Mais après la belle saison,
Les filles du bon Richardson
Eprouvent, quoiqu'à tort, le destin des Chanteuses.

In den Prosaaufsätzen überwiegen literarisch-kritische Interessen. Was er alles für Poesie hält, kann man sich nach der Bemerkung ausmalen, es gebe keinen Gegenstand, den man nicht gerade so gut in Versen wie in Prosa behandeln könne. Eine „recht gute Definition der Poesie" sieht er in den Versen des Brebeuf „de peindre la parole et de parler aux yeux."[1]) Aehnlich läßt er selbst einmal mit gewisser Erweiterung des Gesichtskreises einen Streit zwischen Maler und Dichter ausklingen: unsere Künste haben nur ein Prinzip: „Tout bon Poëte est peintre, et bon Peintre est Poëte".[2]) Das ist im Grunde nur eine Variation des Horazischen: „ut pictura poesis," die Anschauung der Schweizer Kritiker, der übrigens auch Möser huldigt, und gegen die Lessings Laokoon einige Jahre später zu Felde zog.

---

[1]) Bab. I. S. 13. Sur la Pharsale de Brebeuf.

[2]) Bab. IV. S 87. Sur l'Egloge. Ebd. I. S. 85.

Digitized by Google

Selbstzweck hat für ihn die Poesie nicht, sie soll Lehrzwecke verfolgen, unterrichten und bessern,[1]) im übrigen, wie schon gesagt, nur als unschädlicher Zeitvertreib bewertet werden. Erinnert man sich, daß der literarische Streit der dreißiger und vierziger Jahre des Jahrhunderts über das Wesen der Poesie, der sich an die Namen Gottsched, Bodmer, Breitinger knüpft, sich zuspitzt zu der praktischen Frage, ob Engländer oder Franzosen die würdigsten Vorbilder des eigenen Schaffens wären, so ist es interessant, zu beobachten, wie zwar alle Grundanschauungen und Muster des französisch schreibenden Dichters aus Frankreich stammen,[2]) wie aber doch die Begeisterung des 18. Jahrhunderts für England, das Land der bürgerlichen Freiheit, ihn auch die Größe der englischen Literatur ahnen läßt und so Berührungspunkte mit dem Schweizer Dichterkreise schafft.[3])

Sein Urteil über die deutsche Literatur aber entspricht seiner vaterlands- und heimatfremden Stellung überhaupt. Sie ist ihm „la basse Région de la Litterature gothique",[4]) und seltsam genug erkennt er, der franzö-

---

[1]) Vgl. z. B. Bab. IV. 89, 112.

[2]) Auf Molieres besonders starken Einfluß wurde schon hingewiesen. Corneille hat ihn zu Tränen gerührt, Voltaire ist ihm unnachahmlich (Bab. III. 17), Rousseau ein Mann voll Geist, Wissen und Verdienst (Bab. I. 107), der größte Lyriker (IV. 50), aber bald weise, bald verabscheuungswürdig (IV. 74), und dramatische Begabung spricht er ihm völlig ab (IV 90).

[3]) Wer die Majestät des verlorenen Paradieses nicht fühle, sei stumpfsinnig, wer sich seinen Schwächen erschließe, ein Fanatiker (Bab. II. 21), Richardsons Pamela, das Entzücken der damaligen Lesewelt, macht auch ihn zum „Pamelisten" (III. p. 54), und besonders im hohen Lob der englischen Wochenschriften berührt er sich mit Möser. (Bab. I. 33, 66 ff.)

[4]) Bab. V. 45.

Digitized by Google

sische Schriftsteller, den Grund ihres Tiefstandes selbst in der Ausländerei, der Vorliebe der Höfe und des schönen Geschlechts für die fremden Sprachen.[1]) Außer den ihm persönlich bekannten Gottsched, Brokes, Hagedorn, nennt er gelegentlich Hofmanswaldau, Benjamin Neukirch, den Hofpoeten des ersten preußischen Königs, Haller, Rabener,[2]) Zachariae, Geßner, Lichtwer;[3]) Lessing bekommt das Lob „eines schönen Genies";[4]) er erkennt an, daß Deutschland Dichter besitzt, die die Ironie trefflich zu handhaben wüßten[5]), — wirklich war ja Ironie und Satire neben der geistlichen Dichtung die Hauptstärke des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, — aber alles das trägt durchaus den Charakter des Gelegentlichen und Nebensächlichen.

Sich selbst schätzt er in erster Linie als Satiriker und Kritiker ein und zwar nicht niedrig: j'ai du sel à repandre. (Bab. II. S. 4.) Auch das einzelne Dichtwerk wird ihm deshalb mehr ein Objekt kritischer Betrachtung als ästhetischen Genusses. Doch geht die Kritik über kleinliche Bemängelung der äußeren Form nicht hinaus, in jener geistlosen Art, wie sie Abeken in der Frühzeit Mösers herr-

---

[1]) Ebd. S. 64, Bab. III. S. 37.

[2]) Den „brave Swift de l'Allemagne". Bab. II, S. 83 und Cons. S. 52.

[3]) Les Anglois et les François surtout commencent à revenir de la mauvaise opinion, qu'ils avoient jadis, de tous les Poëtes allemands. Depuis que les Poesies de M. M. de Haller, de Gesner, de Gellert, de Lichtwehr, de Lessing ets. ont été traduites en François, ont devient assez curieux de connoitre les autres Poetes de reputation — — — handschriftlich zu dem erwähnten Gedicht an Hagedorn. Vgl. S. 37.

[4]) Bab. I. p. 11.

[5]) Cons. S. 52, den Rennomisten nennt er eine sehr geistreiche Satire gegen die akademische Jugend.

Digitized by Google

schend fand.[1]) Da will ihn z. B. eine Dame aufgefordert haben, Boileau, den er seinen Lehrer nennt, wegen seiner Satire auf die Frauen zu „chikanieren," und er geht nun daran, ihm zehn Seiten lang seine Sünden vorzuhalten, wie in den Versen:

Un boeuf pressé de l'egillon,
Traçat à pas tardif,

fünf „a" aufeinander folgten, usw.—und gleich ist er auch mit Besserungsvorschlägen bei der Hand, denn das Recht, fremde Dichtungen angeblich zu bessern, „de nettoyer" nimmt er ausdrücklich in Anspruch und übt es gern.[2])

Eindringender ist die ästhetische Betrachtung der Dichtarten. Besonders gern grübelt er über die Fabel.[3]) Nach Lafontaines Grundsatz: „Diversité c'est ma Devise", weist er es ab, sie in die Vorschriften bestimmter Formeln einzuzwängen. Ein gutes Gefühl läßt ihn in vielen Fällen die angehängte Moral, jedenfalls aber die Form des Fabula docet verwerfen. Wird eine Moral hinzugefügt, soll sie von einem Beteiligten, nicht vom Dichter ausgesprochen werden. Die den Tieren in den Mund gelegten Reden sollen auch ihrem Charakter entsprechen — die kürzesten Fabeln sind die besten, doch tadelt er Lessing, weil er Aesop statt Phädrus zum Muster genommen habe und verficht seiner Theorie gegenüber das Recht, die Fabel durch weiteren Schmuck zu zieren. Wenn er nur das Wie nicht durch eigene Dichtungen hätte zeigen wollen! So verwässert er den Satz Lessings: „Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner näheren Bekanntschaft" in die 8 Verse:

Les Grands, que l'Ennui force à hanter des Petits,

---

[1]) Vgl. Abeken, Mösers Werke I, S. 32.

[2]) Vgl. Bab. IV 50. III 48.

[3]) Bab. II p. 59 ff. Bab. III p. 102 ff. Bab. IV p 136.

Digitized by Google

Se choisissent souvent d'étranges Favoris.
Malgré sa Majesté terrible,
Un vieux Lion, pour s'amuser,
Se plaisoit beaucoup à jaser
Avec un Lievre, fou sensible
A l'honneur d'amuser un Roi.
Bien d'autres Animaux sont fiers de cet emploi.

Höher als die Fabel stehe die Parabel,[1]) weil ihre Begebenheiten wirklich hätten geschehen können. Er empfiehlt die Parabeln des neuen Testaments in einer Art Zyklus lebender Bilder mit schilderndem Text zu behandeln. Besäße er Einfluß in der Republik der Wissenschaften, würde er diesen Plan an alle Akademien versenden, — eine oft wiederholte Wendung.

Gern stimmt man ihm zu, wenn er sich ärgert über die unnatürlich geistreichen Hirten der immer noch beliebten Schäferdichtung mit ihren süßlichen Tändeleien und unwahren Maskeraden[2]), — leider aber will er auch hier wieder seine Theorien durch eigene Dichtungen beweisen und beweist in ihnen nur das eigene Unvermögen. Mit komischer Wichtigkeit wird dabei das Neue erläutert, wenn er z. B. statt der Hirten zwei Amateurgärtner einführt, — ihre Schäfernamen Alcidor und Timantes müssen sie behalten, um die Anhänger des Alten nicht zu sehr in Harnisch zu bringen, — die wechselseitig einander in die Gärten schielen, um die Erfolge des anderen zu beobachten, und nebenbei Zeit genug haben, sich zu verlieben, der eine in eine lebhafte Brünette, der andere in eine sanfte Blondine, — das sind dann „die kleinen Kontraste", auf die er als Kunstmittel besonders stolz ist.

---

[1]) Bab. II S. 71 ff.
[2]) Bab. IV S. 82 ff.

Digitized by Google

Das Epos mußte nach seiner Meinung vom Parnaß stürzen seit der Ausrottung des Heidentums, — die Epik des Mittelalters, der Renaissance und der eigenen Zeit muß ihm fremd geblieben oder der Beachtung nicht wert erschienen sein. Um so stärker aber hat die dramatische Dichtung sein kritisches Interesse erregt.

Die historische Verstragödie der Franzosen ist ihm das Drama schlechthin. Historische Kenntnisse der Hörer aber beeinträchtigen seine Wirkung. Ein Beispiel, wie das gemeint ist:

„Dès mon enfance j'ai beaucoup aimé le Conte d'Essex, le Chef-d'oeuvre de Th. Corneille. Le comte d'Essex m'a couté bien de larmes, je l'avoue avec plaisir. Dès le jours, que la Chronologie m'apprit, que la Reine Elisabeth étoit agée de 68 ans, lorsqu'elle prétendit encore être tendrement idolatrée par Essex: je n'ai plus pleuré, je l'avoue encore."[1])

Die Monologe werden für Lückenbüßer erklärt, in der Komödie die grellen Kontrastwirkungen des Schwarz und Weiß, des Scheusals und Tugendbolds verworfen.[2]) Das Charakterlustspiel verdiene noch immer in erster Linie berücksichtigt zu werden; seine Typen seien noch längst nicht erschöpft; so schlägt er vor eine „fausse devote", eine „femme avare," eine „Joueuse", da doch „seit langem ganz Europa eine einzige hohe Schule des Karten-

[1]) Bab. I S. 109. Seitdem Bayle gezeigt habe, wie verächtlich die Berenice gewesen sei, hätten in gleicher Weise die gleichnamigen Dramen des Corneille und Racine ihre Zugkraft verloren. Bar führt deshalb eine Szene aus, wie er sich eine neue Behandlung denkt, in manchmal nicht ungeschickt zugespitztem aber endlos langem Dialog: Berenice spricht einmal 53 Verse in einem Atem, doktrinär vollgespickt mit den Dogmen rationalistischer Philosophie.

[2]) Bab. IV S. 90 ff.

Digitized by Google

spiels ist," eine „Superstitieuse", — man sieht, nicht viel Neues, ins Weibliche übertragene altbekannte Lustspielfiguren, wie der Geizige und der Spieler, oder, wie in Gellerts Betschwester schon vorher behandelt. Auch hier leitet ihn der Gedanke an den moralischen Zweck, durch Geißelung des Fehlers zu bessern, bei der Wahl der Stoffe.

Und auch die Oper ist ihm in erster Linie eine Tugendschule — für Könige und Hirten. In ihr erkennt er wie alle Welt den Italienern die Palme zu. Von Haus aus ein Freund und eifriger Pfleger der Musik, wird er in Hamburg, wo 60 Jahre lang die beste deutsche Oper bestanden hatte, seit 1640 aber wie überall sonst italienische Sänger eingezogen waren, in seiner Vorliebe und Wertschätzung der Oper besonders bestärkt sein.[1])

Kritische Streifzüge ins Gebiet des Altertums sind seltener. So unternimmt er gleich im ersten Aufsatz eine Rettung des Horaz. In einer Anmerkung der zweiten Auflage verweist er auf Lessings ihm inzwischen bekannt gewordene Abhandlung über den gleichen Gegenstand und hat wenigstens das Gefühl, daß sie seine eigene übertrifft, wenn er auch den weltweiten Abstand nicht gehörig einschätzt: dort philologisch-kritische Beweisführung, hier ein breites, mit billigen Scherzen untermischtes Raisonnement.

Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen abseits des Aesthetisch-Kritischen ist mehr gelegentlicher Art. Z. B. erörtert er Zahlenprobleme, die heilige Zahl 9[2]) und be-

---

[1]) Vgl. Bab. IV S. 55.

[2]) Z. B. die Beobachtung Fontenelles, daß die addierten Zahlen des Vielfachen von 9 stets 9 oder ein Vielfaches von 9 ergeben, z. B. $2 \times 9 = 18$, $1 + 8 = 9$, oder die Entdeckung Mairans, daß, wenn man die Ziffern mehrstelliger Zahlen umstellt, die Differenz dieser Zahlen immer 9 oder ein Vielfaches von 9 ist. Z. B. 12, umgestellt 21. $21 - 12 = 9$. Bab. V S. 29 ff.

Digitized by Google

kämpft den an sie sich knüpfenden Zahlenaberglauben, interessiert sich für Leibniz' Versuche einer allgemeinen Weltsprache, empfiehlt aber seinerseits mehr das Studium des Italienischen, des guten Eindrucks wegen in der Gesellschaft und um beim Papst Audienz zu erhalten,[1]) bekämpft auf historischem Gebiet die Fabel von der Päpstin Johanna,[2]) sucht in etymologischer Spielerei allen Sprachen gemeinsame Wörter wie Skorpion, Elephant, Tiger, Panther, Rose und verteidigt dabei das griechische Fremdwort im internationalen Verkehr und weist einseitigen Purismus zurück. Ein wie bezeichnendes Licht wirft es auf die primitiven Anfänge unserer Sprachwissenschaft, wenn der Kritiker der Göttingischen Anzeigen dazu noch eigens glaubt bemerken zu müssen, „daß die Sprachen der europäischen Völker alle diese Wörter aus einer einzigen können erhalten haben"![3])

Encyclopädien, Wörterbücher, Kataloge und Bücherlisten sind ihm wichtige und gern benutzte Bildungsmittel, — und so gehen auch seine eigenen Bestrebungen aufs Katalogemachen aus. Da gibt er einmal eine Liste berühmter Blinder, eine andere, die beweisen soll, daß Armut nicht eine naturnotwendige Begleiterscheinung des Dichtens sei und besonders zwei lange, Hunderte von Namen umfassende Kataloge berühmter Kanoniker, um das Vorurteil zu vernichten, diese gäben sich einem müßigen Wohlleben hin. Freilich dürften, wie „au bon vieux temps", „in der guten, alten Zeit" — die also damals schon gerade so weit zurücklag wie heute, — nur Kenner des Lateinischen und

---

[1]) Bab. I S. 97, II S. 24.

[2]) Bab. V S. 109.

[3]) 1760 S. 843. Und wie bedeutend erscheinen demgegenüber die etymologischen Bemühungen und Leistungen Mösers!

Digitized by Google

Griechischen, nicht Leute, die nur Sinekuren suchten, gewählt werden. In schönster Eintracht stehen in diesen Listen — in die, um die Leser nicht zu ermüden, einmal Les amours d'Orose et d'Agathe eingeschoben sind, — Adam von Bremen, Bonifaz VIII, Copernicus, Stanislaus Hosius, Ewald March an St. Johann in Osnabrück neben Vater Gleim, Lavater, Geßner, Haller, Lichtwer usw.[1])

Auch als Volkswirt will er sich zeigen mit einem „ganz selbständig erfundenen" und, wie es scheint, ernsthaft gemeintem Vorschlag, die Staatsschulden bezahlen zu können. Das Steuerzahlen müsse zu einem Ehrenamt erhoben und alle Unwürdigen, Götzendiener und Gotteslästerer, Häretiker und Sektierer, Adlige ohne echten Adel, unwissende Geistliche, Richter, Aerzte, Advokaten, schlechte Poeten, untüchtige Soldaten, pflichtvergessene und betrogene Ehemänner, Personen, deren legitime Geburt bezweifelt wird, fallierende Großkaufleute, solche, die sich für reicher ausgeben, als sie sind, und noch manche andere von dieser Ehre ausgeschlossen werden. In jährlichen Listen müßten ihre Namen ebenso wie die der wackeren Bürger, die steuern dürften, bekannt gegeben werden.[2])

Und endlich ist er auch Pädagoge. In einem Aufsatz über die lateinische Sprache fordert er, daß man Kinder, die nun einmal die Grammatik verabscheuten, auch nicht mit dem Lateinischen quälen solle und bricht dann eine Lanze für das Griechische. Sehr mit Unrecht halte man es für entbehrlich. Die griechische Grammatik ergebe die beste Einführung in die Gesetze aller anderen Sprachen; in Deutschland, England, Holland solle man mit der Erlernung des Griechischen beginnen, weil es der Muttersprache

[1]) Bd. I S. 118 ff., II S. 99 ff.
[2]) Bd. IV S. 101 ff.

Digitized by Google

am nächsten komme. Beweis: die ersten Worte des Kindes, Papa und Mama, seien griechisch. Die damaligen Lehrmethoden seien nicht schlecht. Dagegen verwirft er die Gratislateinschulen, die das Anwachsen des gelehrten Proletariats und der Bettelorden beförderten. Im übrigen: Quos Jupiter odit, Ludimagistros facit. Deshalb zollt er ihnen herzliches Mitleid und weiß als praktischer Mann auch, was besonders not tut: bessere Bezahlung und höhere Wertschätzung: De crainte de voir la Barbarie retourner sur ses pas honteux dans toute l'Europe payons mieux, et honorons d'avantage, tous ceux qui se consacrent au penible metier d'enseigner le Grec et le Langage de l'ancienne Rome.[1])

Und im nächsten Aufsatz nimmt er sich des unglücklichen Geschlechts der maîtres de langues, der Sprachlehrer der modernen Sprachen an, deren Verachtung ihn seit seiner Kindheit geschmerzt habe. Und sie hätten doch so hohe und alte Ahnen, Adam selbst, als er die Tiere benannte, und Eva, die mit feinem Sprachgefühl ihn wird verbessert und in weiblicher Redseligkeit die zweisilbigen Wörter erfunden haben.[2])

In den Jahren des Barenauer Aufenthalts müssen alte Beziehungen zu Justus Möser wieder aufgenommen und zu einem näheren Verkehr geworden sein. Nicolai erzählt in seiner Biographie Mösers zum Jahre 1746: „Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drei Bände Epitres diverses in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die französische Sprache und Versifikation nicht ohne

[1]) Bab. III S. 67 ff.
[2]) Bab. III S. 79 ff.

Digitized by Google

Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine Tochter, eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Möser außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beigetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Charakter sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war." Daß Nicolai in der Datierung irrt, da Bar zu der Zeit in Hamburg lebte, bemerkt schon Abeken; die Tatsache selbst zu bezweifeln, sehe ich keinen Grund. Das älteste Zeugnis der Bekanntschaft ist ein inhaltlich unbedeutendes Trostgedicht Bars an die Witwe des ihnen beiden eng befreundeten[1]) von dem Bussche, das Möser seiner 1756 herausgegebenen und dem Andenken des Verstorbenen gewidmeten Schrift vom Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften voranstellte. Das Barsche Gedicht muß aus früherer Zeit stammen, da auch von dem Bussches Witwe 1756 schon gestorben war; es wird aber dem Abdruck eine briefliche Verständigung mit Bar, der 1756 in Wien lebte, vorausgegangen sein, und eine solche setzt wieder nähere Beziehungen der beiden Männer aus schon früherer Zeit voraus. Und es scheint ja auch so einleuchtend, daß Möser, als er nach Vollendung seiner Studien 1742 sich als Advokat in seiner Vaterstadt niederließ, als ein schöngeistig interessierter Mann den Verkehr v. Bars gesucht hat, der zweifellos als eben hervorgetretener Schriftsteller zu den bekanntesten Physiognomien der Stadt gehörte.

---

[1]) Er reiste eigens von Pyrmont nach Hamburg, um v. Bar über den Tod seines Sohnes zu trösten. Ebd. S. VII.

Digitized by Google

Als 1761 Möser seine geniale Verteidigung des Harlequin oder des Groteſk-Komiſchen veröffentlichte, ſchrieb ihm Bar in einem zufällig in Abbts Schriften erhaltenen Brief,[1]) er ſei während ſeines Wiener Aufenthalts zunächſt gleichfalls dem Direktor der Wiener Theater, Graf Durazzo, gegenüber für den Harlequin eingetreten, habe dann auf Bitten der Neuberin, die bekanntlich mit ihrer Truppe das regelmäßige Drama Gottſchedſcher Schule durchzuſetzen und den Harlequin von der Bühne zu verdrängen ſuchte, — dont j'etois amoureux à Strassbourg, c'est à dire, dans un tems qu'elle étoit encore sage, et que je ne l'étois pas encore, — gegen ihn aufgetreten. Man habe darauf in Wien einen Mittelweg eingeſchlagen, den Hanswurſt nicht ganz fallen laſſen, weil dann die Theater leerſtehen und der für die Armen beſtimmte Ertrag dieſen verloren gehen würde, ihm aber mit Rückſicht auf den häufigen Beſuch der Majeſtäten Plattitüden und Zweideutigkeiten unterſagt. Was ſeitdem Préhauſer, der gefeierte Hanswurſt der Wiener Bühne, als tölpelhafter Salzburger Bauer aus der Figur gemacht habe, würde auch Möſer verachten. Gelänge es aber, eine Reform des Harlequin durchzuſetzen und Schauſpieler zu finden, die nach Figur und Geiſt zum Harlequin paßten, würde er, wie Bar mit einem Scherz ſchließt, früher in ſeine Rechte auf der Bühne wieder eingeſetzt werden, als er, von Bar, in ſeine Probſtei Levern.[2]) Man ſieht, Bar umſchreibt eigentlich nur Gedanken Möſers ſelbſt, ſcheint freilich dabei die Hauptſache gar nicht zu merken, wie nämlich Möſer zu ſeiner und aller Welt Theorie in Gegenſatz tritt, wenn er den Maßſtab der Nützlichkeit und Sittenbeſſerung der Poeſie

[1]) Dritter Teil. 1771.

[2]) S. o. S. 39.

Digitized by Google

verwirft und sie nur als Quelle der Freude betrachtet: „daß ich das Vergnügen meines Nächsten zu meiner Hauptabsicht erwählt habe.“ [1])

Im von Barschen Familenarchive liegt ein ausführliches, leider undatiertes Gutachten Mösers über die Anerkennung des holländischen Adels der Gemahlin von Bars in Deutschland, und endlich war Möser im Besitz sämtlicher Schriften v. Bars, die ihm wahrscheinlich vom Verfasser selbst gewidmet waren;[2]) der 5. Band der Babioles wenigstens trägt die eigenhändige Aufschrift v. Bars:

Pour Ms. Möser le Conseil-Criminal et non criminel.

In aeterna memoria manebit Justus. — Ps. III v. 7.

Der ganz niedliche Scherz spricht doch für eine gewisse Vertraulichkeit des Umganges; die väterliche Freundschaft, die Möser im Alter dem Enkel Herbort von Bar erwies, wird deshalb auf alte Familienfreundschaft zurückzuführen sein. Wollte man aber daraus auf eine weitergehende literarische Beeinflussung Mösers durch v. Bar schließen, wäre das gerade so verkehrt wie die Annahme, die beiden Männer seien zu verschieden veranlagt gewesen, um befreundet sein zu können, — grundverschieden waren z. B. Möser und Nicolai ja auch. Wohl ist nicht zu übersehen, daß auch Möser in seiner Jugend durchaus in französischer Bildung wurzelt; es mag sein Geschmack und sein Urteil in dieser Richtung von v. Bar gefördert sein, daß aber Nicolai in seiner Annahme eines in Osnabrück für die geistige Bildung Mö-

[1]) Mösers Werke Bd. 9 S. 75.

[2]) Jetzt in der Bibliothek des Ratsgymnasiums zu Osnabrück. Zwei Schriften, die Consolations dans l'Infortune und den Anti-Hegesias, habe ich überhaupt nur hier auffinden können.

Digitized by Google

sers besonders günstigen Bodens zu weit geht, beweisen die erwähnten Klagen v. Bars selbst zu deutlich. Gelegentliche stoffliche Anklänge ihrer Lebensanschauungen, ihrer Humanität und Friedensliebe z. B.,[1]) ihrer ästhetischen Grundsätze,[2]) ihrer Kritik der heimischen Zustände, der gesellschaftlichen Oede z. B. und des geistigen Tiefstandes des Adels, sind bei Zeit- und Heimatgenossen nicht weiter auffallend; etwas mehr mag der eine oder andere literarische Anklang, besonders im hohen Lob der englischen Wochenschriften, bedeuten; im ganzen waren doch die beiden Männer, v. Bar das echte Kind seiner Zeit und Möser der Antagonist seines Jahrhunderts, der heimatfremde Kosmopolit und der größte Heimatschriftsteller des 18. Jahrhunderts, so völlig anders geartet, Möser auch mit den Jahren so sehr ein Eigener geworden, daß es sich kaum verlohnen möchte, im einzelnen nach Spuren literarischer Beeinflussung durch v. Bar zu suchen.

Es scheint ihm auch literarisch v. Bars Tochter, die jenem Kreise schöngeistig und wissenschaftlich zugleich gebildeter Frauen des 18. Jahrhunderts zuzuzählen ist, näher gestanden zu haben, als der Vater selbst. Auch sie schreibt ihm beispielsweise über den Harlequin (Mösers Werke, hg. von Abeken, B. 10 S. 93 f.), und während der Vater eine Geschichte erzählt, sucht sie Möser literarisch zu würdigen und die Besprechung, die die Schrift in den Literaturbriefen erfahren hatte, zu kritisieren. Uebrigens macht ja auch schon

---

[1]) Vergl. z. B. a. a. O. S. 67: und hoffentlich wird man mich (den Harlekin) auch nicht aus einer andern Welt verbannen, worin so viele Toren zum größten Dienst der Weisen geduldet, ja selbst die Helden, welche so manches fromme Christenkind mit ihren scharfen Säbeln ums Leben bringen, nicht allein ehrlich begraben, sondern wohl gar vergöttert werden.

[2]) Vergl. S. 54.

Digitized by Google

Nicolai einen feinen Unterschied, indem er beim Vater von vertrauter Freundschaft, bei der Tochter vom Beitrag zu seiner Bildung spricht. Und so mag das Genrebildchen, das Levin Schücking im Malerischen und Romantischen Westfalen (S. 183, 4. Aufl.) zeichnet, im Kerne wenigstens Wirklichkeitsschilderung sein: „Möser saß zu Hause voll stiller Verehrung zu den Füßen der geistreichen Demoiselle de Bar und hörte ihr bildendes Gespräch über die epîtres diverses ihres Herrn Vaters, über die Marquise du Chatelet, über St. Evremond und die Gottschedin an, und was die Verehrungswürdige sonst aufs Tapet bringen mochte, um einen talentvollen jungen Menschen zu „decrassieren", oder er las ihr seine regelrechte Tragödie „Arminius" in klingenden Alexandrinern vor."

Die Freundschaft mit dem großen Manne mag ein Lichtblick im Leben des alternden v. Bar gewesen sein, das sonst trübe zu Ende ging. 1764 starb seine Frau, und wenn er in seiner letzten selbständig erschienenen Schrift vom Jahre 1763, L'Anti-Hegesias, Dialogue en vers sur le suicide, dem antiken Pessimisten und Verteidiger des Selbstmordes gegenüber die Pflicht betont, das Leben zu tragen, so gab zwar nach der Vorrede Gressets Lustspiel Sidney, in dem der lebensmüde Titelheld von seinen Selbstmordgedanken geheilt wird, ferner der freiwillige Tod dreier eigener Freunde den Anlaß, es müssen aber, um ihm einen solchen Stoff zu dichterischer Behandlung nahe zu legen, schwere Gedanken auch auf ihn selbst gelastet haben. Das Werkchen umfaßt nur reichlich 200 Verse, aber mit nicht weniger als 100 Seiten Anmerkungen, die, wie der Verfasser sagt, nach einem damals in England aufgekommenen Brauche vorsichtiger Weise in einem Anhang zusammengestellt sind, weil kommentierte Gedichte „choquent la vue de certains Lecteurs." Es ist ein Dialog,

Digitized by Google

in dem Sidney, der durch eine glückliche Heirat seine Selbstmordgedanken in Wirklichkeit schon aufgegeben hat, die letzten, nur mehr schüchtern vorgebrachten Scheingründe für ihre Berechtigung von seinem Freunde Hamilton wiederlegt werden:

Sous nos nouvelles Loix, il faut vivre et souffrir.
Dieu seul doit nous marquer nos termes à mourir;
Devant ce Créateur, devant ce Juge et Maître,
Sans en être appellé, nul n'ose comparoître;
Sans quoi tous les Mortels seroient, même
aujourd'huy
Tous à la fois, en droit de monter jusqu'à lui.
De grace enseignez moi, sur quoi, chez vous,
se fonde
Le Droit non naturel d'abandonner le Monde.
Auriez-vous obtenu, pour vous le Privilége
D'avoir le Ciel ouvert, et d'y trouver un siége?
(S. 18 f.)

1765 starb auch sein Bruder und hinterließ ihm den Gesamtbesitz der Familie mit der letztwilligen, eindringlichen Mahnung, nie mehr zu prozessieren und keinem deutschen Fürsten Geld zu leihen. Doch er wurde des neuen Besitzes nicht mehr froh. Hypochondrie, Schlaf- und Appetitlosigkeit quälten ihn, bis am 6. August 1767 ein Schlag seinem Leben ein Ende machte. [1])

Nichts Weltbewegendes hatte es bedeutet. Aber „der

[1]) Amtliche Mitteilung des Mindener Kapitels, Akten Nr. 80 Bl. 163. Eine eigentümliche Laune des Schicksals fügte es, daß sich über die Nachjahrsrevenüen des im Leben so streitbaren Mannes ein 13jähriger Proceß erhob. Immer wieder, zuletzt noch 1782 fordern die zu Exekutoren ernannten v. Ledebur und v. dem Busche, von den Erben gedrängt, Auslieferung des Exekutoriums (Domstift Minden, Nr. 208 Bl. 1—9).

Digitized by Google

beste französische Dichter Deutschlands"[1]) schien mir eine Figur seltsam und markant genug in der Geistesgeschichte unseres Vaterlandes, um über ihn zu plaudern. Und zudem reizte mich die Entdeckung, daß schon einmal, bevor Justus Möser so tief und nachhaltig auf Goethe wirkte, aus dem damals so eng beschränkten Osnabrück fruchtbare Anregungen zu einer der Größen unserer Literatur hinübergegangen sind, daß sie mitgeholfen haben, am anderen Ende des Vaterlandes die geistige Welt Christoph Martin Wielands auszubauen.

Aber auch zwei allgemeinere Erwägungen lassen Untersuchungen wie die vorliegende notwendig erscheinen. Einmal die, daß ein getreues Bild der Zeiten nicht zu gewinnen ist aus den Schöpfungen ihrer großen Männer, die gleichsam erhaben über Raum und Zeit ihre eigene Welt sich schaffen, sondern nur mühsam Strich für Strich sich zusammenfügt aus den Reflexen, in denen Durchschnittsgeister die willig übernommenen Strömungen ihrer Zeit zurückstrahlen. Und ein solcher Spiegel der Zeit ist v. Bar in hohem Maße. Auch wo er als Satiriker sich zu ihr in Gegensatz stellt, etwa auf geistigem Gebiet der radikalen Philosophie Spinozas[2]) entgegentritt oder Leibniz' Lehre von der besten Welt bekrittelt,[3]) auf sittlichem jedem Stand seine Sünden vorhält und auf politischem überlebte Einrichtungen bekämpft, ist es doch eben seine Umwelt, von der er sich nicht loslösen kann, deren echtes Kind er bleibt im Rationalismus seines gern betonten Christentums wie seines gesamten Denkens, in seiner verschwommenen Humanität, der in ihm zur höchsten Potenz gesteigerten Abhängig-

[1]) Vergl. S. 23 Anm. 1.
[2]) S. Bab. II S. 114 u. öfter.
[3]) S. Bab. I S. 97 ff. u. öfter.

Digitized by Google

keit vom Frankreich Louis' le Grand, wie er ihn wiederholt nennt, und dem in der Freude an seinen tastenden Versuchen rührenden wie im ruhelosen Eifer bewundernswerten Bildungsstreben einer neu erwachenden Geistigkeit.

Und die andere, daß erst ein aus dem Durchschnitt erschlossenes Milieu den rechten Maßstab abgibt auch für die Bewertung der großen Männer einer Zeit, wie die relative Höhe eines Gebirges den landschaftlichen Eindruck entscheidet mehr als die absolute, — daß erst dieses Milieu die Reste örtlicher und zeitlicher Bedingtheit, der kein Mensch sich völlig entziehen kann, bei den Größen einer Zeit erklären, meist aber auch sofort dartun wird, wie wenig es im letzten Grunde dem Genius gegenüber bedeutet. Zwei Beispiele zu unserem Falle: Wie wächst die Genialität Mösers, gemessen an seinem Freunde, Zeit- und Heimatgenossen v. Bar; und wenn 9 Jahre später Goethe derselben Generation den Götz schenkte, die v. Bars Babioles litteraires als eine wertvolle Gabe der Literatur pries, dann hat nicht das Milieu den Genius geschaffen, sondern er trägt seine Kraft in sich selbst.

Digitized by Google

II.

Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde.

Von Prof. Dr. Reinhold Hofmann.

I. Mösers Stellung in der deutschen Literatur.

Um den wahren Historiker zu bilden, sind zwei Eigenschaften erforderlich: erstlich eine Teilnahme und Freude an dem einzelnen an und für sich. Hat man eine wirkliche Neigung zu dem Geschlecht dieser vielgestaltigen Geschöpfe, aus welchem wir selber sind, zu diesem Wesen, das immer das alte und immer wieder ein anderes, das so gut und so bös, so edelgeistig und so tierisch, so gebildet und so roh, so sehr auf das Ewige gerichtet und dem Augenblick unterworfen, so wird man mit Aufmerksamkeit die Tugenden, denen es nachgetrachtet, die Mängel, die an ihm zu spüren sind, sein Glück und Unglück, die Entwicklung seiner Natur unter so mannigfaltigen Bedingungen, seine Institutionen und Sitten, die Reihenfolge und Entwicklung der Begebenheiten zu verfolgen suchen — alles ohne weiteren Zweck, bloß aus Freude an dem einzelnen Leben.

Indessen ist es damit nicht getan; es ist notwendig, daß der Historiker sein Auge für das Allgemeine offen habe. Er wird es sich nicht vorher ausdenken, wie der Philosoph; sondern während der Betrachtung des einzelnen wird sich ihm der Gang zeigen, den die Entwicklung der Welt im allgemeinen genommen.

Digitized by Google

Wenn diese Anforderungen, die ein neuerer Historiker[1]) an die Geschichtswissenschaft stellt, richtig sind — und wer möchte an ihrer vollsten Berechtigung zweifeln? —, so ist der Osnabrücker Staatsmann und Publizist Justus Möser (1720—94) ein Historiker im besten Sinne. Ein unvergleichlicher Kenner des menschlichen Herzens, dem „die größte und wichtigste Wahrheit" diese war, „daß jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch ist,"[2]) hat er sich in einer Zeit, in der die deutsche Geschichtschreibung erst in ihren Anfängen stand, „von der Erforschung und Betrachtung des einzelnen zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntnis ihres objektiv vorhandenen Zusammenhanges erhoben" und war, obwohl er selbst „immer mehr und mehr fühlte, daß er zu spät in die historische Schule gekommen und besonders in der historischen Kritik zu sehr versäumet sei,"[3]) ein so entschieden politisch und historisch denkender Kopf, wie seine Zeit in Deutschland kaum einen zweiten aufzuweisen hat."[4]) „Er hat die denkbar höchste Vorstellung von der wahren Historie. Die Ursachen der äußeren Ereignisse liegen für ihn in der Tiefe des gesamten volklichen Lebens."[5]) Das Leben des Volkes, inson-

---

[1]) Alfred Dove im Vorwort (S. IX f., auszugsweise) zu Leopold von Ranke, Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Leipzig 1888.

[2]) Justus Möser, Werke IX, 103: Harlequin oder Verteidigung des Groteske-Komischen. Ich zitiere nach der Gesamtausgabe von Mösers Werken von B. R. Abeken, 2. Ausgabe, 10 Bände, Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1858.

[3]) Aus einem undatierten Briefe Mösers, Werke X, 256.

[4]) von Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. München u. Leipzig. S. 901 f.

[5]) Ernst Schaumkell, Gesch. der deutschen Kulturgeschichtschreibung 2c., Preisschrift XXXIX der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig 1905. S. 31.

Digitized by Google

derheit das Werden seines Rechts und seiner Sitte, ist der Gegenstand seiner Geschichte. Für das Hohe, wie für das Alltägliche und Volkstümliche zeigt er in gleichem Maße Liebe und Verständnis. Für die deutsche Historiographie ist er mit seiner „Osnabrückischen Geschichte" (Werke VI bis VIII) von grundlegender Bedeutung geworden. In ihr haben wir die erste deutsche Sozial- und Verfassungsgeschichte auf breitester Grundlage.

Seit Herder und Goethe ist Justus Möser, „der edle Sohn der roten Erde," „der ehrwürdige Patriarch," „der treue Eckart seines Volks," „der Prophet der Zukunft," der mit vorschauendem Blicke vieles geahnt und gewollt hat, was erst in einer späten Zukunft in Erfüllung gegangen ist, begeistert gepriesen worden bis zum heutigen Tag. Wilhelm Roscher nennt ihn den „Vater der historischen Rechtsschule" und den „größten deutschen Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts." Seine sozialen und volkswirtschaftlichen Anschauungen sind neuerdings gebührend gewürdigt worden, [1]) desgleichen sein „Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes" [2]) und seine pädagogischen Ansichten. [3]) Mösers gesamtes literarisches

---

[1]) Von Ludwig Rupprecht in seiner gekrönten Preisschrift: „Justus Mösers soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters." Stuttgart 1892.

[2]) Von Karl Mollenhauer in der Wiss. Beilage zu den Schulnachrichten des Herzogl. Gymn. Braunschweig 1896.

[3]) Von mir in dem Aufsatz: „Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht" in den „Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, Gesch. und deutsche Literatur u. Pädagogik" 1903. II. Abt., XII. Bd. und unabhängig davon in der Abhandlung von August Müller: „Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht" in dem Jahrbuch des Pädagogiums zum Kloster Unsrer Lieben Frauen in Magdeburg. 1903.

Digitized by Google

Schaffen hat schon F. Kreyßig geschildert.[1]) Auch „der Humor in den Werken Justus Mösers" ist zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung gemacht worden.[2]) Ueber „J. Möser und die deutsche Sprache" ist kürzlich ein Aufsatz von mir in Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (21. Jahrgang, Heft 3 und 4, 1907) erschienen. Seine „Patriotischen Phantasien" sind mehrmals ganz oder auszugsweise herausgegeben worden.[3])

Aber trotz alledem und trotz aller schmückenden Beiwörter, die man ihm, einem der ausgezeichnetsten und eigenartigsten Männer unseres Volkes und einem der besten Prosaiker unserer Literatur, in reicher Fülle gewidmet hat, gehört Justus Möser noch heute zu den Schriftstellern, die „mehr erhoben, als fleißig gelesen" werden. In seinen hinterlassenen Schriften, die nach Goethes Urteil „gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Wert haben, wie reine Goldbarren und einen höheren als das ausgemünzte selbst," liegen noch immer reiche Gold-, Silber- und Erzadern fast zu Tage.[4]) Der weitaus größte Teil der Gebildeten kennt von Justus Möser wenig mehr als den Namen.

II. Möser und die deutsche Volkskunde.

Das Zeitalter Mösers, das 18. Jahrhundert, das „Jahrhundert der Aufklärung," in dem sich die Mehrzahl der deutschen Dichter und Denker als „Weltbürger" fühlte,

---

[1]) Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1857.

[2]) Von J. Riehemann, Osnabrück 1902.

[3]) Von Reinhard Zöllner. 2 Teile. Leipzig, Brockhaus, 1871. Eine Auswahl der Patriot. Phant. u. a. in Reclams Universalbibliothek und in Freytags Schulausgaben und Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht (von Ferdinand Dieter). Leipzig 1897.

[4]) Mollenhauer a. a. O., S. 3.

Digitized by Google

in welchem selbst einem Lessing die Vaterlandsliebe eine „heroische Schwachheit" war, hatten die höheren und gelehrten Stände trotz aller philanthropischen Schwärmerei keinerlei herzliche Beziehungen zum eigentlichen Volke, kein Verständnis für sein Denken und Fühlen, seine Wünsche und Hoffnungen, seine Freuden und Leiden. Die Idyllendichter, die Schäferlieder und Schäferspiele, in denen eine erträumte Welt voller Unnatur und Unwahrhaftigkeit geschildert wird, zeigen deutlich, wie fern die Dichter dem Volke standen.[1]) Streng waren die Stände voneinander geschieden, noch 1800 galt in dem aufgeklärten Weimar ein von Adligen und Bürgerlichen gemeinsam veranstalteter Ball für eine ungewöhnliche Begebenheit. Noch war es nicht das höchste Ziel der deutschen Geschichtschreibung, sich mit der Vergangenheit des eigenen Volkes zu beschäftigen; „gotisch," „altfränkisch" waren im 18. Jahrhundert unter der Herrschaft des Klassizismus verächtliche Bezeichnungen für „mittelalterlich" geworden, und 1781 bemerkt ein deutscher Schriftsteller voll Bitterkeit: „vielleicht heißt das wider den guten Ton verstoßen, wenn man mit den Arbeiten der altfränkischen Vorfahren sich abgibt."[2]) Erst Goethe hat das Wort „gotisch" wieder zu Ehren gebracht; er und Herder, der 1777 verlangte, daß man Volkssagen und Märchen sammle, sind die ersten, die Mösers auf die Aufhellung des deutschen Altertums gerichtete literarische Tätigkeit voll zu würdigen verstanden. Goethe hat sich nach seiner italienischen Reise leider wieder vom deutschen Altertum abgewandt, Hellas und Rom wurden ihm fast vertrauter als die Heimat. Erst Jahrzehnte später nahmen die Ro-

[1]) Mollenhauer a. a. O., S. 5.

[2]) [K. A. Küttner], Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781, S. XI.

Digitized by Google

mantiker, freilich oft unklar schwärmend, den abgerissenen Faden wieder auf, und die Brüder Grimm mit ihrer tiefen Begeisterung für alles Volkstümliche und für alle wahre Poesie faßten den Plan, in dem „Altdeutschen Sammler" einen Mittelpunkt für die Volksüberlieferung zu schaffen, und gaben, als dieser gescheitert war, die „Kindermärchen" und die „deutschen Sagen" heraus; sie wollten aus diesen Erzeugnissen der Volksphantasie, diesem Spiegel der Volksseele, die „ethischen Anschauungen des gemeinen Mannes, sein Denken und Wollen, sein Gemüt und seine Stimmungen" erkennen lehren.[1]) Leider gingen ihre Schüler und Anhänger falsche Wege: „es begann die unheilvolle Zeit der mythologisierenden Volkskunde, in der man in jeder Sagen- und Märchengestalt einen altgermanischen Gott, in jedem schlichten Volksbrauch ein altgermanisches Opfer, in jedem Orte, wo man prähistorische Scherben und Knochen in der Erde fand, eine altheidnische Opferstätte witterte. Durch solche Verirrungen, durch die die volkstümliche Ueberlieferung oft geradezu gefälscht wurde, kam die Volkskunde in Verruf. Nur hier und da treffen wir einen einsamen Wanderer, der sich mit klarem Blicke im Volke umschaut und aus seinem Tun und Treiben es zu erforschen und zu schildern strebt."[2]) Hier ist vor allem der Kulturhistoriker W. H. Riehl zu nennen, dessen Verdienste um die Begründung der historischen Volkskunde von der neuerwachten Wissenschaft fast ganz unbeachtet gelassen worden sind.[3]) In seinem Buche: „Die bürgerliche Gesellschaft" (Stuttgart 1861) erklärt es Riehl für seltsam, daß

---

[1]) E. Mogk, Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart. Vortrag, abgedruckt in den Hessischen Blättern für Volkskunde. Bd. III. 1904. Heft 1.

[2]) E. Mogk a. a. O. [3]) Ebenda.

Digitized by Google

die „Wissenschaft vom Volke" zu den noch nicht gepflegten Hilfszweigen der Staatswissenschaften gehöre, und prophezeit, „es werde noch eine Zeit kommen, wo man auf den Universitäten Kollegien lesen und im Staatsexamen Noten erteilen werde über die „Wissenschaft vom Volke."

Diese von Riehl vorausgesagte Zeit ist nun in unsern Tagen gekommen, und ersehnt hat sie lange vor ihm der noch gründlicher als er vergessene Justus Möser, der „zuerst den Zusammenhang der Sitte des Volkes mit der Sittlichkeit und damit zugleich eine neue Epoche des Volksstudiums verkündet hat."[1]) Riehl rühmt an dem Osnabrücker „advocatus patriae", daß er zum ersten Mal die naturgeschichtliche Eigenart des Volkes klar und rein aus dessen eigenster Natur herauszuschauen gewußt habe; er preist ihn als den „größten deutschen sozialpolitischen Journalisten des 18. Jahrhunderts," den „Ahnherrn unsrer sozialpolitischen Literatur," den „Propheten der sozialen Wissenschaft."[2]) Lange bevor die Wörter „Volkskunde" — — Friedrich Ludwig Jahn nennt sie „Volkstumskunde"[3]) — und „Bürgerkunde" geprägt und diese Wissensgebiete als Unterrichtsfächer für die Schule vorgeschlagen waren,

---

[1]) Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1873. S. 213.

[2]) Möser wird von Riehl wiederholt mit den höchsten Ehren genannt: vgl. „Die Familie", „Die bürgerliche Gesellschaft", „Land und Leute" usw.

[3]) In seiner Schrift: „Deutsches Volkstum". Das Wort „Volkstum" hat Jahn geprägt. Jahn nennt unsern Möser unter den „Biedermännern" des deutschen Volkes („Deutsches Volkstum", Leipzig 1817, S. 259): „als ihn (Jahn) sein Vater auf den Knien schaukelte, wußte er nur von den Großen des Altertums und den Biedermännern unsers Volks, erst in der Erwachsenheit habe er von Märchen gehört" (Volkstum, Vorrede S. XIX).

Digitized by Google

hat Möser die „vollständige Kenntnis der Landesregierung und Verfassung“ für notwendig erklärt. Seine Schriften bieten viel mehr als eine bloße Stoffsammlung zur Volkskunde; „man müßte — nach Goethes Ausspruch — alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt ... Sie machen, sämtlich in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes aus,“ und „an ihnen ist die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert.“ [1])

Im folgenden soll Möser als der wissenschaftliche Begründer der „Wissenschaft vom Volke“, als der „Vater der deutschen Volkskunde“, als ein rechter Erzieher seines Volks zum ersten Mal ausführlicher geschildert werden. Zwar hat Möser nur ein kleines Gebiet des großen deutschen Vaterlandes — das Bistum Osnabrück — volks- und heimatkundlich bearbeitet, aber dies in einer so vortrefflichen Weise, daß seine Darstellung noch heute als Muster für andre deutsche Landschaften dienen kann. Erfüllt von der Liebe zum Nahen und Heimatlichen, ein Lobredner deutscher Vergangenheit, hat er die kommende Romantik vorbereitet und derjenigen Richtung die Bahn erschlossen, die der Erforschung der Vorzeit an der Hand neuer Quellen sich zuwandte. [2])

Zu einer Zeit, wo die Mehrzahl der gebildeten Deutschen noch ganz unter dem Einflusse des französischen Geschmackes oder im Banne eines unklaren Weltbürgertums stand, wandte sich Möser in dem stillen, weltentlegenen Os-

---

[1]) „Dichtung und Wahrheit“, 13. Buch, Schluß; dort hat Goethe den „unvergleichlichen Mann“ ausführlich behandelt und das Wesen seiner Schriftstellerei feinsinnig entwickelt und begeistert gepriesen.

[2]) Schaumkell a. a. O., S. 39.

Digitized by Google

nabrück mit ganzer Seele seinem deutschen Volke zu. In den Mußestunden, die ihm seine ausgedehnten Berufsgeschäfte übrig ließen, — er führte als advocatus patriae und Syndikus die Geschäfte des Bistums Osnabrück und war seit 1761 zwanzig Jahre lang der eigentliche Leiter des Bistums während der Minderjährigkeit des evangelischen Bischofs [1]) — versenkte er sich in das Studium seiner altsächsischen Heimat und ihrer Rechte, Sitten und Ueberlieferungen, wie sie aus den ältesten Zeiten im häuslichen und öffentlichen Leben bis auf seine Tage fortlebten. Kennzeichnend für Mösers Gesinnung ist seine Mahnung: auch seine schlichte Heimat nicht zu verachten. Von der Heimatkunde schritt er, wie schon Amos Comenius nachdrücklich empfohlen hatte, zur Weltkunde, die Gegenwart wurde ihm zum Schlüssel der Vergangenheit. „Bei der Arbeit fühlte er bald, daß die neuern Zeiten durchaus das Licht der alten nötig hätten." [2]) Aus dem westfälischen Bauernhause seiner Zeit erklärt er die Wohnung der Cherusker, aus der Kolonisation Nordamerikas die Völkerwanderung, aus der Einrichtung der Deichgenossenschaften, der Brauhausbesitzergemeinde oder der überseeischen Handelskompagnie lehrt er die Entstehung der Staatenbildung verstehen. [3]) Indem er „das Neue an das Alte knüpfte," suchte er in seinem völlig unhistorischen Zeitalter den Sinn und Verstand gar mancher im Lauf der Zeiten unverständlich

---

[1]) Ueber sein Leben und die eigenartigen Verhältnisse des Bistums Osnabrück vgl. meine Abhandlung: „J. Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht" in den „Neuen Jahrbüchern" 1903, II, S. 66—68.

[2]) Aus der Vorrede zur „Osnabrückischen Geschichte", Werke VI, S. VI.

[3]) Schaumkell S. 38.

Digitized by Google

gewordenen Gesetze und Rechte aufzuschließen, und wenn eine Erneuerung des Alten wünschenswert oder möglich war, diese zu verwirklichen.

Die reichsten Früchte seines der heimischen Vergangenheit gewidmeten Fleißes liegen uns vor in seiner „Osnabrückischen Geschichte" und in den „Patriotischen Phantasien."

Mit seiner „Osnabrückischen Geschichte" ist er der Begründer einer neuen Geschichtschreibung geworden: er hat zuerst gezeigt, daß das deutsche Volk eine Geschichte habe, nicht bloß das Reich und die Fürsten; er will nicht eine Geschichte der Kriege und Regenten, sondern des deutschen Staates, der Gesellschaft, des Volkes schreiben; auch „die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften" erscheint ihm „von der Staatsgeschichte unzertrennlich." [1]) Zu einem „vollkommenen Gemälde" gehören nach seiner Meinung Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen, Christentum und Sittenlehre. [2]) Ebenso hat er der Ortsgeschichtschreibung und Topographie, der historischen Namenkunde und -forschung neue Wege gewiesen. Die Entsagung, die ihm die Beschäftigung mit der Geschichte eines so eng begrenzten Gebiets auferlegte, — das Bistum Osnabrück hatte nur 45 Quadratmeilen und (um 1770) etwa 120 000 Bewohner, — fühlte er wohl. „Die Geschichte unseres kleinen Staates", schreibt er am Schlusse der Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte, „ist die Erzählung der Begebenheiten unserer nächsten Angehö-

[1]) Vorrede, Werke VI, S. XXI.
[2]) Ebenda S. X.

Digitized by Google

rigen. Der Zirkel, für welchen solche einige Wichtigkeit haben, wird zwar sehr klein sein. Allein ich entsage mit Freuden der Begierde, in einer großen Gesellschaft zu glänzen, wenn ich ihnen ein häusliches Vergnügen, als das edelste und nötigste unter allen, verschaffen kann. Die Erkenntlichkeit, so ich meinem Vaterlande schuldig bin, macht mir diese Selbstverleugnung nicht schwer; und wenn dermaleinst ein deutscher Livius aus dergleichen Familiennachrichten eine vollständige Reichsgeschichte ziehen wird, so werde ich nicht für den kleinsten Plan gearbeitet haben."

Schon in jungen Jahren, 1746, gab Möser das „Hannöversche Wochenblatt" heraus, welchem am Ende der Titel: „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit" vorgesetzt ist.[1]) Den damit beschrittenen Weg hat er bis in sein Greisenalter beharrlich weiter verfolgt und in den „Osnabrücker Intelligenzblättern" und anderen lokalen Zeitschriften eine große Anzahl von Aufsätzen über volkswirtschaftliche, juristische, geschichtliche und sprachliche Zustände Westfalens, über neue Moden, altgermanische Sitten und Gewohnheiten veröffentlicht, die er seit 1774 als „Patriotische Phantasien" sammeln ließ. Sie bilden in der kernhaften Gediegenheit ihres Inhalts, in der feinen Ironie, dem herzerquickenden Humor und der edlen Volkstümlichkeit ihrer Darstellung, in der in ihnen niedergelegten Fülle gesunden Menschenverstandes und gereifter Lebenserfahrung „einen wahren Schatz von Beobachtung, Geist und Gesinnung, von praktischer, historischer und theoretischer Weisheit."[2]) „Für immer werden diese herrlichen kleinen Abhandlungen eines der eigenartigsten und

[1]) Werke IV, S. 3.

[2]) Wilh. Scherer, Gesch. der deutschen Literatur, 6. Aufl. Berlin 1891, S. 472.

Digitized by Google

schätzbarsten Werke der deutschen Literatur bleiben ..... In seinen Stoffen vom tätigen Leben ausgehend und in dasselbe unmittelbar nützlich wieder zurückkehrend, ist er in seiner Darstellung von einer Natürlichkeit und künstlerischen Meisterschaft, die ihn zu den besten Schriftstellern aller Zeiten stellt .... Keiner hat diese hohen Vorzüge wärmer empfunden und trefflicher geschildert als Goethe."[1]) In einem Briefe an Frau von Voigts, Mösers Tochter, die Herausgeberin der „Patriotischen Phantasien", sagt Goethe im Jahre 1774 über „dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts": „Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."[2]) Goethe weiß den Osnabrücker Publizisten „in Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung niemand als Franklin zu vergleichen," und auf Grund dieses Gotheschen Urteils hat man den großen Patrioten lange als „Deutschlands Franklin" bezeichnet. Treffender darf man die Patriotischen Phantasien „als die späteste, aber beste Frucht der Moralischen Wochenschriften, wenn auch in andrer Form, ansehen."[3])

Bekannt ist es, daß Mösers „Patriotische Phantasien" bei der ersten Begegnung Goethes mit dem jungen Karl

---

[1]) Herm. Hettner, Gesch. der deutschen Literatur im XVIII. Jahrh., 2. Aufl., Braunschweig 1872, II. Buch, S. 377 f. Die Goethesche Besprechung der „P. Phant." findet sich im 13. Buche von „Dichtung u. Wahrheit".

[2]) Der Brief ist abgedruckt in Mösers Werken, herausgegeben von Abeken, Bd. X, 233.

[3]) Ed. Engel, Gesch. der Deutschen Literatur. 1906. I, S. 498.

Digitized by Google

Auguſt von Weimar in Frankfurt (Dez. 1774) den Geſprächsſtoff bildeten. Die genaue Bekanntſchaft Goethes mit Möſer und ſeine Uebereinſtimmung mit des letzteren Anſicht, „daß die Menge der kleinen deutſchen Staaten höchſt erwünſcht zur Ausbreitung der Kultur ſeien," empfahl dem Prinzen den jungen Dichter als künftigen Staatsmann; im Jahre darauf trat Karl Auguſt die Regierung von Sachſen-Weimar an und zog Goethe an ſeinen Hof. „Man wagt wohl nicht zu viel, wenn man ſagt, daß Goethes Götz von Berlichingen mit auf dem genauen Studium Möſers ruht ... Auch der Egmont zeigt noch Spuren dieſes Einfluſſes. [1])

Möſers „Patriotiſche Phantaſien" ſind „die vom politiſchen Standpunkt genialſten naturgeſchichtlichen Studien aus dem deutſchen Volksleben, welche wir beſitzen; ſie ſind die Weisſagung des achtzehnten Jahrhunderts auf die ſoziale Wiſſenſchaft des neunzehnten. .... Es ſprüht ein Shakeſpeareſcher Geiſt aus der Gedankenſchärfe, dem geſunden Mutterwitz dieſes Mannes, aus dem wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfaſſung jeder lebendigen Tatſache, für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchſigen Grundſtoffe im Volksleben, wie aus dem vernichtenden Spott, mit welchem er die Verkehrtheiten alter und neuer Geſellſchaftszuſtände geißelt." [2])

Als Möſer dieſe meiſt an beſchränkt örtliche Fragen anknüpfenden Aufſätze zu einem Buche ſammelte, fürchtete er, ſie möchten einer größeren Leſerwelt wegen des „erdigen Beigeſchmacks, den ſie aus dem Stift Osnabrück mitbrächten, wenig munden", und für eine Neuauflage der Patr. Phantaſien wünſchte er 1776, daß die „Weſtfälismen, deren man

---

[1]) Mollenhauer, a. a. O., S. 11.
[2]) Riehl, „Land und Leute", S. 15 f.

Digitized by Google

ihn vermutlich beschuldigen werde, ausgemerzt werden könnten." [1]) Glücklicherweise ist diesem Wunsche des bescheidenen Verfassers wohl nur in geringem Maße nachgegeben worden: für uns ist dieser erdige Beigeschmack — ist es doch der der vaterländischen Erde! — und die unverfälschte, gesunde Natürlichkeit einer der reizvollsten Vorzüge der Möserschen Schriften.

In bewußter Absicht habe ich in der folgenden Darstellung, selbst auf die Gefahr hin, gelegentlich zu ausführlich zu werden, besonders aus den „Phantasien" möglichst viele und zusammenhängende Stücke wortgetreu abgedruckt: sichert doch gerade auch die stilistische Form des Ausdrucks mit ihren unerwarteten Wendungen, kühnen Bildern und neuen Gedanken dem Osnabrückischen Weisen seine einzigartige Stellung in unserer Literatur. Eine kurze Inhaltsangabe oder ein dürftiger Auszug würde den Glanz und Duft so mancher liebenswürdigen und gedankenreichen Abhandlung Mösers, der es verstand, an scheinbar unbedeutenden Erscheinungen „bedeutende Beziehungen aufzufinden und sie dadurch in einen großen Zusammenhang einzuordnen," verwischt oder beseitigt haben.

Der derbe, realistische Niedersachse Möser konnte von seiner eignen Literaturepoche, von seinem „erleuchteten und hochgespannten Jahrhundert," wie er es selbst nicht ohne Ironie nennt, [2]) nur halb verstanden werden, denn sie war die Epoche der poetischen und künstlerischen Befreiungskämpfe (die Klassiker, Winckelmann). Noch ferner lag die Wissenschaft vom Volke der nächstfolgenden, wesentlich philosophischen Periode, der Zeit von Kant bis Hegel. Dazu

---

[1]) In seinem Briefe an den Verleger Friedrich Nicolai: Werke X, 161. Riehl, Land und Leute, S. 15.

[2]) V, S. 278 (1782).

Digitized by Google

lenkten der Untergang des alten abgelebten deutschen Reiches und die Wirren der Napoleonischen Zeit den Blick mehr auf die große Politik als auf das innere Leben des Volkes; der äußere Neubau der Staaten war viel wichtiger geworden als die Vertiefung in das Kleinleben der Bürger und Bauern.[1]) Nur von wenigen Männern jener Zeit ward Mösers Hauptverdienst darin erkannt, „daß er zuerst an einer einzelnen Provinz gezeigt hat, wie man die deutsche Geschichte dem Volksleben näher bringen, oder dieses vielmehr in seinen Grundzügen aufspüren ... und die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen lernen müsse."[2]) Erst ein späteres Geschlecht, dessen geistige Grundrichtung eine geschichtliche wurde, hat wieder begonnen, sich mit Justus Möser zu beschäftigen. „Für uns ist der prophetische Patriot von Osnabrück wieder von den Toten erstanden. Er steht mitten in den sozialpolitischen Kämpfen der Gegenwart."[3])

III. Das deutsche Altertum.

Möser hat das deutsche Altertum zum Ausgangspunkt seiner Geschichtschreibung gemacht. Dabei hat er freilich, wie er selbst gesteht, „oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen." Mögen aber auch manche seiner kühnen und nicht selten gewagten, aber immer geistreich vorgetragenen und scharfsinnig verteidigten Vermutungen sich in der Folge nicht als stichhaltig erwiesen haben, so sind doch die Grundgedanken richtig: u. a. hat er „darin, daß er die Landeigentümer — er nennt sie die „Wehren" — als den

---

[1]) Riehl, Land und Leute. S. 16 f.

[2]) J. K. Pfister, Geschichte der Teutschen. Bd. 5. Hamburg 1835, S. 465.

[3]) Riehl a. a. O. S. 16.

Digitized by Google

ursprünglichen und festen Kern des Volkes und als den Ausgangs- und Mittelpunkt seines Gemäldes der altsächsischen Zustände feststellt und alle anderen Begebenheiten, „so gut es sich eben tun läßt," damit verbindet, wohl allgemeine Zustimmung gefunden."[1]) Von der Herkunft unserer Vorfahren und ihren ersten Einrichtungen und Kriegen — vor ihrer Berührung mit den Römern — lassen sich, so meint er, nur allgemeine Vermutungen wagen: „vielleicht haben sie eben so gut als andere Völker ihre Helden und Dichter gehabt, und sind beides, Taten und Lieder, vergessen."[2]) Mit der Germania des Tacitus, dem „goldnen Büchlein," beginnt auch ihm die wissenschaftliche Volksforschung. In seinen jungen Jahren (1748), zwei Jahrzehnte früher, als Klopstock den Hermannkultus der deutschen Humanisten eröffnete, hatte er den Arminius zum Gegenstand eines Trauerspiels gewählt. Diese Dichtung, in gereimten Alexandrinern, noch aus der „Gottschedschen Zeit" stammend, „nach französischer Manier geformt,"[3]) ist ohne poetischen Wert, zeigt aber, wie gut Möser damals schon die alte deutsche Geschichte studiert hatte. Den „heutigen Bardensängern" macht er den berechtigten Vorwurf, sie „sollten mehr die wahren Volkssitten studieren."[4]) Mit Nachdruck tritt er der überlieferten Vorstellung von der angeblichen Roheit der alten Germanen entgegen; er „ist nicht der Meinung, daß unsre Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeiniglich

[1]) v. Wegele a. a. O., S. 907 f.

[2]) Werke VI, S. 3.

[3]) Teile des Arminius sind abgedruckt Werke X, 119 ff., die „Vorrede zu dem Trauerspiel Arminius" IX, 201—211.

[4]) Werke I, 12. Ueber die Mängel der patriotischen Dichtungen Klopstocks vgl. W. Münch, Vermischte Aufsätze 2c. 2. Aufl. Berlin 1896, S. 14.

Digitized by Google

bei dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pfleget." [1]) Mit Befriedigung hebt er hervor, daß „die Römer von allen Nationen außer der deutschen mit Geringschätzung sprechen." [2]) „Die Kleidung der Deutschen, welche vor der römischen in ganz Europa nunmehro den Vorzug behalten, rechtfertiget ihren Geschmack in der Kunst, die Kleider zu erfinden. Und wenn sie gleich unterweilen mit Fellen bekleidet gewesen, so ist solches nicht als ein Zeichen der Rauhigkeit, sondern vielmehr als ein Merkmal ihrer Pracht und Zierde zu betrachten, indem dabei das auswärtige, kostbare und mit Flecken beworfene Pelzwerk dem einheimischen vorgezogen wurde." Mit „erstaunender" Geschicklichkeit verstanden es die Deutschen, das wirkliche oder scheinbar Gute nachzuahmen. Die jungen Adligen, die „eine edle Neubegierde" nach Rom und in andere Länder führte, zeigten Geschmack an der Baukunst, denn sie bekümmerten sich in Italien um die Einrichtung der Theater. In zehn Jahren veränderten die Deutschen ihre ganze Kriegesart, so daß ihre anfänglich so schwere und langsame Armee schon zu des Tacitus Zeiten an Festigkeit, Leichtigkeit und Schnelligkeit die römische übertraf. Möser führt dann [3]) im einzelnen aus, wie die Beschreibung, die Tacitus von den alten Deutschen „in seiner Parallele" gemacht habe, „sich noch bis auf diese Stunde auf unsere niedersächsischen Bauern anwenden lasse. Denn diese verheirateten sich vor dem fünfundzwanzigsten Jahre selten. Ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit, wie die Römerinnen, verbunden. Es fehlet ihnen an Müßiggang, um auf die Buhlerei zu gedenken. Ihre Höfe liegen zerstreuet, damit keine

[1]) IX, 204.
[2]) IV, S. 19. V, S. 121.
[3]) In der Vorrede zum Arminius IX, 208 f.

Digitized by Google

gar zu nahe Nachbarschaft die Grenzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr ums andere brache, damit sie desto fruchtbarer werden. Man liegt nicht, wie die Römer, zu Tische, sondern ein jeder hat seinen eignen Stuhl. Ihre Kost bestehet mehrenteils in Früchten und geronnener Milch; nur müssen sie anstatt des Wildes die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformation die Gesang- und Gebetbücher in die Hände gegeben hätte. Um den Geiz der Richter, der Vögte und der Gutsherrn nicht zu reizen, wenden sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräte. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden. Sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in einem Rauche und speisen an einem Tische. Die Mode, Brust und Arme bloß zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und Zanken sind bei ihnen unverjährte Tugenden, und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drei Prozesse hat. Mein Vaterland, welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernährt über zweihundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Talern lange nicht bezahlt werden können."[1])

IV. Geschichte, Topographie und Volkskunde des Bistums Osnabrück.

Nach einer allgemeinen Einleitung, die der ältesten Verfassung gewidmet ist, geht Möser in seiner Osnabrücki-

[1]) Dieser „Neigung zu Prozessen" widmet er einen besonderen Paragraphen der „Osnabr. Geschichte" (1. Teil, 2. Abschn. § 16); er nennt sie hier „zum Teil ein notwendiges Uebel" und macht „die neueren Einrichtungen der Gerichtsbarkeiten, die immerfort gegen den großen Plan der Alten arbeiten", mit dafür verantwortlich.

Digitized by Google

schen Geschichte zur Beschreibung des Hochstifts selbst über. „Und hier atmen wir den vollen Erdgeruch des westfälischen Landes mit seinen Mooren und Heiden, mit seiner Schaf- und Bienenzucht, seinem Roggen-, Hafer-, Buchweizen- und Flachsfeldbau. Wir sehen hinein in die Wohnungen der einfachen Bewohner der roten Erde, wo der Stuhl beim Spinnrad gleichsam die Ruhestätte von anderer Arbeit auch für die Männer ist, wo jeder seinen Webstuhl im Hause hat, an dem die Magd dem Geschäft der Leinenweberei obliegt, denn das Linnen ist der „wichtigste Gegenstand der öffentlichen Vorsorge." Wir sehen das Wirken der Bäuerin am Herd, der so angelegt ist, daß sie von ihm aus zugleich alles übersehen kann, ihre Kinder und ihr Gesinde, ihre Pferde und Kühe. Kurz, das alte westfälische Bauernhaus mit seinen niedrigen Strohdächern und dem großen Vordach nach Westen, das zugleich den Schweinekoben deckt, steht in voller Plastik vor uns." [1]) Ueber ein Jahrhundert früher, als das Schlagwort „Heimatkunst" Mode ward und die Heide-, Moor- und Marschendichter und -Maler die braune Heide, das dunkle Moor und die ernsten, einfachen, wortkargen Menschen des nördlichen Deutschland geschildert haben, ist dem schlichten Sinne Mösers die herzgewinnende Poesie seiner weltentrückten Heimat aufgegangen.

Diese kulturgeschichtliche und volkskundliche Behandlung der osnabrückischen Geschichte beginnt Möser mit einer „kurzen Nachricht von der natürlichen Beschaffenheit des Landes," deren Kenntnis er — lange vor Karl Ritter und Friedrich Ratzel — „in der Geschichte für unentbehrlich" erklärt. „Die Einrichtung eines Landes, so beginnt er diese „kurze Nachricht," hängt gar sehr von der Natur seines Bodens und seiner Lage ab. Viele Bedürfnisse

[1]) Schaumkell a. a. O., S. 32.

Digitized by Google

der Menschen werden allein dadurch erweckt und befriedigt; Sitten, Gesetze und Religion müssen sich nach diesen Bedürfnissen richten. Die Markrechte eines Landes verändern sich mit seinem Boden, die Polizeiverordnungen mit seiner Fruchtbarkeit und die Sitten vielfältig mit seiner Lage. Die Religon eines Bergmanns unterscheidet sich von dem Glauben des Hirten (in des Bergmanns Religion ist es eine weit größere Sünde, für einen Pfennig Erz als für einen Taler Wolle zu entwenden), und der Feldbauer ist nicht so kriegerisch, als ein Volk, das von der Jagd lebt." Wiederholt betont er, daß ein aufmerksamer Gesetzgeber alle diese Umstände berücksichtigen müsse, und daß die Kenntnis der natürlichen Vorteile und Mängel eines Landes auch mit zu seiner politischen Geschichte gehöre.

Jeden einzelnen der eben angeführten Sätze erläutert er in den Anmerkungen und belegt sie durch Hinweise auf ältere und neuere Schriftsteller; so verweist er auf des ihm geistesverwandten Montesquieu „Esprit des loix." In den zahlreichen Anmerkungen, die er den einzelnen Paragraphen seiner „Osnabrückischen Geschichte" beigegeben hat, steckt eine Fülle von geistvollen und eigenartigen Gedanken; auch die Sprache und die Etymologie zieht er zum ersten Mal in großem Umfange für die Erklärung verfassungs- und kulturgeschichtlicher Verhältnisse heran. In der Vorrede (Werke VI, S. IX) beklagt er es, daß die ältesten deutschen Geschichtschreiber nicht in unserer Sprache geschrieben und dem starken deutschen Körper ein ganz fremdes Kolorit gegeben hätten. Wie man dann angefangen habe, unsere Muttersprache zu gebrauchen, habe die Lehnsverfassung die alte gemeine Freiheit gefesselt gehabt und die Sprache der vorherigen Verfassung teils verdunkelt, teils zu einem andern Verstande umgebildet und teilweise unverständlich

Digitized by Google

gemacht.[1]) Für die Etymologie hatte er nach seinem eigenen Geständnis seit seinen jungen Jahren eine große Vorliebe. Wenn nun auch Mösers sprachliche Bemerkungen nicht selten „das Entsetzen der Germanisten und Philologen wachrufen", — gab es doch noch keine vergleichende Sprachwissenschaft und (vor den Brüdern Grimm) noch keine deutsche Philologie, — so darf doch „von einer Geschichte des deutschen Altertums, soweit die Verfassungs- und Gesellschaftsverhältnisse in Frage kommen, erst seit Mösers „Osnabrückischer Geschichte" im Ernst gesprochen werden," [2]) und man darf nicht vergessen, „daß er es gewesen ist, der zuerst darauf hingewiesen hat, daß nur die Sprachforschung Licht über die ältesten Zustände der Völker zu verbreiten imstande sei." [3])

Oftmals zieht er die Verhältnisse anderer Länder zum Vergleiche und zur Erklärung heran, besonders die ihm durch das Studium der englischen Literatur und einen achtmonatigen Aufenthalt in England vertrauten englischen, die denen seiner niedersächsischen Heimat in so vielen Punkten verwandt waren. England ist ihm das Land, „wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt"; „hier mache auch der geringste Mann das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit." Daß auch die Sprache der Engländer „mit der altsächsischen — besser als mit der altfränkischen — übereinstimme," war ihm nicht entgangen.[4])

Ziemlich ausführlich behandelt er die naturgeschicht-

---

[1]) Ueber die allmählich entstandene Verwirrung in den Begriffen „Freiheit" und „Hörigkeit" klagt er oft; vergl. seine „Tabelle" VI, 72 f.

[2]) v. Wegele, a. a. O., S. 911.

[3]) Zöllner, Patr. Phant. I, S. XVII.

[4]) Werke VI, S. 241.

Digitized by Google

lichen Verhältnisse seines Heimatlandes, für die ihm nur spärliche Quellen zu Gebote standen. Die Meinung, daß Westfalen vordem mit Wasser bedeckt gewesen sei, ehe die Weser durch die Oeffnung bei Hausberge ihren Lauf gewonnen, ist ihm eine „Mutmaßung." Der größte Teil des Bodens bestehe aus Heide, Sand, Moor und Gebirgen. Die Moore, so führt er aus, ruhen vier bis acht Fuß tief auf Sandbetten ohne Abfluß. Man teilt sie gemeiniglich in schwarze und graue. In den schwarzen Mooren, seltener in den grauen, entdeckt man noch viele Fuhren (Föhren) und Fichten, die jetzt fremd sind und durch einen noch vorzüglich herrschenden nordwestlichen Wind ehedem umgestürzt zu sein scheinen; man kann aber den Zeitpunkt, worin solches geschehen, und wann die Seemuscheln,[1] welche man noch hie und da findet, versteinert worden, nicht angeben. Er hält es für glaublich, daß alle Moore in den ältesten Zeiten geschwommen seien und sich durch die untergetretene See erhoben hätten. Man hat dergleichen Gegenden Kuak- oder Bebeland genannt; davon haben die Kuaken oder Kauchen, Chauci, die auf einer solchen zitternden Landkruste wohnten, und die Stadt Quakenbrück ihren Namen;[2] „noch jetzt gibt es dergleichen schwimmende Aecker an der Weser, wo man mit Menschen pflügen muß, weil die Pferde durch die Kruste fallen. Das Land bebt auch in Ostfriesland noch dergestalt, daß, wenn man im

[1] In den Anmerkungen (VI, S. 76 f.) macht er wichtige Mitteilungen über allerlei Funde (Belemniten, Ammonshörner usw.) und Fundstätten.

[2] Vgl. dazu seine etymologischen Bemerkungen VI, 78 f.; er zieht die angelsächsische, englische, lateinische, griechische und schwedische Sprache, ober- und niederdeutsch heran und macht hierbei die Anmerkung, die Griechen hätten eine niedersächsische Mundart!!

Digitized by Google

Sommer bei trockenem Wetter darüber fähret, die Bäume an dem Wege von dem Getöse des Wagens zittern. Die Holländer kennen ebenfalls noch Beveland."

Von der Heide berichtet er, sie habe vor dem mehr zur Schaf- und Bienenzucht gedient, als jetzt. Aus den Viehschatzregistern weist er nach, daß die jetzige Schafzucht gegen die alte in den sogenannten barbarischen Zeiten, wo der Handel blühte und noch keine Bücher für die Schäfer geschrieben wurden, wie 1 zu 8 stehe; schuld daran seien mehr der Verfall der hanseatischen Handlung, der Verfall der Schäferkunst und das daher erfolgte öftere Sterben, als die Abnahme der Heiden und die Bepflanzung der Berge. „Die Heide wird an einigen Orten, besonders wo Moor darunter liegt, angezündet und man säet mit großem Vorteil Buchweizen in die salzige Asche." Man fährt ihre Narbe oder Plagge [1]) in Haufen zusammen, läßt sie mit anderem Mist durchbrennen und bringt sie hiernächst als Dünger aufs Land. Dieses „Anzünden der Heiden und Torfbrennen" im Frühjahr wurde i. J. 1720, da der Gestank und Rauch Menschen und Vieh, auch den Frucht- und Obstbäumen, insbesondere dem Eichbaume, sehr schädlich sein solle, durch eine Landesordnung verboten. Aber der augenscheinliche Nutzen sträubte sich gegen das Gesetz; der Bauer bezahlte die Strafe und brannte. Aus der Verordnung geht hervor, daß das Moorbrennen, wodurch der lästige Höhenrauch entsteht, erst kurz vor 1720 angefangen und sich schnell ausgebreitet habe. Möser steht bezüglich des Moorbrennens offenbar auf der Seite der Bauern und „bemerkt dabei, daß der Bauer nützliche Neuerungen geschwind genug fasse und daß man mit Unrecht über ihn klage, wenn er langjährige Erfahrungen unsichern Vorschlägen vorziehet. Der Land-

[1]) Plagge norddeutsch = Heidescholle.

Digitized by Google

wirt folgt einer langen Erfahrung oder einem ehrwürdigen Vorurteile, und es ist gefährlich ihn zu stören." [1])

„Die Heide macht ihre Bewohner fleißig." Diese seine Behauptung wird nach Möser von der Erfahrung überall bestätigt, und im Schatzwesen finde man, daß alle Heidedörfer geschwinder bezahlen als andere. Die Ursache sei auch begreiflich: „der aus der Heide sucht aus vierzig Quellen, was der andere aus einer nimmt. Jenem raubt ein Unglück zur Zeit nur 2 von 40, diesem ein Mißwachs alles. ... Dieser erntet, ißt und trinkt im großen, verachtet die Almosen der Natur und wird leicht stolz und faul, während der Heidebewohner, weil er bei Pfennigen einnimmt, auch den Wert eines jeden Pfennigs kennet."

Von den mineralischen Schätzen der Berge nennt Möser Kohlen, Marmor, rote, gelbe und schwarze Kreide, vielerlei gute Steine, auch Silber und Eisen, vielerlei Ton, Schiefer, Kalkstein usw. Vordem waren die Berge reich an Holz. Eine Kohlengrube hat die Stadt Osnabrück auf dem Piesberge zu ihrem Kalkofen, der Landesherr hat eine zu Borgloh, hauptsächlich für das Salzwerk, das Kloster Oesede und einige Bauern; die Steinkohlen für Oefen und Kamine werden aus der Grafschaft Tecklenburg gezogen, man könnte sie aber wohl so gut und näher finden.

Es gibt auch einige Salzquellen, unter denen die 1724 zuerst mit einem Werk belegte zum Rothenfelde noch (1780) ziemlich lohnend ist. Von mineralischen Wassern weiß man nichts, obwohl vordem zu Dissen ein berühmter Gesundbrunnen gewesen ist. Von den Flüssen des Stiftes könnten die Hase und die Hunte — diese aus der Weser bis Essen — befahren werden, wenn nur einige Brücken erhöht und einige wenige Untiefen verbessert würden. Gute Fische

[1]) S. u. S. 114.

Digitized by Google

hat man fast von allen Arten, doch mehr in Weihern als in Flüssen. Der Lachs steigt bis Quakenbrück und bisweilen noch weiter. 1764 stieg er bis an die Stadt Osnabrück, was seit Menschengedenken nicht geschehen war.

Der Boden des Stiftes trägt insgemein „Rocken," „Haber" und Buchweizen; auch viel, aber mittelmäßigen Flachs und einigen Hanf. Das bessere Vieh wird von Ostfriesland eingeführt; die Bewohner des Bistums „haben fast kein ander Rindfleisch als aus diesem Lande. Aller gemeiner Käse und viele Butter kömmt daher, oder aus Irland." Gerste und Weizen wird viel aus dem Schaumburgischen und Mindischen eingeführt. Aus der eigenen Zucht wird in einiger Menge nichts verkauft, als Schweine und Gänse; desto mehr aber gewinnt der Fleiß der Einwohner an Garn und Linnen. Dieses Linnen oder Lawend wird nach verrichteter Feld- und Hausarbeit im Hause bereitet, entweder von Flachs oder von Hanf; das hänfene ist fast glänzender und schöner. Mann, Frau, Kinder und Gesinde wenden die Zwischenräume ihrer Arbeit zum Spinnen an. Jeder hat seinen Webestuhl im Hause, und die Magd webt. Den „Nationalton," der dazu gehört, um Männer ohne Schimpf ans Rad zu bringen, zwingt der Gesetzgeber in anderen Gegenden nicht. Den Ertrag der Linnenerzeugung im Stift berechnet er für das Jahr 1778 mit 27 241 Stück, jedes Stück zu 3 oder 4 Pistolen.[1])

Ueber die Anfänge und die Art der Besiedelung seines Heimatlandes macht Möser folgende Angaben: „Unsre mehrsten Städte und Dörfer sind auf oder zunächst an einem Hofe in der dazugehörigen Mark entstanden, denn

[1]) Die Pistole, aus dem französischen pistole, ein etwa 17 Mark geltendes Goldstück, wurde zuerst in Spanien geprägt.

Digitized by Google

die einzelnen Höfe sind in Sachsen älter als die Städte." Unter dem Schutze eines edlen Eigentümers oder einer besonderen Gottheit hätten sich die ersten Nebenwohner angesiedelt und diese dann mit der Zeit eine Bürgerschaft gebildet: so sei die Stadt Osnabrück aus dem ursprünglichen Meierhof gleichen Namens (1198 als solcher genannt) entstanden. Die Osnabrücker siedelten sich zuerst gegenüber dem Berge an, denn hier waren, was die Handwerker zuerst suchen, trockene Keller und Steine und Kalk bei der Hand. (VII, 114.) In Westfalen wohnt in den Dörfern fast kein einziger Landmann an der Heerstraße, sondern bloß Wirte, Krämer und Handwerker, während in andern Gegenden die Heerwege von Dorf zu Dorf gehen und die Landleute alle im Dorfe wohnen. Der wahre sächsische Bauer liegt in Hölzern zerstreut, und man kann nicht zu ihm kommen, ohne die Heerstraße zu verlassen (I, 313). Einen reisenden Gascogner läßt Möser seine Verwunderung über das Fehlen der Obstbäume an den westfälischen Heerstraßen aussprechen und Anbauversuche empfehlen. Aus Mösers Worten klingt der Spott über einen solchen Vorschlag heraus, denn „die Natur habe das für zweiundreißig Winde offene Feld nicht eigentlich zum Obstbau bestimmet." Die Dörfer, „worin mehrere Wohnungen beieinander stehen, und die wohl zuerst mit und bei den Kirchen und höchstens bei den Brücken und Mühlen entstanden sind", unterscheidet Möser von der Bur oder Bauerschaft, „einem Distrikt einzelner Wohner." (VI, 5.)

Die Vorteile des einzeln Wohnens, das in seiner Heimat noch zu seiner Zeit üblich sei und das man „auch anderwärts jetzt wieder einzuführen wünschet," setzt er im 12. Paragraphen seiner Osnabrückischen Geschichte (VI, 94) auseinander. Die „einzelnen Wohner" haben ihre Aecker,

Digitized by Google

Wiesen und Gehölze insgemein rings um ihre Häuser, bestellen ihr Land nach eignem Gefallen, Brand und Seuchen verbreiten sich bei ihnen so leicht nicht, im Kriege liegen sie versteckt und sie wenden auch im Frieden nicht zu viel auf glänzende Sachen, um keine Räuber zu locken. Ihre Entfernung voneinander und von der Dorfschenke verhindert überdem manche Versuchung, Begierde und Gelegenheit. Und da ein jeder von ihnen seine Nebenhäuser — die mehrsten haben zwei, viele vier und einige acht Nebenhäuser, worin insgemein zwei, auch wohl vier Familien wohnen — und Beiwohner hat, so fehlt es ihnen auch nicht an Hilfe. Der Grundsatz, keine Festungen und keine Nester für die Feinde zu bauen, sondern sich bei ihrer Ankunft in die Gebirge zu begeben und ihren Vorteil „abzulauren," war das einzige und glückliche Mittel, wodurch unsere Vorfahren es den Römern so sauer machten. Die Beiwohner gehen großenteils im Sommer nach Holland zum Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und zu anderer Feld- und Gartenarbeit; sie gehen auch in die Brauereien, Tran- und Zuckersiedereien, ingleichen auf den Herings- und Walfischfang. Der „Hollandsgänger" arbeitet nicht für Tagelohn, sondern in Verding, aber er bringt trotz saurer Mühe nicht mehr als 30 bis 60 Gülden zurück.

Nichts ist zweideutiger als der Nutzen unsrer Dörfer, welche mit einer übermäßigen Menge von Krämern, Weinschenken, Apothekern beladen sind: auf manchen finden sich zwei Apotheker und zehn, zwölf bis sechzehn Weinschenken, die dem einzelnen Wohner Netze stellen, ihn versuchen und verderben und den Geschmack an fremden Sachen in die kleinsten Hütten verbreiten.

Mehrenteils ist jedes Haus mit Bäumen umgeben. (I, S. 326).

Den Abschnitt über die „natürliche Beschaffenheit des

Digitized by Google

Landes" schließt Möser mit der schon erwähnten berühmten Beschreibung des westfälischen Bauernhauses; wir finden diese etwas erweitert wieder in der Phantasie: „Die Häuser des Landmanns im Osnabrückischen sind in ihrem Plan die besten" (Werke III, Nr. 37). „Die Einräumigkeit des Hauses, die unter einem Dache die Wohnung, die Stallung, das Heu- und Getreidelager samt dem Wirtschaftsraume ungetrennt umfaßt, ist sicher ein Hauptmerkmal hohen Alters, zumal wenn der für die Wohnung bestimmte Teil dieses vollkommenen Einhauses eine freie, offene Herdanlage in seiner Mitte hat." [1]) Möser war der erste Lobredner des niedersächsischen Hauses. „Kein Vitruv, meint er, ist imstande, mehrere Vorteile zu vereinigen," und in der Tat ist es „allen andern deutschen Hausformen durch seine wirtschaftliche Einheit und Uebersichtlichkeit überlegen, in keiner anderen Hausart ist das Zusammenleben der Familie und des Gesindes, der Menschen und der Tiere ein so enges und jeweils auch inniges wie in der niederdeutschen." Das westfälische strohgedeckte Bauernhaus mit seinen weiß und schwarz angestrichenen Wänden von Fachwerk, seiner geschlossenen Umgebung und dem behaglichen Zusammenleben im Innern hat uns der auf Mösers Schultern stehende Immermann in seinem „Oberhof" vortrefflich geschildert: die kernige Kraftgestalt des Hofschulzen ist der ins Bäuerliche übertragene Justus Möser.

Die Schattenseiten des niedersächsischen Bauernhauses haben Neuere stärker hervorgehoben; zwei Vorwürfe hat schon Möser zu entkräften gesucht: die Verschwendung mit

[1]) Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg, Trübner 1898, S. 54. Plan und Abbildung des niedersächsischen Bauernhauses auf S. 56 und 57.

419122

Digitized by Google

dem Bauholz und die Feuergefährlichkeit. Um die letztere zu vermeiden, habe man „unlängst (d. i. vor 1768) durch eine allgemeine Verordnung die Absonderung des Herdes einführen wollen, aber schwerlich sei ein Exempel anzugeben, daß die Diele (auch Däle, d. i. Hausflur, Tenne) vom Herde Feuer gefangen habe; und wenn auch jährlich eine Feuersbrunst daher entstände, so würde dieses Unglück in Vergleichung der sonstigen Vorteile keine Rücksicht verdienen.

In der Phantasie: „Für die warmen Stuben der Landleute" (II, Nr. 64) wendet sich Möser gegen die „läufigen Anmerkungen der heutigen philosophischen Oekonomen und Aerzte, daß der Landmann des Winters zu warm sitze und in seinen engen Stuben sich bis zum Ersticken wärme." Möser ist dagegen, daß der Landmann durch eine Landesordnung angewiesen werde, sein Wohnzimmer nach einem gestempelten Thermometer zu heizen und sein dickes Federbette mit einem taxmäßigen Zeugnisse des Collegii Medici zu schützen; denn ein Mann, der des Sommers sein Brot in dem stärksten Schweiße gewinnt, könne des Winters nicht mit dem Maße der Wärme auskommen, womit müßige Leute und ein Teil Bürger in den Städten, die das ganze Jahr durch in der Werkstätte sitzen, sich billig befriedigen. „Die Natur entlediget sich von sehr vielen Uebeln durch den Schweiß," und „der Russe, der aus dem heißen Backofen in den Schnee kriecht und sich wohl dabei befindet, gibt uns das beste Muster zur Nachahmung."

Das Stift Osnabrück hatte „nach der von dem Oberstleutnant von dem Bussche verfertigten Karte" 45 Quadratmeilen und i. J. 1771 nach einer „vollständigen Berechnung" 116 664 Einwohner (I, Nr. 40). Möser gibt davon folgende dankenswerte Zusammenstellung:

Digitized by Google

Hausväter	21 308
Hausmütter	24 481
Söhne über 14 Jahr	5 197
Söhne unter 14 Jahr	19 668
Töchter über 14 Jahr	5 228
Töchter unter 14 Jahr	19 647
Männliche Angehörige bei ihren Verwandten im Hause	1 552
Weibliche Angehörige bei ihren Verwandten im Hause	1 949
Gesellen und Bursche	549
Knechte	5 062
Mägde	5 910
Ohne Unterschied der Jahre und des Geschlechts Angegebene	6 113

Bei der im Teuerungsjahr 1772 vorgenommenen Zählung wurden 19 684 Wohnungen gezählt; mithin kamen auf jedes Haus über 5 Menschen.

Im Stift kamen also nahezu 2600 Köpfe auf eine Quadratmeile, „und lauter Köpfe, die lesen und schreiben können," läßt Möser in der Phantasie: „Schreiben eines westfälischen Schulmeisters über die Bevölkerung seines Vaterlandes" (I, Nr. 40 : 1769) den Schulmeister mit Stolz sagen. In derselben Phantasie wird die Bevölkerungsdichte von Frankreich mit 1900 bis 2200 Menschen auf eine Quadratmeile berechnet, England höchstens 1831, die schlesischen Lande 2552, Elsaß 1835. Durch diese Zahlen werde der oft gehörte Vorwurf, „daß unser dunkles Westfalen unter allen Ländern am schlechtesten bevölkert und angebauet sei," widerlegt, und die Franzosen hätten keine Ursache, unser Land la vuide Westphalie zu nennen."

Bei der Besprechung der Einteilung des Stiftes in Marken, „deren Grenzen mit keiner Landes-, Amts-, Ge-

Digitized by Google

richts-, Kirchspiels- oder Bauerschaftsgrenze zusammentreffen," regt Möser (VI, S. 11 f.) die Einrichtung von Landkarten nach Marken an und ist somit der Vater der Grund- und Flurkartenforschung, die erst das ausgehende 19. Jahrhundert in Angriff genommen hat und die jetzt von den Vertretern der Geschichts- und Volkskunde allenthalben als dringendes Bedürfnis erkannt wird.

Als die Gründe, warum das Stift trotz des „eben nicht ergiebigen Bodens" und obgleich „die Feurung und fast alles teurer" war als anderwärts, „volkreicher war als die daran stoßenden Länder," gibt Möser folgende an: „die vollkommenste Freiheit in allen Arten von Handel und Nahrung, [1]) den glücklichen Mangel einer eignen Kriegsmacht, die leidliche Regierungsform, die gute Gelegenheit nach Holland zu gehen, die größern Beschwerden in den angrenzenden Ländern, und besonders die Gemeinheiten, zu deren unentgeltlichem Mitgenuß die Beiwohner leicht gelangen" (VI, 96).

Ein Muster einer volks- und heimatkundlichen Stadtbeschreibung hat uns Möser in dem leider unvollendet gebliebenen Aufsatz: „Die Stadt Osnabrück" (V, Nr. 32) hinterlassen.

V. Die Stände. Bauern und Handwerker. Erziehung.

Möser unterscheidet drei Stände der Bevölkerung: Landmann, Bürger, Adel. Der mächtigste Sporn, der die unteren Klassen antreibt, in die Höhe zu streben, liegt nach seiner Ansicht in der Ehre, die jedem Stande

[1]) „Ein Kaufmann auf dem Lande bezahlt keinen Warenzoll, keinen Lizent, keine Accise, sondern bloß Trafikengeld und einen geringen Wagenzoll."

Digitized by Google

eigentümlich sein soll. Der Staat, worin der König ein Löwe und alle übrigen Einwohner Ameisen sind, meint er, wird niemals eine Reizung für mich haben; nur der, worin man aus der Hütte zum Throne in sanften Stufen gelanget, und nächst dem Könige noch Männer sind, die Rechte haben." Im Gegensatz zu seiner Zeit, in der man „allenthalben die Bauern als die unterste Klasse der Menschen bezeichnete" (I, S. 232), gilt ihm der erbrecht hofgesessene Bauer als die Blüte deutschen Volkstums, als die erste Stütze des Staates, das „Landeigentum als die wahre Quelle gemeiner Glückseligkeit." (II, S. 68.) „Gewerbe und Handlung sind flüchtige Güter, die von einer Nation zur andern ziehen . . .; dauerhafter (als ein Handelsstaat) ist ein Staat, der sich auf Ackerbau gründet" (II, S. 139). Doch nimmt auch hier Möser keinen einseitigen Standpunkt ein: im Gegensatz zu des Marquis von Mirabeau Schrift: „Ami des hommes" (1755), deren Grundgedanke sei, daß die Fabriken dem Pflug zu viel Hände raubten, betont er, daß „ohne Fabriken auch der Landmann weniger zu pflügen, zu verkaufen und zu versorgen" haben würde.

Gern besuchte Möser, der trotz seiner hohen Stellung und seiner gelehrten Studien nicht verlernt hatte, mit dem gemeinen Manne zu fühlen, die ländlichen Wohnungen seiner geliebten Heimat; er setzte sich zu freundlichen Gesprächen nieder auf den alten hölzernen Lehnstuhl am niedrigen Herde und freute sich des Gesprächs mit dem verständigen Landmann, dessen schlichter Art der menschen- und weltkundige Mann sich ohne Herablassung und ohne Zwang anzupassen verstand. „Keiner hat so wie er das Leben des Landmanns bei der Arbeit, bei seiner derben Fröhlichkeit, in seinen abergläubischen und religiösen Vorstellungen geschildert, niemand hat so tief die trauliche Poesie und das stille häusliche Glück empfunden und dargestellt, das in diesem von der großen Welt unberührten und unbeach-

Digitized by Google

teten Leben liegt. Hier fand er die Quelle der Zufriedenheit." [1])

Schon frühe begriff er, welche Gefahren die Entfremdung der gebildeten Klaſſen vom „Volke" für das Wohl der Geſamtheit mit ſich bringe. „Es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigſten Stande nicht umgehen können, ohne unſre Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfſchenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, ſondern aus Erfahrung wiſſen, und aus eigenem Verſtande und aus offenem Herzen reden, allezeit größer ſein werden, als orientaliſche Prinzen, die, um nicht klein zu erſcheinen, ſich einſchließen müſſen." An einer anderen Stelle (I, 233) heißt es: „Alle ſprechen von vornehmen und geringen Bürgern. Wer iſt aber der vornehme und geringe? Der Mann, der aus ſeinem Comptoir der halben Welt Geſetze und Königen Kredit gibt, oder der Pflaſtertreter, der in einem langen Mantel zu Rate geht? Der Handwerker, der Tauſende dem Staate gewinnt, oder der Krämer, der ſie hinausſchickt? Der Mann, der von ſeinen Zinſen, oder der, ſo von Beſoldung lebt, und dem gemeinen Weſen in die Futterung gegeben iſt? Der Taugenichts, der ſeines wohledlen Großvaters Rang noch mit geerbtem Stock und Degen behauptet, oder der Meiſter, der die beſte Arbeit macht? Keiner denkt an die Gefahr, die dem Lande bevorſteht, das dem Fleiße die Ehre raubt." In einer „erbaulichen Betrachtung" (II, Nr. 56) vergleicht Möſer den Staat mit einer Pyramide. Eine ſolche iſt nur dann ſchön, wenn ſie auf einem guten Grunde ruht und wenn Spitze und Grund in einem richtigen Verhältnis ſte-

[1]) Schaumkell a. a. O., S. 34.

Digitized by Google

hen. Die Natur arbeitet nach dem Gesetz der Pyramide, derart, daß ihre Spitze immer zuerst abnimmt und verdorrt. „Je höher hinauf, je mehr schwächliche Gesundheiten und Uebel .... Mit Macht drängt sich Gesundheit, Fleiß und Stärke immer von unten auf gegen die Höhe; diese eisernen Tugenden des untern Teils der Pyramide schieben täglich eine Menge zum Schafte hinaus, welche dort absterben und wie verdorrete Zweige herunterfallen; die Hauptstädte werden immer von dem dauerhaften Pflugstande bevölkert."

Den verfeinerten Teil der Menschen an Höfen und in den Städten mit ihren modernen Künsten, Wissenschaften und witzigen Erfindungen, bei denen die geselligen Menschen täglich mehr und mehr verfeinern und verzärteln, oder wohl gar verhämmern und verpuffen, sieht er als Blumenbeet der Natur, das platte Land hingegen als ihr Kornfeld an (IV, Nr. 9). Nur vom „Pflugstande" her strömen die verjüngenden Kräfte in die oberen Schichten.

Wenn Möser auch weit davon entfernt war, „den wissenschaftlichen Unterricht und die Gelehrsamkeit, welche daraus entsteht, zu verachten", und so bereitwillig er anerkannte, „wie der praktische Unterricht unendlich durch die Resultate des wissenschaftlichen gewonnen habe" (IV, Nr. 5), so war er doch ein abgesagter Feind der vorwiegend gelehrten Erziehung der Jugend, wie der Ueberschätzung der Verstandesbildung und der darauf gegründeten Kultur. „Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte sind der Ruin des Staates." „Die Staaten sind nicht gebessert, die tausend Schreiber ernähren." „Gelehrte haben nichts erfunden, es sind immer Künstler und Practici gewesen." „Gelehrte Pferdekenner werden von Roßkämmen betrogen." „Die Gelehrsamkeit hat alle menschlichen Lustbarkeiten geschwächt und verhunzet." „Das Geschrei gegen

Digitized by Google

Barbarei ist die Losung der gelehrten Marktschreier, die gern ihre Pillen verkaufen wollen." „Ich glaube nicht", meint er in dem Aufsatz: „Der Autor am Hofe" (IV, Nr. 23), „daß die Leute, welche Bücher geschrieben haben, es jemals in der Kunst der Aufmerksamkeit denjenigen gleich tun werden, die sich gewöhnt haben, alles mit einem natürlichen Auge zu betrachten." Die lebendige Anschauung, der „Totaleindruck," leiste mehr als alle rein gelehrte Erziehung. Ueber den „Mißbrauch des vielen Studierens" und darüber, daß so viele Kinder „immer studieren und nicht pflügen wollen," klagt er häufig. Der Grund der verfehlten Erziehung liege meist darin, „daß die wenigsten Eltern mit ihren Kindern bis ins vierzehnte Jahr was anzufangen wüßten und sie in die lateinische Schule schickten, um sie nur vom Müßiggange abzuhalten." Die Hälfte von den Kindern, die von den Eltern in den „lateinischen Notstall" geschickt würden, sei besser in den Realschulen aufgehoben; nachdem sie dort Vorkenntnisse von anderer Art erhalten hätten, würden sie „nachwärts ohne Zwang zu nützlichen Künsten und Handwerken bestimmt werden." Zumal für den Landmann sei bloße Vielwisserei von Uebel; „der Ehrgeiz der Bauern sollte sein, das Nötige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Die Wissenschaften gehören zum Ueppigen der Seele, und in Haushaltungen und Staaten, wo man noch mit dem Notwendigen genug zu tun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen." Als nützlich und notwendig für die Kinder in Stadt und Land erklärt Möser „die vollständigste Kenntnis der Landesregierung und Verfassung." Er schlägt eine „Praktika für das Landvolk" vor, d. i. eine kurze und deutliche amtliche Zusammenstellung aller Landesgesetze, Gewohnheiten und Rechtsregeln, mit deren Hilfe in tausend Fällen der Landmann sich selbst bescheiden könnte und nicht nötig hätte, jeden guten und schlimmen Rat teuer zu er-

Digitized by Google

kaufen. Ein solches „von alten erfahrenen Männern geschriebenes Werk" würde die schon vorhandenen Unterrichtsmittel für das Landvolk — Belehrung über Gesundheitspflege, über den Bau verschiedener Futterkräuter, die Kultur der Maulbeerbäume, die Bienenzucht, das Branntweinbrennen und viele andere ökonomische Vorteile — in ersprießlichster Weise ergänzen. Von unendlichem Nutzen für das Landvolk müsse auch ein kurzer Auszug der Taxordnung für Gebühren an Richter, Advokaten und Prokuratoren sein, eine Vergleichung der „Maßen" im Stifte, eine kurze Belehrung über Pfändung u. a. m.

Nächst dem Leben und Treiben des Landmanns hat unsern Möser das Schicksal der Handwerker am meisten beschäftigt. Tief beklagt er den Verfall des deutschen Handwerks und das Sinken der Handwerksehre im Gegensatz zu England (I, Nr. 32 : 1768). Die sich mehr und mehr ausbreitenden Wissenschaften hätten bewirkt, daß der Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben könne, sich über den erhoben habe, der mit eigener Hand weit bessere mache. „Das Söhnchen einer bemittelten Mutter schämet sich, die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Ein Kaufmann muß er werden!" (I, S. 113.) Vortrefflich ist Mösers Vorschlag, den äußeren Glanz des Handwerks und damit dieses selbst dadurch zu heben, daß „reicher Leute Kinder ein Handwerk lernten." (I, Nr. 4.) Mit Wärme nimmt er die Handwerker in Schutz, besonders gegen „die sie verzehrenden Raubvögel," die Krämer (II, Nr. 37, s. o. S. 98). Wie der gelehrte Stubenhocker „mit der verstopften Galle und dem versäuerten Magen" (I, S. 123), so ist der in ungesunder Werkstatt krank werdende Handwerker — im Gegensatze zu dem in gesunder Luft lebenden und durch körperliche Bewegung kräftigen Landmann — der oft wiederkehrende Gegenstand seiner Schilderungen, die unter der Maske des

Digitized by Google

Scherzes oft tiefen Ernst verbergen. Junge Leute, die ein Handwerk lernen wollten, müßten, sowie sie ihr vierzehntes Jahr erreicht hätten, die Schulen der Gelehrten verlassen und sich einem Meister übergeben (IV, Nr. 4). An verschiedenen Stellen seiner „Phantasien" hat Möser, wie schon vor ihm Leibniz und Semler, eine besondere Facherziehung für die Handwerker, Handwerkerschulen, empfohlen, aber die Erfüllung dieser seiner Hoffnung, daß sich die menschliche Gesellschaft zu einer „Erziehungsanstalt für die Handwerker," zur Gründung eines „Instituts für die Handwerksburschen" (d. i. Gesellen) vereinigen möchte, hat er nicht mehr erlebt. Erst das 19. Jahrhundert hat Gewerbeschulen, die sich mit den Fortbildungsschulen und Realschulen mannigfach berühren, und Fachschulen für die Handwerker gebracht. Einen weitschauenden Blick zeigt Möser, der die spätere großartige Entwickelung des deutschen Kunsthandwerks, die Veranstaltung von Ausstellungen, die Errichtung von Gewerbemuseen, Vorbildersammlungen usw. nicht ahnen konnte, mit seiner Anregung, man möge besonders in kleinen Städten, wo dem Handwerker die Hilfe des Geschmacks, der Moden und der schönen Künste fehle, alljährlich von seiten der Obrigkeit „die neuesten französischen und englischen Modellbücher kommen und den Handwerksgilden gegen Erstattung der Auslagen austeilen lassen, damit so die Handwerker sich an guten Mustern vervollkommnen könnten." Auch rät er seinen Landsleuten dringend, ja das Anerbieten des englischen Königs mit beiden Händen zu ergreifen, welcher junge, vorzüglich befähigte osnabrückische Handwerker auf seine Kosten zur Ausbildung reisen lassen und bei ihrer Wiederkunft auf tunliche Weise befördern wollte.

Wiederholt spricht sich Möser gegen die herkömmliche einseitige Abrichtung des Geistes aus; nur eine gleichmäßige Ausbildung des ganzen Menschen bewahre vor jeder

Digitized by Google

leiblichen und geistigen Verkrüppelung. Die Vernachlässigung des Körpers in der Jugend räche sich später und sei nur schwer wieder gut zu machen. In diesem Punkte stimmte er ganz mit Rousseau, der in seinem „Emil" (1762) die Rückkehr zur Natur als einziges Heilmittel gegen alle menschlichen Leiden gepriesen und in Basedow und den Philanthropisten begeisterte Lobredner des „neuen Naturevangeliums der Erziehung" gefunden hatte, überein, so sehr er auch die „Rousseausche Manier zu übertreiben" (II, Nr. 57) verurteilte. Die Schwächen der philosophischen Erziehungsmethode Rousseaus geißelt er in der satirischen Phantasie: „Wie ein Vater seinen Sohn auf eine neue Weise erzog" (III, Nr. 57 : 1777), und gegen die Spielerei in den Philanthropinen wandte er sich in seinem noch heute beherzigenswerten Aufsatz: „Die Erziehung mag wohl sklavisch sein" (III, Nr. 33 : 1776).

Ein nachhaltiges Verdienst haben sich die Philanthropisten durch ihre Sorge um die körperliche Erziehung der Jugend erworben. In diesem Punkte war Möser ganz mit ihnen einverstanden und empfahl regelmäßige leibesstärkende Uebungen, ehe Guts-Muths und Friedrich Ludwig Jahn die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet der Erziehung lenkten. Als ein für die künftige Nachkommenschaft heilsames und nötiges Mittel gegen die „immer mehr und mehr überhandnehmende Hypochondrie" und andere Folgen der „Schreiberei" und „des mit der Feder Ruderns" empfiehlt er (III, Nr. 32), alle Kinder, die wir zum Studieren verdammen, zugleich eine Kunst, die eine körperliche Uebung erfordert, lernen zu lassen und ihnen dadurch früh eine Neigung zu dem einzigen Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, beizubringen. Jeder Art von körperlicher Uebung und Abhärtung redet er das Wort. Er „findet keinen hinlänglichen Grund, warum unsere Kinder auf Schulen und Univer-

Digitized by Google

sitäten nicht eben so gut das Exerzieren, als reiten, [1]) tanzen und fechten lernen sollen (I, S. 278). „Daß jetzt ernstlich dafür gesprochen wird, daß die Kinder in gewissen Stunden auch spielen müssen," findet seine volle Billigung (III, Nr. 34). Im Gegensatz zu den Anschauungen des 18. Jahrhunderts, nach denen das Baden und Schwimmen in den Flüssen und Teichen als anstößig, ja unchristlich verpönt war, — auch Goethe bezeichnet um 1770 das Baden im Flusse als eine der Verrücktheiten der damaligen Schwärmer für den Naturzustand, — erklärt Möser es für einen Fehler, „daß man die Kinder nicht zeitig zum Baden anführe." Der damit verbundenen Gefahr wegen sollte man „einen eignen Schwimmermeister halten, unter dessen Aufsicht die Jugend das Schwimmen lernen und täglich baden müsse, nicht sowohl in der Absicht, damit sie sich in künftigen Notfällen durch Schwimmen retten könnten, obgleich auch diese Absicht nicht zu tadeln wäre, sondern um ihre Gesundheit zu stärken." Sie sollten täglich einmal, sowie sie aus der Schule kämen, in die Schwemme gejagt und auf diese Weise abgehärtet und wider alle Erschlaffungen gesichert werden. Möser glaubt alles Ernstes, daß durch das Baden im Flusse doppelte Glieder, Fistelschäden, Nervenkrankheit und Bruchschäden abgewandt und geheilt werden könnten. Mit dem Baden sei für die, welche sich daran gewöhnt hätten, ein großes Vergnügen verbunden, und unsre Vorfahren, die sogar die Kinder gleich nach der Geburt über und über ins Wasser tauchten, dachten nach ihrer Erfahrung ganz anders hiervon als ihre Enkel. Diese Worte (III, Nr. 35) schrieb Möser im Jahre 1776. Am Ende

[1]) Auch für das weibliche Geschlecht sei das Reiten „ein nützliches Vergnügen, das den Körper stärkt und den Mut des Geistes unterhält, welchen eine Landhaushaltung erfordert"; I, Nr. 1, S. 93.

Digitized by Google

seines Lebens freilich dachte er höchst ungünstig über das kalte Baden, wie aus einem Briefe an seinen Freund Friedrich Nicolai v. J. 1785 (X, S. 189 f.) hervorgeht. In demselben Jahre klagt er darüber, daß er sich durch kaltes Baden eine Straffheit der Nerven zugezogen habe (Brief an Nicolai, X, 192). Jahre lang besuchte er die heilenden Bäder von Pyrmont; dort ist er auch einmal (1766) flüchtig mit Lessing zusammengetroffen. [1])

In dem Aufsatze: „Von der Nationalerziehung der alten Deutschen" (IV, Nr. 3) preist Möser die körperliche Ausbildung der germanischen Jünglinge besonders „im Springen und Voltigieren;" auch das Speerwerfen und Reiten habe zur germanischen Nationalerziehung gehört. „Ihr einziges und ewiges Spiel war, auf scharfe Spieße einzuspringen, um Körper und Auge zu gewöhnen .... Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieser Kerle von Kindesbeinen an gewöhnt und gestärkt sein!... Rübenfresser schickten sich dazu nicht; und nur unter den Engländern, einer mehrenteils vom Fleische lebenden Nation, sieht man hie und da noch Jünglinge, die ohne Zulauf über eine Hecke von sechs Fuß hinwegsetzen." Für die abhärtende, naturgemäße Erziehung der Engländer findet Möser wiederholt Worte der Anerkennung. „Ein englischer Lord", sagt er in dem „Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder" (I, Nr. 3 : 1766), „schickt seinen Sohn bis ins zwanzigste Jahr ins Kollegium, wo er mit abgeschnittenen Haaren, ungepudert und ungeschoren, in seinem schlechten Kleide bei Hammelfleisch und Erdäpfeln groß gemacht wird." Mösers Ansichten über körperliche Erziehung ent-

---

[1]) A. W. Ernst, Lessings Leben und Werke, S. 217. Regelmäßig trafen sich Nicolai und Möser in Pyrmont, mehrmals war auch Thomas Abbt mit dort.

Digitized by Google

sprechen am meisten denen des ihm wohlbekannten John Locke (1632—1704), ohne daß man bei unserm selbständigen Denker Entlehnung anzunehmen braucht. Beide verfechten den Grundsatz: „Mens sana in corpore sano" und empfehlen der heranwachsenden Jugend Bewegung in freier Luft, Leibesübung und Schlaf, bequeme, einfache Kleidung, einfache Nahrung, Vermeidung von Wein und starken Getränken.

Auch auf dem Gebiete der Erziehung — eine gute Erziehung erklärt er für das beste Erbteil, das man seinen Kindern lassen könne, — waren Mösers Ansichten, wie wir soeben darzulegen versucht haben, auf das Natürliche, Vernunftmäßige gerichtet und in einem Zeitalter, in welchem dem mächtigen weltbürgerlichen Zuge auch die edelsten deutschen Geister, unsre größten Dichter, folgten, durchaus national. Im Gegensatze zu der theoretisch-rationalistischen Erziehungsmethode seiner Zeit mit ihren dürren Verstandesabstraktionen befürwortet er eine praktische; er tritt mit warmer Beredsamkeit dafür ein, daß der Familie der volle Einfluß auf die Erziehung ihrer Mitglieder gewahrt bleibe, und das gibt den pädagogischen Ansichten des ehrwürdigen Mannes — gegenüber den kosmopolitischen Anschauungen des philosophischen 18. Jahrhunderts wie den heutigen sozialistischen Forderungen einer möglichst von der Familie losgelösten und für alle Stände möglichst gleichförmigen Bildung — ihren bleibenden Wert.[1])

VI. Lob des Bauernstandes. Häusliches Leben.

So lebhaft Möser den Rückgang des deutschen Bauernstandes seit den „güldenen Zeiten" Karls des Großen be-

[1]) Ich verweise auf meine ausführliche Darlegung seiner „Gedanken über Erziehung und Unterricht" in den „Neuen Jahrbüchern" usw. 1903, II. Abt. XII. Bd.

Digitized by Google

klagt, und wenn auch nach seiner Ansicht nur noch „von dem englischen und holländischen Landmanne gesagt werden könne, daß er der Bauer in seiner Größe sei" (VI, S. 99), so freut er sich doch, daß der deutsche Landmann sich immer noch ein stärkeres Selbstgefühl bewahrt habe, als die andern Stände. „Man sieht täglich, so stellt er mit Befriedigung fest, daß von hundert gehorsamen Dienern keiner die Würde und die Zuversicht eines Bauern habe, der, wie ein „Quaker," guten Tag sagt und mit den vornehmsten Herren ohne Verlegenheit spricht." (VI, S. 99). Auch die Frömmigkeit des Bauern sei stärker und wahrer als die in der „sogenannten feineren Welt" und in den Städten, „wo die Kinder nicht schlafen können, wenn die Magd nicht bei der Wiege sitzt." „Hier auf dem Lande," so läßt er einen Landmann sagen, „dem die vorige Nacht das Wasser seine vier lehmernen Wände ausgespület und alles verdorben hatte, sind wir ganz anders gewöhnt. Sobald wir des Abends unser Gebet getan haben, so sind wir in Gottes Gewalt; und nun mag es regnen und schneien, stürmen und wehen, so können alle vier Elemente uns wohl aus dem Bette bringen, aber sonst denken wir: was Gott will, das geschehe! und damit schlafen wir ruhiger ein, als wenn alle Wächter aus der Stadt uns die Ohren voll bliesen." [1]) „Keiner trägt ein Unglück standhafter als der Landmann, keiner stirbt ruhiger als er, keiner geht so geradezu in den Himmel wie dieser. Und warum? Weil seine Tugend nicht auf Silben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung beruhet ...., und der Mann, der, von dem Anblick der wohltätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummet, drückt mehr Dank aus als ein anderer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvoll-

[1]) „Eine Bauern-Theodicee", V, Nr. 41.

Digitized by Google

kommenen, endlichen Zahlen vorrechnen kann." [1]) Bei seiner „Abneigung gegen alle moralischen Betrachtungen" [2]) verurteilte Möser darum den dogmatisch-theoretischen Unterricht in der Religion, „so vortrefflich und schön er auch ist," weil er „den Landmann doch nur auf die Grenze der Metaphysik bringe, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen."

Untrennbar muß, wenn der Staat gesund bleiben soll, der Bauer von Geschlecht zu Geschlecht mit der ererbten Scholle verbunden bleiben, unwandelbar soll er an der Sitte der Väter festhalten. Die bodenständige Landbevölkerung ist der beste Nährboden für alles, was wir heute unter „Volkskunde" vorzugsweise verstehen; ihre Sitten und Gebräuche, ihre Mundart und Volkstracht schlagen die festesten Wurzeln im Volksleben. Diese Ueberzeugung, die erst neuerdings wieder mehr und mehr anerkannt wird, hat der ehrwürdige Patriarch von Osnabrück unermüdlich verfochten. Mit Eifer verteidigte er den Landmann gegen den ihm immer wieder gemachten Vorwurf, daß er „so fest am Alten, als der Rost am Eisen klebe" (I, 298), daß er sich allzu zähe und hartnäckig wirtschaftlichen Neuerungen widersetze. „Der Landwirt", meint er, (VI, S. 80; s. o. S. 95), „folgt einer langen Erfahrung oder einem ehrwürdigen Vorurteile, und es ist gefährlich, ihn zu stören." Warum sollte er „von einer hundertjährigen Erfahrung ablassen und unsichere Versuche mit unerprobten Neuerungen machen? .... Proben und Versuche sind für den Edelmann, der etwas verlieren kann, nicht für den Landmann, der jede Handbreite Land zu Rate halten muß." (I, 300.) Nur Spott hat Möser übrig für die zahlreichen „Projekte zur Verbesserung der Landesökonomie, die unter den Nacht-

[1]) X, S. 253 (Mösers Brief an den Rat Becker in Gotha, 1786); ähnlich IV, Nr. 5.

[2]) Vorrede zum 2. Teil der Osnabr. Geschichte VII, S. VI.

Digitized by Google

mützen der Gelehrten ausgeheckt würden". „Wie würde es uns armen Leuten ergangen sein", läßt er einen Landmann (I, Nr. 35) ausrufen, „wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemacht sind, befolgt hätten? Wenn wir alle die Säemaschinen und alle die Arten von Pflügen angeschafft hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und vergessen sind? Wenn wir alle die Futterkräuter gesäet und alle die Ackerbestellungen nachgeahmt hätten, wovon man uns ein so herrliches Bild gemalet hat? .... Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe, hundert, ja tausend Jahr haben wir mit Plaggen (s. o. S. 94) gedüngt, im sauren Schweiße unsers Angesichts damit gedüngt, und uns wohl dabei befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen? ..... Man beschuldige uns keines Eigensinns: die Kartoffeln sind noch nicht viel über dreißig Jahre [1]) in Westfalen bekannt, und gleichwohl baut sie schon ein jeder. Die Feldmauern sind erst vor vierzig Jahren aufgekommen; dennoch sind sie nunmehro fast durchgehends, wo Steine zu haben und Feldmauern nützlich sind, anstatt der Zäune und Hecken eingeführt. Der Hanfbau ist funfzig Jahr in hiesigen Gegenden alt, und gleichwohl jetzt schon überall, wo es nur möglich ist, gemein; vor sechzig Jahren säete noch niemand Buchweizen ins Moor, und jetzt wird er überall gesäet. Der Weizenbau vermehrt sich täglich in Gegenden, wo man ihn vorhin gar nicht möglich glaubte. Wir sind also folgsam — — aber gegen Erfahrungen, und nicht gegen Projekte und unsichere Proben."

Die Natürlichkeit und Einfalt des Landlebens gegenüber dem Leben der vornehmen Städter, die „gleichsam in einem vergüldeten Kerker wohnen" und „auf dem Lande

[1]) Der Aufsatz: „Es bleibt beim Alten" (I, Nr. 35), dem die obigen Worte entnommen sind, stammt aus dem Jahre 1769.

Digitized by Google

die Nachahmung der Stadt suchen," verteidigt Möser in dem 1760 verfaßten „Schreiben eines Frauenzimmers vom Lande an die Frau .... in der Hauptstadt" (II, Nr. 15). „Als Sie uns", so heißt es darin, „das letztemal auf dem Lande besuchten und von Ihrer viertelstündigen Reise fatiguiert und aneantiert zu uns kamen, führte Sie meine Mutter in ihr bestes Zimmer; allein die weißen Wände waren Ihnen unerträglich, der Armstuhl unbequem, und der unbedeckte Boden abscheulich. Es wurde des Abends um 8 Uhr gedeckt, und Sie hatten keinen Hunger, weil Sie nicht gewohnt waren, vor eilf Uhr zu essen. Der Geruch unsrer besten Talglichter erweckte Ihnen eine affreuse migraine. ... Wie Sie zu Hause kamen und durch die Stadtluft wieder in Ihr wahres Element versetzt wurden, so ward unsre wohlgemeinte Bewirtung der Gegenstand Ihres Spottes". „Es ist eine erbärmliche Sache", sagten Sie, „um ein Landmädchen; es weiß doch von nichts. Den grünen und roten Kohl kennet es besser als die Livres verds et rouges à la mode.[1]) Es läuft ohne Sonnenschirm und Saloppe, wie ein Schaf im Felde. Wenn man vom Whistspiel mit ihm spricht, so sperrt es zwei große Augen auf". — — „Alle meine aufmerksame Sorgfalt, die schöne Milch, die vortreffliche Butter, die schmackhaften Gartenfrüchte, die angenehmen Lustgänge, das offenherzige Vertrauen ..... mußten Ihren undankbaren und verwöhnten Empfindungen zum Spotte dienen". „Glauben Sie denn", so läßt Möser die Gekränkte vorwurfsvoll fragen, „daß ein Frauenzimmer auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt alle die unglücklichen Bequemlichkeiten nötig habe, welche in der Hauptstadt unentbehrlich sind? Wissen Sie nicht, daß die Menge Ihrer Bedürfnisse nur ein Zeichen Ihrer Armut sei? Welch ein Unsegen für uns, wenn wir an die

[1]) „Der Aufsatz ist vom Jahr 1760, wo diese französischen Kinderspiele Mode waren". Anmerkung Mösers.

Digitized by Google

täglichen Assemblées — Repas, Soupés fins, Bälle, Komödien, Redouten, petites maisons — wie an unser Spinnrad gewöhnt wären! Wenn wir Voltairen und Popen besser als unser Intelligenzblatt und mehrere Arten von Spielen als Hausarbeiten kennten!" Wie würde alles besser sein, „wenn man nur demjenigen eine Achtung erwiese, welcher sich am besten nach seinem Stande richtete!" ... „Das Landleben hat 'was Originales .... Ich freue mich recht, wenn ich in ein wohleingerichtetes Bauerhaus komme, die besondern Vorteile und Erfindungen dieser Familie sehe, und eine Tapete von Flachs, „das" schön zubereitet und nett aufeinandergelegt ist, ergötzet mich da mehr als eine haute-lisse (kostbare Tapete). Das Erste, was ich besehe, ist die Milchkammer, nach dieser beurteile ich die Wirtin; und das gesunde Kind, welches mir in einem reinlichen und stumpfen Rocke entgegenspringet, küsse ich mit Empfindung, wenn ich die Staatspuppen unserer Frau Amtschreiberin sehr gelassen vorbeineigen sehe."

Behaglich schildert Möser das Leben in der Familie eines wohlhabenden und gebildeten Landmanns in der „Spinnstube, einer osnabrückischen Geschichte" (I, Nr. 5: 1766). Die freundliche Idylle zeigt uns unsren Helden als den begeisterten Lobredner der einfachen Lebensgewohnheiten der Väter, und wir sehen im Geiste vor uns das heitere, treuherzige Antlitz des menschenkundigen, lebensfrohen, gütigen Patriarchen, „der seinen Leuten nicht wohl ein hartes Wort sagen konnte" (I, S. 60 Anm.). „Wenn die langen Winterabende herankamen", so heißt es in der Spinnstube, „ließ Selinde, die älteste Tochter eines erfahrenen Vaters und einer wirtschaftlichen Mutter, die Hausmägde, welche sich überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen, ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer, von dem aus man den Hühnerplatz, den Platz vor der Tür, die Küche und die Kellertür über-

Digitized by Google

schauen konnte. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Rätsel unterrichete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Arist, der Verlobte Selindens, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, dessen einziger Fehler der zu sein schien, daß er — dies war eine Folge ausgedehnter Reisen — die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuches schämte, wenn andere in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphierten, mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen. Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satirische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigene Stube, die Mägde haben die ihrige besonders, die Kammerjungfer sitzt allein, die Töchter sind bei der Französin, die Knaben bei dem Hofmeister, der Herr vom Hause wohnt in einem und die

Digitized by Google

Frau im andern Flügel....! Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen, allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsre Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachteil seiner Gesundheit aushalten könnte. Nach und nach kamen wir zu dem Plane, welcher Ihnen so sehr mißfällt..... Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht bloß den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd.... Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser, als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte.... Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie

Digitized by Google

der Haushalt geführet und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden, sie gewöhnen sich zu der notwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben.... Ordentlicherweise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten als andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirtschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. — — —" Schließlich kam man dahin überein, daß Selinde nach der Hochzeit ein Jahr lang nach ihres Mannes Phantasie leben sollte. Jeder Teil hoffte während dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen. Am Morgen nach der Hochzeit erschien Selinde nach der Abrede in unaussprechlicher Kleidung; denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Sie stand täglich spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielete bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe und schlief wieder bis achte, und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in der benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten. Arist wurde bekehrt; er fühlte die ganze Schwere dieser langweiligen und sein Vermögen verzehrenden Tändelei und sah ein, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könne. Selinde erhielt den Sieg und eine ganz neue Spinnstube, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte, und beide erreichten unter Rädern und Kindern ein hohes und vergnügtes Alter.

Digitized by Google

Wie wohltuend sticht das in der „Spinnstube" gezeichnete Bild häuslicher Behaglichkeit ab von dem inhaltleeren, genußsüchtigen Leben in so vielen Familien jener Zeit und von dem herzenentfremdenden Vornehmtun der damaligen feinen Welt, die auf ihre Dienstboten hochmütig herabblickte, ihnen aber aus Bequemlichkeit das kostbarste Gut, ihre Kinder, Tage lang ohne Aufsicht überließ.[1])

Den Verkehr der Herrschaften mit dem Gesinde hat Möser in einigen Phantasien gesondert behandelt: freundliche Behandlung und ein gutes Vorbild erklärt er für die besten Mittel, willige Dienstboten zu erziehen. Das „Johann, seid doch so gut!" (in der gleichnamigen Phantasie II, Nr. 59) ist das Zauberwort, mit dem ein lebenskluger Hauptmann aus dem störrigsten Burschen einen unverdrossenen Diener macht. „Der Mensch ist ein wunderliches Tier" — so begründet der Hauptmann seine Erziehungsmethode —; „sein Körper steht unter unsrer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen."

In der Phantasie: „Der Wirt muß vorauf" (IV, Nr. 26), belehrt uns eine Landwirtin, daß wirksamer als die besten Ermahnungen das Beispiel der Herrschaft sei: „andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß vorauf gehen, wenn man gefolgt sein will, auf die Bresche wie auf die Dresche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaume befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinauf-

[1]) Vgl. G. Stephan, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des XVIII. Jahrh., Wiesbaden 1891, S. 6 ff.

Digitized by Google

zuklettern. So handeln aber unsre mehrsten Haushalter; sie selbst wollen schlafen, Kaffee trinken und hinterm Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht und wird in Ewigkeit nicht gehen; der Wirt muß vorauf."

An zahlreichen Stellen preist Möser die Arbeit als die größte Wohltäterin der Menschen: „die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen ... Die Quelle alles wahren Vergnügens ist Arbeit. Aus dieser kommt Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe. Und wer diese drei Bedürfnisse recht empfindet, kennet Wollust." [1])

Ein Seitenstück zu der fleißigen Selinde und im Gegensatz dazu Musterbilder einer verkehrten undeutschen Erziehung hat Möser in den zusammenhängenden Phantasien: „Die gute selige Frau" (I, Nr. 20: 1768) und „Die allerliebste Frau" (I, Nr. 21: 1768) gezeichnet. Der Inhalt ist der: Ein „unbehülfsamer, in der feinen Sprache unerfahrener" Witwer hatte nach 16jähriger Ehe seine Frau verloren und war durch die Umstände gezwungen, sich wieder zu verheiraten. Aber er fand unter den „jetzigen Schönheiten," die er ins Auge faßte, keine, die die Verstorbene ersetzen konnte. Ueberall hieß es: „Diese Person hat sehr viel Verstand, eine schöne Lektüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wohl englisch und italienisch, spielt, singt, tanzt vortrefflich und ist die artigste Person von der Welt." Aber mit allen diesen Vollkommenheiten war ihm gar nichts gedient. Er wünschte „eine rechtschaffene christliche Frau von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgang und lebhaftem,

[1]) Aus dem „Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater" (I, Nr. 1: 1767.) Vgl. auch Stellen in V, Nr. 10: „Ueber den Tanz als Volksbelustigung".

Digitized by Google

doch eingezogenem Wesen, eine fleißige Haushälterin, eine reinliche, verständige Köchin und aufmerksame Gärtnerin. Der Witwer schildert nun das Leben in seinem Hause und die Tugenden seiner verstorbenen Frau. Diese stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechse schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters war an manchem Morgen schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahre. „Mein Tisch war zu rechter Zeit gedeckt und mit zween guten Gerichten besetzt. Käse und Butter, Aepfel und „Birn," Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihr zubereitet. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt. Ihre Pickels[1]) übertrafen alles, was ich jemals gegessen habe, und ich weiß nicht, wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahr ein Bitters für den Magen, wogegen Dr. Hills und Stoughtons Tropfen nichts sind. Ihren Hollunderſaft kochte sie selbst, und in keinem Nonnenkloster fand man besseres Krauseminzenwasser als das ihrige. In unserm ganzen Ehestande hat keins aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas Lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräutertee aus der Apotheke.... Sie wußte, wieviel Stunden das Gesinde von einem Pfund Tran brennen mußte. Ihre Lichte zog sie selbst, und wußte des Morgens an den Enden genau, ob jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführt wird.... Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine

[1]) „Er versteht vermutlich Sachen, so in Salz oder Essig gelegt werden". Anm. Mösers.

Digitized by Google

lächerliche Erfindung der Franzosen.... In der Dämmerung schäleten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen .., der eine hielt den Zwirn, der andre wickelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andre Samen aus, der vierte machte Dochte zu Lichtern... Wenn wir unsre Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nach dem die Jahreszeit war, an das Darrenfeuer und tranken ein Glas Septemberbier, welches damals noch nicht so schwach gebrauet wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte, oder wir taten uns sonst mit Plaudern etwas zugute.... Alles was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht. Spinnen, sagte sie, gibt allezeit warme Füße und würde sehr gut gegen die Hypochondrie sein.... Einen Mannsschlafrock konnte sie in einem Tage fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor, und die Strümpfe wußte sie zwei- bis dreimal anzuknütten".

Traurig waren die Beobachtungen und Erfahrungen, die der genannte Witwer, noch ganz ein Mann der alten Zeit und einfacher Verhältnisse, auf der Brautschau machte. Die jetzigen Schönheiten, so heißt es in dem Berichte, sind so fein, so zart und geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Am seltsamsten war es dem guten Manne vorgekommen, daß er keine einzige gesund angetroffen hatte. „Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven und einige über Migräne und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergestalt verfeinert gehabt, daß die eine von dem Schnurren eines Rades und die andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen ist. Die mehrsten haben französisch und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen

Digitized by Google

aufs Theater springt, wenn der Kutscher den Drosmann nicht recht spielt, ist keiner unbekannt gewesen. Allein kaum hat ihm eine zu sagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Karikatur." Die Vollkommenheit der Schönen in der französischen Sprache — wir erkennen hier den deutschgesinnten Möser, der das in den höheren Ständen übliche Halten französischer Gouvernanten[1]) durchaus mißbilligte — war unserm Witwer ganz besonders anstößig. „Ist", so zürnt er, „der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsere Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen?.... Haben wir bei einer guten Haushaltung nötig, unsre Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? .... Da, wo der Luxus auf Kosten des Notwendigen gesucht wird, wo unsere Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben, da ist dieser Luxus der Seele nichts als ein prächtiges Elend... Und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, ebenso muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tötenden Langenweile zu erwehren."

[1]) Der in seinen pädagogischen Ansichten Möser geistesverwandte Turnvater Jahn sagt: „Das Allerverderblichste für die weibliche Jugend des höhern Mittel- und niederen Höherstandes . . . ist die Landplage undeutscher Verzieherinnen. Denn wenn eine Genferin, Mömpelgarderin und Stockfranzösin das meiste leistet, so bildet sie aufs höchste ein uns entfremdetes verfranzösischtes Wesen."; vgl. Joh. Friedrich, Jahn als Erzieher, S. 95.

Digitized by Google

Durch den Anblick so vieler falsch und undeutsch erzogenen „Modeprinzessinnen" und „kostbarer Zierpuppen" war unser Witwer, dem „in seiner altdeutschen Laune" mit allen den neumodischen Vollkommenheiten gar nichts gedient war, in seinen Freierabsichten schon ganz entmutigt. Da findet er nach langem vergeblichen Suchen seine „jetzige allerliebste Braut" (I, Nr. 21: 1768). Sie und ihre Mutter empfangen ihn ohne die „lächerliche Nachahmung der französischen Verneigungen und Komplimente." Die gute Katharine saß hinter dem Webstuhl und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Ihre alte Mutter, die des Witwers ganze Hochachtung gewann, „ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt," versicherte ihm, sie habe alle ihre Töchter das Weben gelehrt — dies sei leichter gelernt als das Klavierspielen —; was ihre Augen sähen, könnten ihre Hände machen, und der Nutzen davon sei merklich größer als der verschwindende Schall des schönsten Konzerts. Ihre Töchter knütteten ihre Strümpfe selbst,[1]) sie machten Kanten und ihr Linnen und webten sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerlei Garn, auch zeichnen und malen hätten sie gelernt. Sollte Gott ihren Mädchen ein Unglück zuschicken, so seien sie gewiß imstande, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, wie sie selbst ihr Brot auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen.

[1]) Mit vollem Ernste meint Möser an einer andern Stelle (I, Nr. 12: „Von der Armenpolizei unserer Vorfahren", 1769): „Die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht knütten, oder sein Hemd nicht nähen, oder seine anderthalb Stück Garn des Tages nicht hätte spinnen können, würde Karl der Große zum Schandpfahl verdammt haben. Und sollte sie es auch nicht verdienen? Wie mancher Mensch wird nicht endlich Krüppel, und weil er keine Handarbeit gelernt, ein Straßenbettler?"

Digitized by Google

An anderer Stelle spricht Möser mißbilligend von den Maskeraden, Komödien, Singspielen und dergleichen Vergnügungen, „die im gesellschaftlichen Leben nun einmal überall beliebt sind.“ Die theatralischen Vorführungen, ursprünglich löblich in ihrer Absicht, seien mit der Zeit in abscheuliche Mißbräuche ausgeartet; so viele der damals beliebten Schauspiele: sie seien eine rechte Kuppeljagd von verliebten Narren und Närrinnen, worin der erste Held des Stücks bis auf den spaßmachenden Bedienten, und die Heldin bis auf das schnippische Kammermädchen Liebe schnaubten. (V, Nr. 11.)

Daß in den sozialen Anschauungen der Gebildeten eine Wandlung zum Bessern unverkennbar sei, erkennt Möser willig an. „Es war eine Zeit“, heißt es in der schon mehrfach hervorgehobenen Phantasie: „Die allerliebste Braut,“ „wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur und verachtet mit Recht die Törinnen, die ihren eignen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennet, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten.“

VII. Feinde des Volkslebens. Heilmittel dagegen. Vergnügungen.

Im Preise des alten Herkommens, der Genügsamkeit, der häuslichen Ordnung, der Zufriedenheit in jedem Stande, in der Schilderung der Gefahren, die das schlimme

Digitized by Google

Beispiel der Menschen aus der großen Welt mit sich bringt, der „Raserei der Moden," der „neumodischen Empfindsamkeit," der Nachäffung des Fremden ist Möser unerschöpflich. Seine Anklagen durchlaufen vom leichtscherzenden Spott bis zum bittren Ingrimm die ganze Stufenfolge der Töne, die einem charaktervollen Manne beim Anblick solcher Torheit und Schwäche zu Gebote stehen. [1]) Unermüdlich zieht er gegen die Verderber des Alten und die Verächter des Volkstümlichen zu Felde, und auch bei der Erörterung wirtschaftlicher Tagesfragen läßt er sich fast ausschließlich von dieser Rücksicht auf Erhaltung der einfachen, ländlichen Sitten leiten. [2]) Mit besonderem Nachdruck eifert er gegen die Packen- oder Bundträger (d. i. Hausierer), die „Modekrämer der Landwirtinnen": sie sind ihm „der Verderb des ganzen Landes." „Wie mancher Viehmagd", so führt er in seiner „Klage wider die Packenträger" (I, Nr. 36: 1767) aus, „kroch ehedem ihr braunes Haar unter einer mit Schraubschnur eingefaßten Mütze hervor, die der Packenträger erst zu „Lioner-Golde," darauf zu Kanten, und zuletzt wohl gar zu Spitzen verführt hat? ... Sie schämte sich nicht, in Holzschuhen, diesem den Bewohnern nasser Gegenden von der Vorsehung angewiesenen Fußwerke, [3]) zu Dorfe und barfuß zur Kirche, deren Boden noch nicht mit Teppichen belegt war, zu kommen. Ihr Hals

[1]) Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins 1906, S. 335.

[2]) Rupprecht a. a. O. S. 50.

[3]) Die Holzschuhe sind in den nassen Weidegegenden unentbehrlich, weil die ledernen Sohlen teils schwammicht werden, teils mit der Feuchtigkeit eine beständige Kälte bewahren. In den Berggegenden werden sie wenig gebraucht. Sie sind nichts weniger als ein Zeichen der Armut, indem wir Bauernfrauen sahen, die zwanzig Taler auf eine Mütze und zehn Taler auf ein Halstuch wenden, aber doch bis zur Stadt in Holzschuhen kommen müssen. Aus Mösers Anmerkung I, S. 300 f.

Digitized by Google

zeigte seine wohlerworbene braune Farbe, und der einzige Staat war eine runde silberne Schnalle, womit sie ihr selbst gezeugtes Hemd befestigte, und zwei Röcke, wovon sich nur einer sehen lassen durfte. Der Knecht hatte die Hälfte seines Garns, welches er bei Feierabend gesponnen, in einer Grube mit Eichenlaub gefärbt, und die Webemagd ihm ein buntes Zeug zum Wams daraus gemacht. Sie wußten miteinander nichts von fremdem Putze und bewunderten den Staat der Frau Pastorin als etwas Fürstliches, ohne sich den Wunsch beifallen zu lassen, so etwas nachahmen zu dürfen.

Diese guten Sitten hat niemand anders verderbt, als der Packenträger, der mit seinen Galanteriewaren nicht auf den Heerstraßen, sondern auf allen Bauernwegen wandelt, die kleinsten Hütten besucht, mit seinem Geschwätz Mutter und Tochter horchend macht ....., der entzückten Tochter ein Stück Zitz [1]) auf die Schulter hängt, ihr eine sanfte Röte über ihren künftigen Staat ablockt und der gefälligen Mutter selbst eine neue Spitze aufschwatzt, damit sie sich vor ihrer Tochter im zitzenen Kamisole beim nächsten Kirchgange nicht schämen dürfe. Dem Knechte gefallen die schönen seidenen Halstücher, die großen silbernen Schnallen, der hübsch beschlagene Pfeifenkopf und andere entbehrliche Kleinigkeiten..... Solche gefährliche Leute sollten in einem Staate um so viel weniger geduldet werden, da es mehrenteils Ausländer sind, die unsre Torheiten in Kontribution setzen..... Wir sehen schon, wie sie sich täglich vermehren, und wie Leute, die im Jahre 1763 noch mit einigen Stücken Kammertuch aus Champagne und dem Lüttichschen heruntergeschlichen, jetzt mit Pariser Nippes auf den Posten reisen und ganze Ballen nachkommen lassen. Knaben, die zuerst mit Chansons handelten, sind große Libraires ambulants

[1]) Ein feines bemaltes Baumwollenzeug, Zitzkattun, niederländisch sits.

Digitized by Google

geworden und versorgen uns mit den Fabrik-Romans, die vorhin nach Canada zu gehen pflegten. Wie häufig kommen nicht die Mützenprinzessinnen! ..... Es ist nicht unmöglich, daß wir in funfzig Jahren eine Bande von französischen Komödianten auf jedem Dorfe haben werden. Es ist ein leichter und lustiger Erwerb; und ich sehe es als etwas sehr Wahrscheinliches an, daß, während der Zeit die Westfälinger in Holland Torf stechen, die Franzosen ihren Weibern ein Ballet vortanzen und eine Opera im Kasten zeigen.

Die Alten duldeten keinen Krämer auf dem platten Lande, sie waren sparsam in Erhaltung der Marktfreiheiten, sie verbanneten die Juden aus unserm Stifte..., damit der Landmann nicht täglich gereizt, versucht, verführt und betrogen werden sollte."

In den darauf folgenden Phantasien: „Schutzrede der Packenträger" (I, Nr. 37: 1769) und „Urteil über die Packenträger" (I, Nr. 38: 1769) faßt Möser seine Ansicht dahin zusammen: denjenigen unter ihnen, welche mit Waren aus erster Hand, die in ihrer Heimat gemacht werden, handeln, soll — wie in England — das Hausieren erlaubt, das Recht aber, mit andern Waren zu handeln und zu hausieren, keinen als einheimischen, im Lande wohnenden Untertanen verstattet werden. Auf diese Art bliebe den Franzosen der Handel mit Kammertuch, Nesseltuch und dergleichen in Frankreich fallenden Waren, den Leuten von den Glas- und Eisenhütten der Handel mit Gläsern, Schneidemessern, Sensen, Nägeln und dergleichen Eisenwaren, den Sieb- und Korbmachern der Handel mit Sieben und Körben, den Ravensbergern (Bielefeld usw.) der Handel mit klarem und feinem Linnen, verschiedenen Nachbarn der Handel mit Drellen, „Kanefassen," wollenen Decken, wollenen und leinenen Strümpfen, mit Mausefallen und Barometern unge-

Digitized by Google

hindert ....; dagegen wäre es aber bloß Einheimischen erlaubt, mit andern Waren: Messern, Scheren, metallenen Knöpfen, Schnallen, Spiegeln, Bohrern, Pfeifenköpfen, Handschuhen, baumwollenen Mützen und Strümpfen usw. zu hausieren. Jahrmärkte sollen nach wie vor frei bleiben, und nur auf diesen und in Städten soll der Handel mit allen Spitzen, allen gestickten Sachen, allen Seidenwaren, allen Zitzen oder Kattunen, allen wollenen Stoffen und dergleichen erlaubt sein. Hausierer, die sich mit den bloß auf Jahrmärkten zugelassenen Waren außerhalb der Heerstraße betreten lassen und „unterweges" auspacken, sollen sofort „aller bei sich führenden" Waren verlustig sein.

Um den verderblichen Luxus von seinen geliebten Landleuten fernzuhalten, ist er auch dagegen, daß „ihre Weiber alle Tage, die Gott werden läßt, zur Stadt auf den Wochenmarkt laufen," denn mittlerweile entbehrt die Haushaltung ihren Fleiß, das Gesinde mit den Kindern ihre Aufsicht. Den Morgen verplaudern sie unterwegs oder auf dem Markte und den Nachmittag sitzen sie in den Schlupfwinkeln vor den Stadttoren und lernen Kaffee, Tee, Muskatwein und der Himmel weiß wie viel mehr süße Naschereien kosten. Ein Teil des gelöseten Geldes ist schon für Bändchen und Blümchen in der Stadt versplittert, und hier wird ein guter Teil des Ueberrestes vernaschet, der Mann aber des Abends mit Lügen, wie schlecht der Preis gewesen, und wie man die Ware halb umsonst habe hingeben müssen, berichtet. Von kleinen Betrügereien gehen sie bald zu größeren über. Dasjenige Mädchen, das zu Hause keine Anführung hat, läuft mit, sobald es laufen kann, sie läuft von Haus zu Haus, von Hand zu Hand, verkauft und wird verkauft, und verliert ihre Unschuld, ohne derselben froh zu werden. Vielleicht sind unter Hunderten fünfe, die so viel Früchte zu Markte bringen, daß es die Reise und die Zeit

Digitized by Google

b.lohnt; die Menge der übrigen aber, welche Butter, Eier, Milch, Obst, Kienholz und dergleichen bringt, hat für ihre Mühe und Versäumnis täglich nicht zwei Groschen reinen Gewinstes. Um diesen Preis sollten Mütter und Kinder Marktläuferinnen werden, ihre Kleidung in Wind und Wetter auf der Heerstraße verderben, das Gesinde unordentlich gehalten, und Väter und Söhne zu Hause keine Verpflegung finden und in den Schenken hängen bleiben?

Wie ganz anders sei es zu den Zeiten der alten einfältigen Verfassung gewesen! Da brachte der Landmann nur mit Fudern und im großen zur Stadt, was er zu verkaufen hatte. Seine Weiber und Kinder kamen nur an Sonn- und Feiertagen dahin, und wenn sie sich dann auch einmal etwas von dem Gewinn zu gute taten, so waren doch der Feiertage zu wenig, um ein beständiges Jucken in ihren Füßen zu unterhalten.

Aber Möser, auf dessen „so gründlichen als frohen Humor" schon Goethe hingewiesen hat, der „ruhig lächelnde Philosoph, dem die Narrheit des Menschengeschlechts die Liebe zum Menschengeschlecht nicht hat rauben können," [1]) dem nach den Mühen des Tages heitere Geselligkeit im Familien- oder Freundeskreise die liebste Erholung war, war durchaus kein mürrischer Verächter des Frohsinns; der „Osnabrückische Weise" verstand den tiefen Sinn des horazischen Wortes: „Dulce est desipere in loco." „Höre, Freund," so beginnt er die Phantasie: „Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen" (IV, Nr. 6: 1780), „ich geb's dir zu, es ist unnötig, von den Dächern zu singen, wie süß die Liebe und wie lieblich der Wein sei; denn die Natur wird's dem Jungen schon sagen.... Aber, daß ich nun auch auf der

[1]) Riehemann a. a. O. S. 5. Vgl. dazu Mösers Wort: „O, der Mensch ist ein allerliebstes, wunderliches Ding! er ist der Herr und der Narr aller seiner Mitgeschöpfe." (V, S. 247).

Digitized by Google

andern Seite im Genusse aller Menschenfreuden so sparsam und pipisch sein soll, damit bleib mir vom Leibe; ich genieße, was ich vertragen und bezahlen kann: das ist mein Maß, und das Maß eines jeden redlichen Mannes unter der Sonnen." In derselben Phantasie heißt es: „Unser größtes Vergnügen ist es, recht viel vergnügte Leute zu machen" und: „Wir Meister in der Kunst sich zu vergnügen .... lassen keinen darben, und wir sind nicht glücklicher, als wenn die ganze Welt mit uns glücklich ist." Der hochgebildete Mann war in der unverwüstlichen Heiterkeit seiner Seele, der Güte seines Herzens, der feinen, gutmütigen Ironie ein Meister in der Kunst geist- und lebensvoller Unterhaltung und verstand es mit feinem Takte, auch den Geringsten zur Aussprache seiner Gedanken zu veranlassen; der geistreiche Satiriker Lichtenberg macht die Bemerkung: „Wenn man mit Möser spricht, so fängt man an zu glauben, man wisse etwas und sei etwas." [1])

Auf das lebhafteste geißelt Möser das Geist und Herz unbefriedigt lassende, schale, langweilige gesellige Leben der höheren Stände und in den höchsten Kreisen die „heutige Zierlichkeit, den Tod aller Lustbarkeiten." „Wenn man sich recht vergnügen will, so bringt man die verdammten Karten her," läßt er einen alten adligen Jägersmann zürnen, „jetzt ist die ewige und allzeit fertige Karte der einzige Behelf, und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß keine von unsern Frölens auch nur einmal einen rechten Leberreim [2]) zu machen weiß... Kein Ellenbogen auf

[1]) Wie Möser „die Seele und der Schmuck" jeder Gesellschaft war, vgl. Abekens Einleitung Werke I, S. 57. Die Verehrung, die der immer heitere, liebenswürdige und geistvolle Patriarch allenthalben fand, bezeugt auch Johanna Schopenhauer; ebenda S. 58 f.

[2]) Eine Art epigrammatischer Scherz-Gedichte, zweizeilig, die im 17. Jahrh. und noch später — in Mecklenburg (vgl. E. H. Meyer,

Digitized by Google

dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge, das glühet, kein Herz, das lacht .... Schieß mich tot, Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge!"[1])

In der Phantasie: „Amaliens Schreiben über die Lustbarkeiten" (II, Nr. 51: 1771) läßt Möser eine lebenslustige adlige Frau, die an Komödie und Ball ihre Freude fand, ihrem ernsten, derartigen Vergnügungen abholden Manne das Geständnis machen, sie habe in der Gesellschaft „beständig beide Flügel geschlagen, um zu fliegen, sei aber nicht einen Daumen breit von der Erde gekommen. Wir jagten alle nach der Lust, und keiner erhaschte sie. Bei der Tafel schien einer den andern zu fragen, wo sie bleibe. Man versuchte den Ton der Freude, er wollte sich aber nicht finden. Die Trinker ließen die Gläser erklingen, während der Zeit ihr Geist Langeweile hatte, und beim Tanzen waren nur die Verliebten recht munter, die übrigen folgten dem Reihen, weil sie einmal da waren. Keiner schien das zu fühlen, was zum wahren Genuß der Freude gehört."

Um das gesellige Leben wieder mit frischem Inhalt zu füllen, greift er, auch hier bemüht, das gute Alte wieder lebendig zu machen, zurück auf eigenartige Bräuche vergangener Jahrhunderte. Er sucht da zunächst die Frage zu beantworten, „woher unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude gewesen, und worin die große Kunst bestanden, mit deren Hilfe sie — ohne Kartenspiel, ohne die jetzt so sehr zur Mode gewordene Lektüre, ohne Literaturdiskurse, Schauspiel und Zeitungen — die Lange-

Deutsche Volkskunde, S. 181) bis in neuere Zeiten herein — bei Mahlzeiten, bes. wenn Hechte auf der Tafel erschienen, der Reihe nach von jedem Tischgenossen zu geselliger Unterhaltung aus dem Stegreife gemacht wurden. Sie begannen mit den Worten: „Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem —". Hier folgte ein Tiername, auf den die nächste Zeile reimte.

[1]) „Schreiben des Herrn von H . . .": Werke I, Nr. 44: 1769.

Digitized by Google

weile aus ihren Gesellschaften verbannt haben." Möser, der Verteidiger des von Gottsched verbannten Harlekin, [1]) kommt dabei zu dem halb im Ernste gemachten Vorschlag, den alten vom Herzog Adolf von Kleve gestifteten Geckorden zu erneuern. [2]) Der Geist dieses mittelalterlichen Ordens war der, daß alle Teilnehmer „sich in Brüder von gleichen Kappen verwandelten, und nun keine steife Verbeugung, keine untertänigste Ehrfurcht, keine gnädigste Erlaubnis, diese schrecklichsten Feinde aller guten Freude, sich, ohne lächerlich zu werden, sehen lassen durften." „Wie viel würde jetzt mancher große Herr darum geben, sich an dem Abende eines mit Sorgen und Arbeit zugebrachten Tages eine solche herzliche Freude zu verschaffen und sein Gemüt auf den andern Tag erheitern zu können, wenn er alle seine untertänigsten Diener, welche ihn in tiefster Erniedrigung zum Henker wünschen, nur dann und wann als Freunde, als lustige und vergnügte Brüder sehen könnte, die ihm unter dem Ordenszeichen des Gecken ihr Herz eröffnen und dasjenige sagen dürften, was in einer steifen und lahmen Stellung ihm nie so recht gesagt werden kann. Wenn man zu unserer Zeit bei Exzellenzen und Gnaden ist, weiß man es selten, ob es erlaubt sei, einen Pfeil zu schießen, und wenn man es ja einmal wagt, so trifft er selten, weil er mit furchtsamer Faust abgedrückt wird. Man bringt die Zeit bei Tische wie im Staatskabinette zu und redet mit der Vorsicht eines Gesandten."

„Das Frauenzimmer", (d. i. die Damen des Hofstaates), führt er in derselben Phantasie aus, „hatte vermutlich auch

[1]) Vgl. seine von Lessing gerühmte Schrift: „Harlequin oder Verteidigung des Groteske-Komischen" (1761) und das Lustspiel: „Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlequins Heirat"; Werke IX, 63 ff.

[2]) „Den alten Geckorden sollte man wieder erneuern"; II, Nr. 55: 1773.

Digitized by Google

seine Mittel, um die Freude nicht einschlafen zu lassen. Die Schöppenstühle der Liebe (die „Liebeshöfe"), wohin die zärtlichen Streitigkeiten zum Urteil geschickt wurden, lassen wenigstens vermuten, daß man sich auf eine überaus sinnreiche und angenehme Art vergnüget habe; wie man denn auch sagen muß, daß die wahre Galanterie oder der Adel zärtlicher Empfindungen, welcher unsre Vorfahren im dreizehnten Jahrhunderte beseelte, mit unter die Vorbilder gehörte, nach welchen sich Petrarch bildete. — — Aber das beste Mittel für das Frauenzimmer, um einer Gesellschaft den lebhaftesten Ton zu geben, war unstreitig dieses, daß nach der damaligen Sitte ein jedes, seiner Ehren unbeschadet, seinen erklärten Anbeter haben durfte. Jeder Dichter, und alles, was vom Stande war, gab sich mit der Dichtkunst ab, hatte also seine beständige Muse, die ihn begeisterte, und welcher er wiederum seine Lieder weihte. Es war dem Anbeter erlaubt, seiner Dame alles, was nur fein und schmeichelhaft war, zu sagen und ihrer Schönheit dasjenige Opfer zu bringen, was der Wohlstand erlaubte". Dieser „hohe Stil der Kunst, stets fröhlich zu sein," ist nachmals geschwunden. „Auf unsern Bällen werden die Paare durch das Los gezogen, und diese sogenannten Glücksehen erhöhen sicher den guten Ton, geben zu manchem schönen Einfalle Anlaß und füllen das Leere aus, was der Klang großer Gläser niemals erfüllen will. Was hier diese Glücksehen tun, das taten wahrscheinlich jene Verbindungen in einem höheren Maße". Jetzt darf der Mann seiner „Frauen" gar nichts, der Liebhaber aber seine Schmeicheleien nur heimlich sagen. Es ist mit diesem wie mit dem Pfandspiele gegangen, wobei man sich etwas ins Ohr sagen muß. Der Erfinder desselben, Wilhelm Adhemar, ein Liebling des Kaisers Friedrich des Ersten, und der Anbeter der

Digitized by Google

Gräfin von Die, hatte eine weit höhere Absicht damit verknüpft.

Von den Geckorden, zünftigen, geschlossenen Gesellschaften, sind wohl zu unterscheiden die allgemeinen, unzünftigen. Zu der letzteren Art gehörten die sogenannten Narren- oder Eselsfeste, die, weil sie an keine Ordensregel gebunden waren, bald verwilderten.

In einigen seiner schönsten Phantasien hat sich Möser über die beste Art ausgesprochen, wie sich die niederen Stände, insbesondere der Landmann und der Handwerker, vergnügen könnten. Gern gönnte er dem Armen nach sauren Wochen ein frohes Fest. Er ist der Ansicht, daß der regelmäßige, wenn auch mäßige Genuß viel gefährlicher sei, als das selten eintretende Uebermaß nach anhaltender, ernster Arbeit. Der Geist eines alten Statuts in der Stadt Bocholt im Münsterschen, das nur zwei Tage im Jahr — zu Neujahr und am Abend der heiligen drei Könige — Glücksspiel gestattete und der menschlichen Torheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch gönnte, damit sie keine böse Gärung im Körper veranlasse, hat nach seiner Meinung „vielleicht mehr bewirkt, als die Strenge unsrer heutigen Gesetze, welche den menschlichen Leidenschaften gar keinen Spielraum verstatten.“ [1])

Denselben Gedanken führt er breiter aus in der Phantasie: „Etwas zur Polizei der Freuden für die Landleute“ (IV, Nr. 7: 1780). „Wenn ich Polizei-Kommissarius wäre, meint er da, es sollte mir anders gehen: die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweimal im Jahr, auf der Kirms oder auf Fastnacht, völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen... Unsre heutige Mäßigkeit macht

---

[1]) „Vom Glücksspiele am Abend der heiligen drei Könige“. II, Nr. 72: 1773.

Digitized by Google

lauter Schleicher, die des Morgens ihr Gläschen und des Abends ihr Kännchen trinken, anstatt daß die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten einem Donnerwetter mit Schloßen glich, was zwar da, wo es hinfällt, Schaden tut, im ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehret. Dagegen aber würde ich auch die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht völlig berauschten, ohne Barmherzigkeit ins Zuchthaus schicken." Er findet auch, „daß es für die Polizei leichter sei, einmal des Jahres Anstalten gegen einen wilden Ochsen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten." Zum Beweise zieht er das Beispiel verschiedener Völker und Zeiten an, wo es ebenso gehandhabt worden sei nach dem Grundsatz: „die Torheit muß wenigstens einmal im Jahr ausgären, damit sie das Faß nicht sprenge." Er erinnert dabei an die römischen Saturnalien, an die Fastnachtszechen und Mummereien, die von der Obrigkeit bis in die Kirche gestattet worden seien... „In gewissen Ländern, und besonders am Rhein, läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der Fiedler in der Schenke auf die Tonne steigen darf, und nun fängt alles an zu hüpfen. In der ganzen Woche aber findet man daselbst keinen Menschen in der Schenke. In Frankreich, wo das Tanzen am Sonntag verboten ist, sieht man des Abends nach verrichteter Arbeit häufige Tänze, und die Nation ist nüchtern und fleißig." In andern Ländern hingegen, wo die Feiertage abgeschafft, die blauen Montage eingezogen, die Fastnachtslustbarkeiten verboten, die Leichen- und Kindelbiere[1]) zu genau eingeschränkt, alle

[1]) D. i. Taufschmäuse. Hierzu macht Möser die Anmerkung: „In vielen westfälischen Dörfern gibt es noch g ü s t e Kindelbiere. Das ist: Eheleute, die keine Kinder haben, können einmal in ihrem Leben auch ein Kindelbier halten, damit sie sich wegen dessen, was

Digitized by Google

Zehrungen untersagt, alle Kirmesfreuden durch den nie schlafenden Fiskal (öffentlichen Ankläger) gestört sind, sieht man die Leute weit häufiger in den Schenken, stiller und trauriger, aber öfterer trinken, und auch weniger fleißig arbeiten, denn der niedergeschlagene Mensch schafft mit seinen Händen dasjenige nicht, was der lustige schafft. Möser schlägt deshalb zur Beseitigung der „verderblichen Winkelschenken und des beständigen Lebens im Wirtshause" ein „Polizei-Reglement für die Lustbarkeiten der Landleute" vor, durch das „mit der Zeit ein besserer Nationalgeist erzielt werden könnte." Ein solches Polizeigesetz sei bisher nur deshalb nicht erlassen worden, weil „die Gesetzgeber lieber selber haben tanzen, als andre tanzen lassen wollen."

Die Eitelkeit, die Verschwendung, die Ueppigkeit, „welche unsre Zeiten verderben," bloß durch Polizeigesetze einschränken zu wollen, erklärt Möser für durchaus verfehlt; man würde hundertmal mehr ausrichten, wenn man der einen Partei erlaubte, den Kopf auf die Rechte, und der andern, denselben auf die Linke zu tragen" (I, Nr. 60, S. 427: 1770).

Die schon von Möser beklagten Eingriffe der Obrigkeit in das Volksleben, für dessen Poesie man am grünen Tische so oft kein Verständnis hatte, sind noch viel häufiger im 19. Jahrhundert erfolgt und haben „unter unserm Volkstum wie eine Seuche gewütet." So manches alte volkstümliche Fest ist verboten worden, „Rockenstuben" und „Spinnstuben," den „Brucktanz" [1]) hat man „aus Gründen der Sittlich-

sie andern geopfert haben, erholen können. Wahrlich eine gutherzige Erfindung. Güst wird von Kühen gebraucht, die nicht kalben." — Güst entspricht dem mitteldeutschen gelt = keine Milch gebend, unfruchtbar, und die güsten Kindelbiere sind die anderwärts (so in Obersachsen) vorkommenden „blinden Kindtaufen".

[1]) Ueber diesen Tanz im Freien unter der alten Dorflinde auf der „Bruck", einem aus glatten Brettern zusammengefügten, mit

Digitized by Google

keit" untersagt, aber ist unser Volk dadurch sittlicher geworden? „Aermer ist es geworden, ärmer an Lebensfreuden, und mit dieser Verarmung ist Mißmut und Unzufriedenheit eingezogen, und bereitwillig leiht man deshalb den Predigern der Unzufriedenheit das Ohr. Der alte frische Humor, die ungebundene Lebenslust sind vielfach dahin." [1] „Wo noch, sagt ein guter Kenner des Volkstums im Spreewalde, ein Rest der alten Spinnstuben oder des gemeinsamen Strohflechtens das Zeitalter polizeilicher und pastoraler Verfolgung überdauert hat, erweist er sich als ein Hort feinerer Gesittung." [2]

Zu dem Besten, was Möser geschrieben hat, gehört die Phantasie: „Ueber den Tanz als Volksbelustigung" (V, Nr. 10), „ein Meisterstück frischen, lebendigen Verständnisses des Volkslebens" (Kreyßig), wie es „keine zweite Literatur der Welt in solcher Anmut und Vollendung wieder aufzuweisen hat" (Herm. Hettner). Möser spricht in diesem Aufsatz zunächst seine Verwunderung darüber aus, daß man vielfach über Volksbelustigungen, besonders den Tanz, absprechend urteile, ohne die Bedürfnisse des Volkes zu kennen. „O mein lieber Junge, so beginnt er, lobe und tadle mir doch die Freuden der Menschen nicht, du hast ja noch blutwenig davon genossen, hast noch nie ein Stück

---

Maien und Fichten geschmückten und auf starkem Gebälk ruhenden Tanzplatz, vgl. meinen Aufsatz: „Heimatklänge von der böhmisch-bayrisch-sächsischen Grenze" in den „Grenzboten" (Leipzig, Grunow) 1905, S. 21. Die Brucktänze waren der letzte Nachklang der alten Sonnwendfeste oder Maientänze; ich habe sie vor 30 Jahren noch erlebt.

[1] E. Mogk, „Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart", Hessische Blätter für Volkskunde, Band III, 1904, Heft 1.

[2] O. E. Schmidt in den „Grenzboten" 1904, S. 231.

Digitized by Google

Brot im Schweiße deines Angesichts gekostet!... Nur da weiß man, was rasten am siebenten heißt, wo man sechs Tage von einer Dämmerung bis zur andern im Joche gezogen hat.... Warum gehst du nicht in die Schneiderschenke und siehst, wie die Leute, die eine Woche mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tische gesessen haben, ihre Glieder gerade dehnen? Warum folgst du nicht dem Schuster, der einen Monat lang vom früheſten Morgen bis zum spätesten Abend krumm in einer engen Werkstatt gesessen und jetzt im Freien atmet? .... Ruhe ist der Tod des Menschen, welcher der Arbeit gewohnt ist; eine leere Stunde ist schon unerträglich; sie will gut oder böse ausgefüllt sein, und er muß spielen oder trinken, wenn er nicht tanzen will; höhere geistige Vergnügungen sind dem einfachen Manne aus dem Volke bei seinem Bildungsstande verschlossen, deshalb darf man ihm das Tanzen als Zeitvertreib nicht entziehen." Nun schildert Möser „einen solchen Volkstanz in so leuchtenden Farben, daß das Bild an die Schöpfungen eines Teniers gemahnen muß" (Riehemann, a. a. O. S. 58): „Hier schwingt der Bauerbursch sein braunes Mädchen öffentlich, und die Alten gehen ab und zu, und freuen sich ihrer Kinder, anstatt sich traurig an den Herd zu setzen und auf den Stühlen zu betrinken. Die junge Frau reißt ihren Mann vom Spieltische, wo er nur sein Geld verliert, und ruft dem Spielmann auf der Tonne zu, den rechten Tanz zu spielen. Ihre Kinder bewegen sich draußen unterm Fenster, um den Schall der Violine nicht umsonst verfliegen zu lassen. Alles freut sich, weil es hungrig auf Freude ist, und freut sich einmal satt, da es der Lust nur selten genießt und ihrer bedarf, um sich von der langen, schweren Arbeit zu erholen." Mit den Worten: „Die Nation ist die glücklichste, die viel Freuden auf diese Art auszudrücken hat,

Digitized by Google

oder, wo sie gedrückt ist, viel Leid vertanzen kann", schließt Möser den trefflichen Aufsatz.[1])

Wie sehr es seinem menschenfreundlichen Herzen ein Bedürfnis war, die Lebensweise auch der untersten Schichten genauer kennen zu lernen, hatte er einst in London bewiesen, wo er in Begleitung des berühmten Schauspielers Shutter in Bettlergewandung in einen Keller hinabstieg, um sich über die Vergnügungen der Bettler und Diebe in einem Speisekeller des Kirchspiels St. Giles zu unterrichten. Diesen merkwürdigen Besuch und die „angenehme und unbekümmerte Lebensart" der Aermsten des Volkes hat er höchst anschaulich und realistisch in der Phantasie: „Das Glück der Bettler" (I, Nr. 10: 1767) geschildert.

VIII. Tracht und Mode.

Mit allen Waffen, die seiner Laune in so reicher Mannigfaltigkeit zu Gebote standen, kämpft Möser gegen die „Raserei der Moden," insbesondere gegen das Ueberhandnehmen der französischen Kleidertracht und des französischen Geschmacks in den höheren Ständen. Auch auf diesem Gebiete stellt er seinen Landsleuten die stammverwandten Engländer als Muster hin und rühmt das englische Weib, das „nach dem dreißigsten Jahr die Moden nicht mehr ändert." In einer Zeit, wo die höheren

[1]) In der 20. Phantasie des 3. Buches (1777) hat Möser das schlichte, arbeitreiche Leben in einer kleinen Stadt — er verlegt sie nach Pennsilvanien — gezeichnet. Dort mußte jeden Sonnabend auf den Glockenschlag zwölf alle Arbeit aufhören, und nun versammelte man sich zu einem öffentlichen Feste mit Tänzen und Spielen. „Die ganze Woche freuete sich ein jeder auf diesen Tag und aß seinen schwarzen Roggenbrei mit Vergnügen, weil er schon den Sonnabendsbraten im Kopfe hatte".

Digitized by Google

Stände, den Franzosen nachäffend, in steifer, unnatürlicher, einzwängender Kleidung einhergingen, „wo man den Schlafrock erfinden mußte, um wenigstens zu Hause ungezwungen zu leben“ (X, S. 12), sucht er in Wort und Schrift wenigstens dem Landmann seine althergebrachte, dauerhafte, für seinen Beruf passende Tracht lieb und wert zu machen und den alten Spruch in Ehren zu erhalten: „Selbstgesponnen, selbstgemacht, ist die beste Bauerntracht.“

Zahllos sind die Bezeichnungen von Trachtenstücken, die er unter spottenden Randbemerkungen aufführt, von den seidenen Schuhen und Strümpfen, dem cû de Paris, der jetzt (1771) wieder Mode geworden zu sein scheine, bis zum Kopfzeug au chat huant oder à la Golconde; vermutlich werde bald ein Dictionnaire général et portatif des Modes herauskommen. Eine seiner fleißigsten Mitarbeiterinnen, Amalia, läßt er (IV, Nr. 8: 1779) den Vorschlag machen, in die jetzt so altmodischen „Wochenschriften“ künftig auch die Anzeigen der neuesten Moden aufzunehmen, damit man sich nicht die Livres des modes mit großen Kosten von Paris kommen lassen müsse; es sei weit schicklicher, in diesen „Intelligenzblättern“ die Veränderungen unsrer Hauben, als die unwichtigen Handlungen einiger längst vergessenen alten Bischöfe aufzubehalten. „Unsere Vorfahren“, so belehrt er in den Anmerkungen (II, Nr. 13: 1774) ein „Frauenzimmer,“ das sich gegen eine von einem „deklamierenden“ Bürger vorgeschlagene Landesuniform zornig zur Wehr setzt, „müssen ihre Moden nicht von Paris geholet haben, weil sie sich keiner französischen Namen bedienten. Wer aber erklärt uns jetzt, was Strauben, Stauffen, Krappen, Kogeln, Preischen, Grellen, Tapperte, Duchsing, Scheckenrock, Hundskugeln, Stauchen, so bis auf die Erde hingen; was Skorbett und Tisselsett, was gezattelt, gemützert und geflützert eigentlich gewesen?“ Dieser Phantasie geht eine

Digitized by Google

andre voraus, worin er, wie schon erwähnt, einen Bürger die „Vorteile einer allgemeinen Landesuniform“ (II, Nr. 11: 1772) auseinandersetzen läßt. Für sein Jahrhundert, das fruchtbarer in Ordensbändern gewesen als alle vorigen, so seit der Schöpfung verflossen sind, wo das Kleid überall den Mann macht und das Geld mehr gilt als eigner Herd, wo der Geldreiche in vergoldeten Karossen den nur gemein angesehenen Bürger zu Boden fähret, würde der Staat einen neuen Geist bekommen, wenn man alle ehrbaren Männer nach Rangabstufungen, so daß jeder Stand seine eigne Ehre hätte, in eine Uniform kleidete und diese zur wahren Ehrentracht machte. Alle Moden, diese großen Plünderinnen der Landstädte, würden dann auf einmal verschwinden, die Landfabriken, die sich gegen die Veränderungen der Moden und des Geschmacks gar nicht wehren und erhalten können, würden sich durch die Einförmigkeit ihrer Mannufakturen erhalten; der Verlust oder das öffentliche Ausziehen der Uniform würde eine schwere und doch billigere Strafe sein als Landesverweisung oder ein Staupbesen mit und ohne Brandmark. Unsre Frauen würden sodann ihre Tracht gern behalten, sobald sie nicht mehr besorgen dürften, von einer Heuermannsfrau übertroffen zu werden.

Diesen Vorschlag des „Projektenmachers,“ eine Nationalkleidung einzuführen, „um uns armen, geplagten Weibern das letzte Vergnügen, die reizenden Veränderungen der Mode zu benehmen,“ erklärt jenes Frauenzimmer, Anna Maccaroni, in dem schon erwähnten ironischen Schreiben „Ueber die Nationalkleidung“ für „albern und höchst unvernünftig.“ „In Schweden mag der König immerhin eine Nationalkleidung einführen, denn ich gedenke in meinem Leben nicht dahin zu reisen. Aber hier im Lande, wo man seit der Zerstörung Jerusalems die völlige Freiheit gehabt hat, zu tragen, was man will, ist es ein aberwitziger

Digitized by Google

Einfall: verstehen Sie mich?" „Ich und Ihre Mademoiselle Tochter haben uns eben in die Unkosten eines Demigalopins und eines Chapeau à la Canade gestürzet. Wir haben eben unser Crate épingles mit einem Crochet à la Cardinale versehen lassen. Wir haben uns beide eine böhmische Kugelmütze [1]) angeschafft. Und alles dieses sollte umsonst sein? Vergessen Sie denn nun auf einmal Ihr großes Projekt, die Landesprodukte zu veredeln? Oder ist es Ihnen unbekannt geblieben, daß jährlich über hundert Zentner Hede (= Werg) zu Chignons verbraucht werden? Was liefert Westfalen mehr als Hede? ... Ich möchte wohl wissen, was aus den Mannsperücken werden würde, wenn wir ihnen nicht zuweilen die Köpfe zurechtsetzten. Und wodurch kann dieses besser geschehen, als daß wir sie durch die Kunst der Koketterie in einer beständigen Begierde zu gefallen unterhalten? Die edle Koketterie kann aber ohne Veränderung der Moden unmöglich bestehen. Stellen Sie sich nur einmal vor, was das für schlichte, unbedeutende Gesichter geben würde, wenn wir immer, wie die Nonnen, in einer beständigen, einförmigen Tracht aufgezogen kämen und eine eiserne Cornette zu unserm Kopfzeuge hätten!" Mit dieser Beweisführung war Möser durchaus nicht einverstanden; er macht dazu die Anmerkung: „Es gibt mehrere Arten der Koketterie, und die arme Hexe, die alle ihre Künste von dem Schneider oder der Putzmacherin borgen muß, verrät eine mitleidenswürdige Armut. Der Geist kann sich in unzähligen neuen Gestalten zeigen und das

[1]) Möser bemerkt hierzu: „Diese waren schon vor vierhundert Jahren Mode", und verweist dabei auf die Limburgische Chronik (Mon. Germ., Scr. vernac. IV, 1, S. 80), wo es heißt: „Die Frauen trugen böhmische Kogeln, die gingen da an diesen Landen. Die Kogeln stürzte eine Frau über ihr Haupt, und stunden ihnen vorn auf zu Berge über dem Haupte, als man die Heiligen malt mit den Diadematen."

Digitized by Google

Herz eine gute Eigenschaft nach der andern bald auf diese, bald auf jene Art entdecken. Eine solche Koketterie verwerfe ich nicht, und auch selbst eine Nonne im heiligen Schleier wird auf diese Art kokett sein können."

Unendlichen Stoff zu satirischen Bemerkungen geben unserm Schriftsteller die Modetorheiten der Frauen höherer Stände, „die noch im Sarge kokettieren und die Würmer in einem frisierten Totenhemde empfangen wollen," für die bei ihrer einengenden Tracht „jede Furche ein fürchterlicher Graben und jeder Steg ein Riesengebirge ist." Täglich entziehen sie ihrem wirklichen Leben und der Haushaltung eine Zeit von acht Stunden durch Anlegen des Kammer-Négligés, das von 8—10 Uhr des Morgens währt, des großen Négligés, womit sie bei Tische erscheinen, und dies verändern sie zum dritten Male des Nachmittags, wenn etwa ein Besuch vermutet wird. Er zieht zu Felde gegen „den Luxus mit starker Bedienung und Equipagen" (II, Nr. 15), gegen die Putzsucht der Weiber, „diese Zuchtrute des Himmels, womit die Männer weiblich gestäupet werden" (II, Nr. 9). „Dieses Verderben unsrer Zeiten, dieser Fluch, der so manchen redlichen Mann und so manches gute, zärtliche Mädchen zum ledigen Stande verdammt," rührt, so schreibt (II, Nr. 16) ein „angehender Hagestolz", der sich durch das heilige Band der Ehe nicht an den Bankerottierpranger schließen lassen will, „von nichts andrem als der Torheit der Eltern." „Anstatt ihre Kinder herunterzuhalten, sie bei andern in Dienst zu geben, oder sie zu häuslicher Arbeit zu gewöhnen, müssen die Mädchen in den Hauptstädten immer in dem Strudel der Moden schwimmen und zuletzt auch darin versinken." „O möchte doch", läßt er in dem „Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder" (I, Nr. 3: 1766) eine Mutter von acht Kindern ausrufen, „ein Landesgesetz vorhanden sein, wodurch es allen Eltern verboten würde, ihren Töchtern vor dem fünfzehnten Jahre Silber

Digitized by Google

oder Gold, Spitzen oder Blonden, Seiden oder Agrements zu geben! .... Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besseren Jahre durch unsre unüberlegte Verschwendung!" .... Für (eine tüchtige Hausfrau) ist es ein Ruhm, schlecht zu tanzen und gut hauszuhalten; für andre aber, die es nicht nötig haben, sich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, ist es umgekehrt (II, Nr. 14: „Sie tanzte gut und kochte schlecht", 1771).

Mit oft erschütternder Kraft weiß Möser die verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen der Verschwendungssucht der Frauen zu schildern, so in den Phantasien: „Johann konnte nicht leben. Eine alltägliche Geschichte" (I, Nr. 29: 1768) und in dem ergreifenden „Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause" (I, Nr. 57: 1770).

Wie groß die Putzsucht auch mancher Frauen niederer Stände war, die es den vornehmen nachmachen wollten, lehren uns die „Klagen eines Meiers über den Putz seiner Frau" (I, Nr. 9: 1767). Hier finden wir auch ein genaues Verzeichnis von dem Sonntagsputz der Meiersfrau, der 203 Taler 18 Gr. kostete. Zu diesem gehörte eine samtne Obermütze mit goldenen Blumen gestickt (5 Taler), Gold darauf (4 Taler), für 2 Ellen Spitzen zur Untermütze (10 Taler), eine Halsschnur von silbernen Perlen mit 3 goldenen Schlössern und einer goldenen Schleife (50 Taler), für 2 Ellen Spitzen zur Tour de Gorge (10 Taler), für Kammertuch und Spitzen zum Halstuch (33 Taler), buntes Kammertuch und 3 Ellen Spitzen zu Manschetten (18 Taler), ein Paar samtne Winterhandschuhe mit massiv silbernen Knöpfen (3½ Taler), 5 Ellen Damast zum Kamisol (12½ Taler), „das" Schnürleib (5 Taler), für 4 Ellen besten Zitz zur Schürze (10 Taler), für 8 Ellen Tuch zum Oberrock (20 Taler), für den zweiten Rock von Serge

Digitized by Google

(4 Taler), für den kleinen Fischbeinrock (2½ Taler), Schuhschnallen (5 Taler), ein Paar camuslederne Schuh (1 Taler) und ein Gesangbuch mit Silber (10 Taler).

Seine Ansicht darüber, „wozu der Putz diene," hat Möser kurz und scharf in einem „Gespräch zwischen Mutter und Tochter" (IV, Nr. 11: 1779) auseinandergesetzt. Es beginnt mit der Frage des Kindes: „Mama, warum hat der Maler dort mitten über dem schönen Spiegel eine Girlande gemalt?" Antwort der Mutter: „Siehst du denn nicht, daß er dort geborsten ist, und daß er diesen Borst hat verbergen wollen?" Auf die letzte Frage des Kindes: „Mama, sind denn überall Börste und Löcher, wo überflüssiger Schmuck ist?" gibt die Mutter zur Antwort: „Ja, mein Kind, überall. Viel Putz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe, oder am Zeuge."

Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus beklagt Möser, der größte Nationalökonom des 18. Jahrhunderts, die Putzsucht und Ausländerei, besonders bei den Frauen der höheren Stände, die allerlei „zum weiblichen Putz gehörige Ueberflüssigkeiten" aus Paris oder Lyon bezogen. „Zwei Millionen und siebenmalhunderttausend Taler sind in zehn Jahren für gestickte Sachen aus dem Lande gegangen, und in den nächsten zehn Jahren fliegt eine Million fort bloß für Mahagoni-Meubles" (II, S. 226). Besser würde es werden, wenn die Großen den Geringen die falsche Scham benähmen, wodurch sie zu prächtigen Torheiten verleitet würden, wenn die Deutschen deutsche Originale blieben, statt lächerliche französische Kopien zu werden. „Das Lächerliche oder Verächtliche hängt nicht von einem braunen oder sammetnen Kleide, sondern gar sehr von dem Werte ab, welchen der herrschende Ton diesen Sachen beileget." (II, S. 226). „Ist es denn so etwas Großes, ein geschickter Affe zu sein?" fragt er in der Phantasie: „Die Mehresten

Digitized by Google

machen sich lächerlich aus Furcht, lächerlich zu werden" (II, Nr. 49).

Auch gegen die Nachäffung der Engländer zieht Möser mehrfach zu Felde. So tadelt er in dem schon erwähnten Briefe an Nicolai (1785) die übertriebene Abhärtung durch kaltes Baden. „Es ist wahrlich eine Anglomanie, schreibt er, wenn wir deutschen Kartoffelfresser den fleischfressenden und mit starken Getränken genährten Engländern hierin nachahmen." Berechtigter ist sein Spott gegen das damals Mode gewordene Nachäffen der Engländer im Gartenbau, das er in dem humorvollen Aufsatz: „Das englische Gärtchen" (II. Nr. 77: 1773) folgendermaßen geißelt: Frau Anglomania Domen, Gemahlin des Herrn Gotherich Dom, schreibt an ihre Frau Großmama: Sie sollten jetzt Ihre kleine Bleiche, den Obstgarten, das Kohlstück suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden! Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Täler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt. Es hat dies meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Stein und „Lehmen" auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen, aber es heißt nun auch eine Schrubberei oder, wie andere sprechen, ein englisches Boskett. Auf dem an der Bleiche angelegten Hügel sitzt man auf einem chinesischen Kanapee, worüber sich ein Sonnenschirm mit vergoldetem Blech befindet. Gleich dabei soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt werden. Wo die Bleichhütte war, kömmt ein allerliebster kleiner gotischer Dom zu stehen. Oben darauf kommt ein Fetisch. Noch vor dem Winter werden wir nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, den der Graf von Pentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. „Von Schevelingen gehen wir dann

Digitized by Google

vielleicht nach England, und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porzellainen Turm von neun Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stickbeerenbusche, wo Sie Ihre Krauseminze stehen hatten, anzulegen gedenket. Wenn Sie aber kommen, so bringen Sie doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit, denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür."

IX. Speise und Trank.

Ueber Speise und Trank in seiner Heimat finden wir bei Möser zahlreiche Bemerkungen, und ich habe seine Ansichten über zweckmäßige und unzweckmäßige Volksernährung schon mehrfach berührt. Auch hier ist er für das Einfache, Althergebrachte, für Mäßigkeit und Genügsamkeit. Den übertriebenen Tafelfreuden in den höhern Kreisen stellt er „ein Stück Rindfleisch und ein Gericht braunen Kohl" empfehlend gegenüber; „Pudding, Roastbeef und ein Glas Porter mit der Freiheit zu sagen, was man denket, seien besser als alle Leckerei unsrer gotischen Kochkunst" (II, S. 77). Unerschöpflich ist er in launigen Ausfällen gegen „das schädliche und schleichende Gift" des Kaffees, dem er durch den Mund einer Kammerjungfer (I, Nr. 18: 1768) nicht bloß „Blähungen, Koliken, Herzklopfen und Schwindel, Hypochondrie und die verzweifelten Magenkrämpfe," sondern in spaßhafter Uebertreibung den seit zwanzig Jahren — „gerade seit der Zeit, wie man angefangen hat, Kaffee zu trinken" — beobachteten „abscheulichen Mangel an Freiern" schuld gibt. „Wir sind hier zu Lande alle darin eins", läßt er die Kammerjungfer sagen, „daß in den Familien, worin seit funfzig Jahren Kaffee getrunken worden, keiner mehr sei, der seinem Eltervater an die Schulter reiche. Und wo sind die braunroten Kern-

Digitized by Google

backen der vormaligen Großtanten geblieben? Sind unsre jungen Herren nicht lauter Marionetten? Und unsre allerliebsten Puppen Dinger, die sich in verschlossenen Sänften herumtragen lassen müssen, damit der Frühlingswind sie nicht austrockne? ... Meine Großmutter hatte nichts als Rhabarber und Holunderbeerensaft im Hause, damit erhielt sie zwölf Kinder so gesund als wie die Fische.... Unser Gärtner hat Süßholzweiden setzen lassen und hofft, die Leute sollen davon zu dem neuen Zichorienkaffee, welcher jetzt so sehr getrunken wird, gebrauchen. Allein ich fürchte, unsre Aerzte werden sich bald dagegen setzen, weil bei diesem Getränke kein Mensch krank werden wird. Es wird damit wie mit den Kartoffeln gehen, welchen die Bäcker und Müller anfangs schuld gaben, daß sie die Wassersucht beförderten. Wo wollten auch unsre vielen Krämer bleiben, wenn kein Kaffee und Zucker mehr gebraucht, und die lieblichen jungen Pfirschenblätter anstatt des schalen Tees getrunken würden?"

Ueber die immer höher werdenden Preise für alles das, was zur Leibesnotdurft und -nahrung gehört, läßt er in dem teuren Winter 1770 (I, Nr. 66) eine Hauswirtin klagen. Aus Holland sei so wenig wie aus Ostfriesland Butter für Geld zu bekommen. „Das Schlimmste bei dem allem ist, daß das Gesinde in hiesigen Gegenden immer gleich üppig und kostbar bleibt und durch keine Ermahnungen dahin zu bringen ist, sich mit Brot und Käse ohne Butter zu begnügen. Anderwärts hat man Birnmus, Pflaumenmus und Möhrensaft statt der Butter; in Frankreich sind eine Zwiebel und drei Kastanien eine herrliche Mahlzeit, aber hier weiß man von dem allem nichts. Das Gesinde würde einen auslachen, wenn man ihm, wie in Böhmen, Brot und Salzgurke, und des Sonntags ein paar Senfbirn vorsetzen wollte. Wir haben auch weder Schaf-

Digitized by Google

käse noch saure Schafmilch, womit der Haushalt in andern Ländern jahraus, jahrein unterhalten wird; und ohnerachtet sich ganze Heere von Staren in unsern Gegenden zeigten, so hat man sich doch die Mühe nicht gegeben, sie zu fangen und für den Winter in Essig zu setzen. Kurz, ich habe in meinem Leben ein solches Land nicht gesehen, wo die Einwohner so kostbar leben..... Hier schreit alles nach Fleisch, und ist kaum mit einerlei zufrieden."

Einen reisenden Gascogner, seines Handwerks Komödienschreiber, der Westfalen in der Absicht bereiste, einige besonders lächerliche Charaktere für seine Bühne aufzusuchen, aber zu seinem Aerger keinerlei Originalnarren in dem gesunden, arbeitsamen Lande fand, läßt Möser aus Westfalen „nichts als einen rohen Schinken und ein Stück Pumpernickel mitnehmen, um es die Pariser für Geld sehen zu lassen" (I, Nr. 41: 1769).

X. Mösers Kampf gegen den „Ton der Zeit". Die „Empfindsamkeit".

Für viele der in den vorstehenden Darlegungen besprochenen Auswüchse im bürgerlichen und öffentlichen Leben macht Möser den „Ton der Zeit." die Zeitströmung, verantwortlich, und er steht in vielen Dingen in ausgesprochenem Gegensatz zu seiner Zeit. Seine „Abneigung gegen alle moralischen Betrachtungen" ist ihm unter der Arbeit — bei seiner Beschäftigung mit der osnabrückischen Geschichte — gewachsen, darum spricht er auch wiederholt ironisch von seinem „philosophischen Jahrhundert" und meint damit besonders die theoretisch-rationalistische Erziehungsmethode seiner Zeit, die er durch eine praktische, auf gesunden Menschenverstand und Erfahrung gegründete ersetzt wissen will. „Ein theoretischer Kopf bemerkt, indem er sich beim Generalisieren und Idealisieren verweilt, ungemein

Digitized by Google

vieles nicht, was dem Manne von Erfahrung in die Augen fällt." („Ueber Theorie und Praxis": IX, S. 166). Er rühmt an unsern Vorfahren, daß sie nicht nach Theorien urteilten, sondern sich durch Erfahrung leiten ließen" (II, S. 165), und beklagt es, daß man „in neueren Zeiten sogar bei den Kindern alles durch reine Gründe zwingen wolle" (V, S. 38). Seine Bedenken gegen die neumodische philosophische Kindererziehung hat er in dem „Schreiben einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer" (II, Nr. 69: 1774: vgl. auch III, Nr. 57) zum Ausdruck gebracht.

Ein Lieblingsgedanke Mösers, der in verschiedenen seiner Schriften beinahe in gleichem Wortlaut wiederkehrt, [1]) ist der, daß „die neumodische Menschenliebe fast alle Bürgerliebe verschlungen habe," daß die bürgerlichen Tugenden ihren Wert verloren hätten (IV, S. 172). Dieser Vorwurf richtet sich gegen die weltbürgerliche Gesinnung seiner Zeit.

Mit köstlicher Laune geht er einer andern, seiner gesunden Natur unverständlichen Modekrankheit zu Leibe, der weinerlichen Empfindsamkeit.[2]) Seine Briefe zeigen in ihrer frischen Natürlichkeit — im Gegensatz zu dem von Freundschafts- und Dankestränen überfließenden Briefstil jener Zeit — keine Spur dieser weibischen Schwäche. Mit liebenswürdigem Humor läßt er in der Phantasie: „Für die Empfindsamen" (III, Nr. 18: 1776) „einige der häufigsten Zufälle dieser Krankheit, welche erst seit wenigen Jahren in hiesigen Gegenden bekannt geworden ist und in so kurzer Zeit so weit um sich gegriffen hat, daß man sie fast als epidemisch ansehen muß," von einer Kammerjungfer schildern. Ihre junge Pflegebefohlene sei „immer erstau-

---

[1]) II, S. 163 f.; III, S. 69, 76; V, S. 277.

[2]) S. o. S. 124.

Digitized by Google

nend weinerlich. Wie vor zwei Jahren ihre Großmama, eine steinalte Frau, die im vorigen Jahrhundert ihr letztes Kindbette gehalten hatte, in dem Herrn sanft und selig entschlief, so weinte sie über ein ganzes Jahr. So oft ich einem Täubchen den Hals umdrehe oder einer Ente den Kopf abhacke, girrt und winselt sie mir die Ohren voll. Dabei ist sie so schreckhaft, daß der geringste Schein eines Unglücks sie ganz außer sich setzt.... Ihr jüngster Bruder fiel unlängst in den Bach, der vor unserm Hause vorbeifließt, und sie stand dabei wie eine Säule, ohne auch nur einmal ein Geschrei zu seiner Rettung zu machen.... Gehe ich mit ihr des Abends in den Mondenschein, so hört sie nichts als das Säuseln der Zephyre, das Gelispel der Blätter und das Rieseln unsers von ihr sogenannten Silberbachs. Da singt ihr die Nachtigall so süß, und die Aepfelblüten duften ihr so sanft, und der Abend erscheint ihr so wonnevoll, daß ich oft befürchte, sie tauet mir unter den Händen weg und fließt mit dem Silberbach in die elysäischen Felder.... Der Magister darf ihr nicht mehr vor Augen kommen, seitdem er unlängst gegen die empfindsamen Bücher gepredigt und gezeigt hat, daß sie die ganze menschliche Natur verstimmten und eine schleichende Schwäche durch alle Nerven verbreiteten. Anstatt einer wahren, starken Natur entstünde eine gemachte und gekünstelte; eine kranke Einbildung träte an die Stelle einer richtigen Vorstellung; wo die Religion Freude und Mut geböte, da winselte das weichfließende Herzchen; die Hilfe, die man von ihnen erwartete, bestünde in unfruchtbaren Tränen; und wo sie mit Rat und Tat erscheinen sollten, da verwirrten sie nur andere mit Stöhnen und Aechzen und wären zu aller Entschlossenheit, die in tausend Fällen des menschlichen Lebens erfordert würde, schlechterdings unge-

Digitized by Google

schickt.... Nun sagen Sie mir aber, mein Herr, was man mit einem solchen Milchmüschen anfangen soll?"

Der besorgten Jungfer wird folgende Antwort zuteil: „Sei Sie ruhig, meine liebe Jungfer; der Brand ist nicht im Brotkorn, sondern nur unter den Nelken, und von diesen wirft der Gärtner doch immer einen Teil weg, ohne Samen und Ableger von ihnen zu verlangen. Wo wollte es auch hinaus, wenn sie sich so stark wie der Weizen vermehrten?.... Mache Sie nur, daß das gute Kind in dem nächsten Maimonat einem süßen jungen Herrn in die Augen falle und mit demselben im Mondenschein unter einen blühenden Apfelbaum an den Silberbach komme. Wird sie dann in sanften Entzückungen dahinschmelzen, so tröste Sie sich damit, daß so wie die verzärtelten Gewächse aussterben, stärkere an ihre Stätte kommen."

XI. Die Muttersprache. Volkserzählungen, Balladen und Volkslieder.

„Wenn ich aufs Alte komme, werde ich ein Pedant," schreibt Möser einmal und meint damit, daß ihm aus der Vergangenheit seines Volkes auch das Kleinste wichtig erscheine und am Herzen liege. In seinem tiefen Verständnis für alles Volkstümliche hat er für alle Zweige der Volkskunde, welche heute liebevolle Pflege finden, wertvolle Bausteine zusammengetragen. Im Einverständnis mit den Philanthropisten fordert er die Pflege der Muttersprache in den deutschen Schulen. Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesänger wieder versunken oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften zurückgeblieben sei, scheint ihm „hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische oder

Digitized by Google

französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten." [1]) Er beklagt es, daß die deutsche Sprache eine „tote Bücher-sprache" geworden sei (V, Nr. 20), er tadelt die Barbarei des Stils der deutschen Geschichtsschreiber und des Kanzlei- und Gerichtsstils, in welchem er „das Schleppende abgeschnitten, das Rauhe in Stärke verwandelt und das Kauderwelsche oder Lateinische ganz vermieden" wissen will (III, Nr. 28), und fordert geschmackvolle Darstellung und fleißige Uebung im schriftlichen und mündlichen Ausdruck. Im Gegensatz zu seiner Zeit, in der man — wie vielfach noch heute — in den deutschen Dialekten eine verdorbene Schriftsprache sah, hat er mit scharfem Blicke die hohe Bedeutung der Mundarten erkannt und nimmt die Provinzialismen gegenüber der Gelehrtensprache in Schutz. „Ueberhaubt glaube ich nicht", schreibt er 1771 an den Professor Johann Benjamin Michaelis in Göttingen, „daß unsre gelehrte Sprache reich genug an Bildern und Ausdrücken sey, um verschiedene Scenen des gemeinen Lebens edel und kräfftig zu mahlen.... Das drollichte schnurrichte und äffende, was jede Provinz hat, und die schöpferische Laune des gemeinen Mannes noch täglich erfindet, ist für das allgemeine unsrer Sprache verlohren; und man zankt sich noch wohl gar darüber, ob die niedersächsische Sprache einen Vorzug vor der herrschenden habe, ohne zu bemerken, daß

---

[1]) IX, S. 142 in seinem berühmten Schreiben: „Ueber die deutsche Sprache und Literatur" (1781), das gegen Friedrichs des Großen harte Angriffe auf die deutsche Literatur gerichtet ist. — Ueber Mösers Stellung in der Literatur und seine Ansichten über die deutsche Sprache habe ich mich eingehend geäußert in Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" 1907, 21. Jahrgang, S. 145 ff., Leipzig, Teubner. Ich darf wohl hier auf diesen Aufsatz verweisen.

Digitized by Google

jede Provinzial-sprache gewissermaßen reicher und mahlerischer seyn müsse als eine allgemeine die sich nicht vom Grunde erhoben." [1]) Er rät dem Professor, der ihm seine „Parodien" zuzusenden versprochen hatte, „doch unsre alten Dichter zu lesen," deren Wahrheit und Einfalt „unsre neuern Barden" nutzen sollten und vor deren „wahren und kräfftigen Bildern" „unsre eckeln Hofdichter" fliehen. „Unsre heutigen Bardensänger sollten mehr die alten wahren Sitten studieren und uns mit den Gebräuchen unsrer Vorfahren auf eine lehrreiche Weise bekannt machen, anstatt daß sie bloß ihre Einbildung in Unkosten setzen." Mit Begeisterung studierte er die mittelhochdeutschen Dichter, besonders die Minnesänger, deren „Silberton" er preist, und beabsichtigte eine Ausgabe der Ueberreste der mittelhochdeutschen Poesie bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu veranstalten. „Es ist wirklich ein Schimpf für uns Deutsche", schreibt er an Gleim (24. Juli 1756: X, 205 ff.), „daß nicht die sämtlichen Ueberbleibsel der wahren, unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen." Möser hat das Verdienst, einige „schöne Lieder", die er auf Umschlägen von Pachtrechnungen des 16. Jahrhunderts entdeckt hatte, durch Veröffentlichung vor dem Untergange gerettet zu haben, darunter „das einzige alte Lied, das wir von einem westfälischen Minnedichter noch übrig haben" (abgedruckt III, 235 f.; andere III, 237 bis 240 und X, 208—211. 236).

Der Berliner Geh. Kriegsrat Ursinus hatte ihm 1777 eine Sammlung altenglischer und altschottischer Bal-

[1]) Nach dem bisher unbekannten, von Abekens Wiedergabe (Werke X, 226) stark abweichenden Original abgedruckt von Karl Schüddekopf, Justus Möser. Berlin, Behr, 1902. S. XVI f.; zugleich als Probe von Mösers Rechtschreibung.

Digitized by Google

laden zugesandt. In seinem Dankschreiben bedauert Möser, „daß wir Deutschen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweisen haben; sie würden mir lieber sein als die Knochen aller 11 000 Jungfern zu Köln. Unstreitig haben unsre Vorfahren auch gesungen, und zwar gut, weil Karl der Große es wert hielt, ihre Lieder zu sammeln" (X, 237). In einem früheren Briefe an denselben „freundschaftlichen Mann" schreibt Möser, er habe oft gewünscht, daß ein Gottfried August Bürger „unsre alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen so kräftig sind, und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geschmacklos findet, behandeln möchte." [1]) Als Probe teilt er ihm eine solche „Volksgeschichte" mit: die von dem Schneider im Himmel, der im Zorn einem „Amtsbruder", welcher auf Erden eine Elle Tuchs stehlen sieht, ein Bein vom Throne Gottes auf den Kopf schleudert. „Darauf sagt der liebe Gott zu ihm: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir auf Erden ergangen sein!" [2]) In diesen Volkserzählungen schätzt er besonders den „sinnlichen gemeinen (d. i. dem gemeinen Manne verständlichen) Ausdruck."

Auch für das Volkslied hatte er ein liebevolles Verständnis. Seinem Freunde Friedrich Nicolai, der einen „Almanach von Volksliedern" — alles „echte Handwerksburschen- und Pöbellieder" — herausgeben wollte, sandte er einige westfälische Volkslieder, die er gesammelt hatte (Brief 1777, 9. Juli: X 167). Sicherlich hat er auch die Melodien beigefügt; in einem

---

[1]) Brief vom 24. Dez. 1776: X, 234 ff.

[2]) X, 238 f. Auch in die Phantasie: „Etwas über den sog. Aberglauben unsrer Vorfahren" (V, Nr. 7) hat Möser diese Volkserzählung aufgenommen.

Digitized by Google

vier Wochen früher geschriebenen Briefe hatte er bemerkt, daß er noch nicht Zeit gehabt habe, diese zu notieren (X, 166).

XII. Der Aberglaube.

In religiösen Fragen stand Möser auf dem freieren Standpunkt, den Semler und vor allen Lessing angebahnt hatten. Für dogmatische Spitzfindigkeiten und konfessionelle Streitigkeiten hatte er kein Verständnis. Mit freiem, vorurteilslosem Geiste stand er bei seiner hohen Wertschätzung alles geschichtlich Gewordenen auch dem Volksaberglauben gegenüber. In seinem „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen" (1762: V, S. 230 ff.), worin er sich mit Rousseau über religiös-moralische Fragen auseinandersetzt, schreibt er: „Es ist ein besonderer Hang des Menschen zum Wunderbaren, zum Außerordentlichen, zu Geistern, Gespenstern, Vorgeschichten, heimlichen Naturwirkungen und andern Dingen, welche auch oft dem Philosophen das Bekenntnis abpressen: Ja, wir wissen noch nicht alles! Die großen Männer, welche die Wirkungen dieses Hanges als abergläubische Einbildungen bestritten haben, sind glücklich genug gewesen, solchen unschädlich zu machen. Allein, die Wurzel haben sie nicht ausrotten können; und viele schämen sich nur, dasjenige jetzt öffentlich zu gestehen, was sie sich in ihrer Betrachtung heimlich selbst beichten. Sollte aber dieser Hang nicht eine höhere Ursache haben? Die Rosse sind weich im Maule, damit sie den Zaum vertragen; und wir haben vielleicht diesen Hang, um zu weisen Absichten geleitet zu werden." In der Phantasie: „Etwas zur Verteidigung des sogenannten Aberglaubens unsrer Vorfahren" (V, Nr. 7) setzt er fein auseinander, wie man auch den Aberglauben und menschliche Vorurteile benutzen könne, daß sie Keime des

Digitized by Google

Guten werden. „Unsre Vorfahren hatten die Gewohnheit, kleine Klötze an ihre Schlüssel zu binden, um sie nicht zu verlieren, oder, wenn sie verloren waren, so viel geschwinder wiederzufinden; und ebenso verfuhren sie auch mit den nützlichen Wahrheiten, welche sie der Jugend recht tief einprägen wollten: sie hingen jeder guten Lehre ein Klötzchen an, damit sie ihr bald wieder einfallen oder zu rechter Zeit ins Gedächtnis treten möchte. So sagten sie ihr z. B.: Kinder, so manches Salzkorn ihr verstreut, so manchen Tag werdet ihr vor der Himmelstür stehen müssen; legt das Messer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel möchten sich darauf die Füße zerschneiden; seht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter — und die Erfahrung bestätigt es, daß diese Klötzchen dem Gedächtnisse wenigstens ebensogut zu Hilfe gekommen sind als die Reime, die, ehe die Schreibekunst recht gemein war, in gleicher Absicht gebraucht wurden, oder die Ohrfeigen, welche man der Jugend bei Beziehung (d. h. Begehung) der Grenzen zu geben pflegt. In neuern Zeiten hingegen will man sogar bei Kindern alles durch reine Gründe zwingen und fürchtet, jene Anhängsel möchten eine üble Wirkung tun und die Leute zum Aberglauben verführen. Ich sehe aber doch nicht ein, wie dieselben einen größern Schaden anrichten könnten als die Zauberwelt in der Oper, die Feenmärchen, die Fabeln....“ Möser flicht hier die schon erwähnte Erzählung von dem Schneider im Himmel ein, die jüngst ein Lehrer auf dem Lande seinen Schülern erzählt habe. Die schalkhaften Jungen hätten darauf gemeint, der Thron Gottes müsse sehr wurmstichig gewesen sein, sonst würde ihn der Schneider nicht haben zerbrechen können: „so bald sahen sie ein, daß es nur eine Erdichtung war... Die Götter- und Fabellehre unsrer nordischen Vorfahren war nur so reichhaltig nicht an darstellenden Bildern

Digitized by Google

als die griechische, welche von Dichtern, Malern und Bildhauern bearbeitet war, und sie mußten sich daher, besonders als die christliche Religion ihre Götterlehre verdunkelte, mit einem lieben Gotte und einem bösen Geiste, oder mit einem bißchen Spukerei behelfen.

Nun müßte aber einer gewiß sehr übler Laune sein, wenn er diese Art, der Einbildung oder dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, für den hellen Weg zum Aberglauben erklären und alle diese Klötzchen als so viele Merkmale der finstern Begriffe der ersten rohen Zeiten aufstellen wollte. Jedes Zeitalter und jedes Volk hat sich solcher Hilfsmittel bedient, um dasjenige in allegorische Handlung zu verwandeln, was sich als trockene Lehre nicht so gut einprägen würde, und man kann dergleichen Mittel nur alsdann als abergläubisch verwerfen, wenn sie zum Betruge gemißbraucht werden, und z. B. die Jäger den Glauben an den Tollwurm unterhalten, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu schneiden. — — — Das gute alte Klötzchen, daß derjenige, welcher einen Grenzstein verrückt, oder einen falschen Eid schwört, oder seinem Hofe etwas vergibt, spuken gehen müsse, ist immer noch ein eben so feines als kunstgemäßes Mittel, die Aufmerksamkeit auf jene wichtigen Pflichten zu erhalten.... Von dem Bösen, der den eiteln Mädchen, die sich des Abends noch bespiegeln, über die Schulter guckt, befürchte ich nicht mehr als von allen Teufeln, die bei Milton oder Klopstock die ganze Maschine regieren.....

Anstatt überall die Reste des Aberglaubens unserer Vorfahren aufzuspüren und ihnen solche zur äußersten Einfalt anzurechnen, sollte man den Geist oder den Sinn dieser ihrer Lehrmethode aufsuchen und sehen, ob die Allegorie wohl erfunden und mit der gehörigen Mäßigung gebraucht sei, und dann urteilen, ob es feiner gewesen sei, den Men-

Digitized by Google

schen in einen Werwolf, als mit den römischen Dichtern Jupiter in einen Ochsen zu verwandeln."

XIII. Recht und Rechtspflege.

Auf geschichtlichem Boden stehend, ist Möser auch auf dem Gebiete des Rechts und der Rechtspflege ein warmer Freund der Volkssitten und Gewohnheitsrechte, die er auch da geachtet wissen will, wo sie modernen Anschauungen und naturrechtlichen Ideen nicht entsprechen, vor allem in den Verhältnissen des Bauernstandes und der Landgemeinden, wo das ganze volle Recht sich nach alter Rechtsanschauung an den Hofbesitz knüpft, und die nicht Hofgesessenen nur „aufgenommene und geduldete Fremde" sind. Er möchte alles Fremde, insbesondere alles Romanische, aus dem deutschen Rechts- und Staatsleben entfernt wissen und das auf deutschem Boden Erwachsene wieder zu Ehren bringen. Tiefen Sinn findet er „in vielen alten Gesetzen, über die man jetzt lache." Ein Genie hat das Wergeld erfunden. Er rühmt die „wahre Kraftsprache" der alten Volksrechte. „Unsre Vorfahren duldeten keine geschriebenen Gesetze, und überall, wo dergleichen eingeführet wurden, geschahe es von Obrigkeiten, welche die gesetzgebende Macht des Volkes untergraben wollten. Denn sobald ein Richter die Gesetze, Rechtsweisungen und Auslegungen in einem Buche hatte, so fragte er nicht das Volk, sondern sein Buch und zuletzt fremde Ausleger und Rechte. Das Archiv der Gesetze war in dem Gedächtnis aller Männer." Wiederholt beklagt er das Eindringen des fremden römischen Rechts, das so oft mit der deutschen Stammesart in Widerspruch stehe, und die Rechtsprechung „der römisch-gelehrten Richter, die den Geist der deutschen Verfassung verloren hätten." Für die Hauptstadt der Welt sei das römische Recht passend gewesen, für geringe Leute eigne es sich schon

Digitized by Google

deshalb nicht, weil der Beweis zu viele Kosten verursache. „Eine jede Gemeinde soll das Recht behalten, das ihr schon Jahrhunderte hindurch eigen gewesen, und noch jetzt müßte der Vorfahren Grundsatz Geltung haben: die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäuse hervorbringen; die Mäuse müßten von Mäusen, die Katzen von Katzen beurteilt werden.“ In vielen Fällen beachte der Gesetzgeber zu wenig die Ortssitten. Der Jurist verliere durch seine gelehrten Studien die Fühlung mit dem Volke und vergesse, wenn er nach den „dürren Buchstaben der Gesetze“ sein Urteil fälle, daß bei der Verurteilung eines Verbrechers dessen Gemüts- und Lebensart und alle äußeren Umstände, die auf den Entschluß zur Tat eingewirkt haben, in Betracht zu ziehen seien. Mit warmem Herzen nimmt er die, welche in schwerer Arbeit ihr Brot verdienen, in Schutz gegen „die Pflastertreter, die in langen Mänteln zu Rate gehen.“ Auch in der Rechtspflege weist er auf England hin, wo der alte deutsche Gebrauch herrsche, nicht nach den abstrakten Gesetzen, sondern nach Totaleindrücken zu urteilen, deshalb empfiehlt er die Geschwornengerichte, weil durch sie das Rechtsbewußtsein, das durch die Romanisten geschwächt und fast vernichtet worden sei, im Volke aufs neue erweckt werden könne. Mit der Vernichtung der alten historischen Rechte müßten die festen Grundlagen jedes Staatswesens zusammenbrechen. Ein hohes Verdienst erwarb sich Möser durch die von ihm empfohlene Abschaffung der Tortur im Osnabrückischen, die in England nie bestanden habe und erst durch das römische Recht nach der Aufhebung des altgermanischen Rechtsgrundsatzes: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter“ in Deutschland eingeführt worden sei. Die Grundanschauungen des osnabrückischen Staatsmannes sind die gleichen, wie die, aus denen nach ihm die historische Rechtsschule her-

Digitized by Google

vorgegangen ist, deren Vorgänger er war. So gedenkt seiner mit warmer Anerkennung auch Savigny: „Hohe Ehre gebührt dem Andenken Mösers, der mit großartigem Sinn überall die Geschichte zu deuten suchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht. Daß dieses Beispiel den Juristen größtenteils unbemerkt geblieben ist, war zu erwarten, da er nicht zünftig war und weder Vorlesungen gehalten, noch Lehrbücher geschrieben hat."

XIV. Die Kunst. Heimatschutz.

Den Schluß meiner Ausführungen über Mösers Bedeutung für die Volkskunde mögen einige kurze Bemerkungen über sein Verhältnis zur bildenden Kunst machen. Auch hier tritt er der Mißachtung seines Vaterlandes mit Entschiedenheit entgegen. Mit Begeisterung spricht er, der genaue Kenner der Antike[1]) und Verehrer Winckelmanns und Lessings, von den „Ruinen der deutschen Kunst" (V, Nr. 34) und läßt in der Phantasie: „Ueber das Kunstgefühl" (IV, Nr. 2: 1780) einen Weinhändler feinsinnig den eigentlichen Grund bestimmen, warum in dem einen Lande mehr Kunstgefühl und Geschmack sei als in dem andern." Er bewundert den gotischen Baustil und bedauert, daß nur noch England im Anschluß an die Kunst des Mittelalters Tüchtiges hervorbringe, während die deutsche Arbeit zu seinen Zeiten etwas Unvollendetes habe und die deutsche Kunst charakterlos geworden sei. (Zöllner a. a. O. I, S. XVII f.) Die schlichte heimische Kunst will er erhalten wissen; lange bevor das Wort Heimatschutz aufgekommen war, befürwortet er die Erhaltung

[1]) Vergl. bes. seinen Aufsatz: „Virgil und Tintoret" (V, Nr. 5), der uns zeigt, daß er Lessings Laokoon nicht umsonst gelesen hatte.

Digitized by Google

der alten Bauweise, der Gebäude, Zäune und Frechten, der die Fluren und Aecker begrenzenden Hecken, die Bewahrung des Waldes (IV, Nr. 63: 1778).

XV. Schluß.

Hier und da stoßen wir in Mösers Schriften auf Aeußerungen, die darauf schließen lassen, daß es Augenblicke gegeben hat, in denen er von der Enge seines Wirkungskreises sich bedrückt fühlte, wir finden Worte wehmütiger Trauer darüber, daß seine Stimme nicht weit genug erschalle. Und in der Tat, der hochbegabte, scharfblickende Staatsmann, den auch ein Bismarck bewundernd verehrte, hätte jedem größeren deutschen Staate zur Zierde gereicht und an den Mittelpunkten deutschen Lebens seine fruchtbaren Gedanken in ungleich weiterem Umfang verwirklichen können. Aber wir Nachlebenden wollen es als eine glückliche Fügung preisen, daß er seinem kleinen Heimatlande, aus dessen kräftigem Boden er seine beste Lebens- und Schaffenskraft gesogen hat, dauernd erhalten geblieben ist. Immer enger verwuchs er mit dem geliebten Lande seiner Väter, dessen reiche geschichtliche Vergangenheit, Eigenart und Lage einen bestimmenden Einfluß auf sein Wesen und sein literarisches Wirken ausgeübt hat. Von seiner Geburt bis zu seinem Tode — er starb am 8. Januar 1794 im 74. Lebensjahre — hat er in einem kleinen geistlichen Staate gelebt, der vor tausend Jahren durch Karls des Großen gewaltigen Geist gegründet war. Dieses Land war voll von geschichtlichen, in das graue deutsche Altertum zurückweisenden Erinnerungen und Denkmälern: „ungeheure Steine, in Massen kreisförmig aneinandergereiht oder übereinander aufgewälzt, Opferstätten der alten Sachsen, Gräber derselben, Aschenurnen bergend; die Burg Wittekinds, noch bezeichnet durch ihre Gräben; des großen

Digitized by Google

Karls Siegesfeld; — — der Landmann, in alter Weise, wie Tacitus die Deutschen schildert, in gesonderten Höfen wohnend, seine Grundstücke, einzeln von Gebüsch oder Reihen alter Eichen umgeben, um seine Wohnung her; — — in der Stadt Osnabrück .... der Dom, Karls des Großen Stiftung, wie die Schule, von ihm gegründet, ansehnliche andre Kirchen mit weit aus der Ferne erblickten Türmen, Klöster, das Rathaus, auf dem der denkwürdige Friede geschlossen ward, der einen dreißigjährigen Krieg beendigte: — daß Möser in diesem Lande, dieser Stadt geboren war, das dürfen wir wohl als das bedeutendste, auf seine Bildung einflußreichste Moment ansprechen." (B. R. Abeken in der Einleitung zu Mösers Werken, I, S. 48 f.)

An diesem Ländchen und an der ehrwürdigen Stadt Osnabrück — er selber „wußte keine Stadt, wo jedermann so ruhig und zufrieden sein Amt verrichtet oder seinem Berufe nachgeht als hier" (V, S. 116) —, hing Möser mit ganzer Seele. Die herzgewinnende Eigenart seines Wesens — innige Liebe zur Heimat, geschichtlicher Sinn, bei allem Weitblick ein lebhaftes Gefühl für die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens, warmherziger Humor — spricht zu uns aus einem Briefe an seinen „unvergleichlichen Freund" Thomas Abbt, der im Begriffe stand, eine Reise nach der Schweiz anzutreten. „Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen", so schreibt er ihm i. J. 1763 (X, S. 222), „so bringen Sie mir doch so etwas mit: einige Ueberbleibsel von der Sündflut, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird. Vor allem lassen Sie sich dort die Art zeigen, wie sie die großen Käse machen; hiervon ist doch noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke zu Genf sind, so erinnern Sie sich, daß Cäsar darüber gegangen. Sollten Sie auch dort eine Julie oder Sophie finden, so

Digitized by Google

lassen Sie sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westfalen zu werfen. Es gibt gute Leute überall, und ein Mädchen aus dem pays de Vaud hat ihre Reizungen ebenso gut als eine Pariserin."

Auf dem engbegrenzten Boden seines Heimatlandes wurde Möser nicht bloß der „Genius Osnabrücks," sondern der Wegweiser und Führer seines Volkes in dem beginnenden „Kampfe für deutschen Geist und deutschen Geschmack gegen Unnatur und Ausländerei auf allen Gebieten geistigen Schaffens." „Man kann", sagt Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten, „mit Bestimmtheit behaupten, daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht Mösers Ideen mit tätig gewesen, ja, sich als ausgesprochene Richtungen mehr oder weniger geltend gemacht hätten." Der Osnabrückische Staatsmann Möser hat für die Erforschung der deutschen Geschichte und des deutschen Volkslebens Gesichtspunkte, Forschungsweise, Methode aufgefunden und für die Folgezeit bestimmt, er ist der Begründer der Wissenschaft vom Volke, der „Vater der deutschen Volkskunde."

Digitized by Google

III.

Der Staat Osnabrück ein Opfer der französischen Revolution.

Von Bruno Krusch.

In der Geschichte des Hochstifts Osnabrück hat wohl kein Ereignis einen so tiefen Eindruck gemacht, wie der Verlust seiner staatlichen Selbständigkeit. Mit Wehmut kehrt der Patriot zu den stolzen Zeiten im Geiste zurück, als das Land noch seinen eigenen Landesherrn, seine eigenen Landeskollegien hatte, als ein Hochfürstlich Osnabrückischer Geh. Rat, eine Hochfürstliche Osnabrückische Land- und Justizkanzlei die Angelegenheiten des Landes ordnete und den Untertanen den Rechtsschutz gewährte oder doch gewähren sollte. Nur etwa ein Jahrhundert liegt alles das zurück, und fast dünkt es uns eine Ewigkeit. Das Bistum als solches war damals tausendjährig, nicht aber in seiner Eigenschaft als Staat, und erst seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts sind landesherrliche Befugnisse von den Bischöfen ausgeübt worden.[1]) Die Aneignung von Teilen des Imperiums, der Landeshoheit, durch sie fällt also in ihren Anfängen zeitlich zusammen mit den großen Zugeständnissen, welche den geistlichen Fürsten zur Gewinnung ihrer Stimme und Gunst

[1]) Philippi, Zur Osnabrücker Verfassungsgeschichte (Mitt. XII, S. 74). Der Territorialbegriff des Stifts begegnet in den Urk. sogar erst seit dem Anfang des 15. Jahrh.; vgl. Karl Sopp, Die Entwickelung der Landesherrlichkeit im Fürstentum Osnabrück, Idstein 1902, S. 47.

Digitized by Google

von Friedrich II. und König Heinrich gewährt wurden.[1]) Das Ende dieser Herrlichkeit hat der Regensburger Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 dekretiert, aber wie dieser selbst erst der Genehmigung des Reichstages und des Kaisers zur vollen formellen Rechtsgültigkeit bedurfte, so war andererseits das Schicksal Osnabrücks längst vor jenen Deputations-Verhandlungen durch Bonapartes Machtspruch entschieden. Die Säkularisation der geistlichen Staaten Deutschlands war eine Folge des Friedensschlusses von Lunéville 1801, der durch die Regensburger Beschlüsse seine Ergänzung erhielt, aber dieser selbst nimmt wieder auf die Grundsätze des Rastatter Kongresses Bezug, und daß schon damals die Existenz des Staates stark gefährdet war, allerdings von einer Seite, von der er eigentlich seinen Schutz erhoffen durfte, erschien um so interessanter, je weniger diese Verhandlungen bekannt geworden sind. Das in Rastatt zur Annahme gelangte Säkularisationsprinzip war eine alte Forderung der französischen Republik, mit deren Ideen und Interessen sich die geistlichen Staaten nicht vereinigen ließen, und unten wird sich zeigen, daß Osnabrück bereits in dem großen Plane seine Stelle hatte, welcher der Politik der französischen Republik zur Grundlage diente und in seinen Umrissen auch zur Ausführung gelangt ist.

Die geistlichen Wahlstaaten mit Geistlichen als Landesherrn und Geistlichen als Spitzen der Landeskollegien nahmen auch nach den Säkularisationen des westfälischen Friedens noch etwa ein Sechstel[2]) der Gesamtfläche des altersschwachen

[1]) Friedrichs II. Confoederatio cum principibus ecclesiasticis von 1220 und Heinrichs Constitutio in favorem principum von 1231, M. Germ., Constitutiones II, p. 89. 418.

[2]) So ungefähr richtig Thiers, Histoire de Consulat et de l'Empire IV, S. 64. Th. v. Traiteur, kurpfalzbayerischer Hofbibliothekar in Mannheim, berechnet in seiner Schrift: „Der deutschen

Digitized by Google

Deutschen Reiches ein, als die französische Revolution an dessen morschen Bau anklopfte. Es waren größtenteils die gesegnetsten Striche unseres Vaterlandes, und doch schienen die Untertanen infolge gewisser Mängel der inneren Grundverfassung nicht so glücklich zu sein, wie man erwarten durfte. Der Freiherr v. Bibra, selbst ein Domkapitular und zugleich Regierungspräsident zu Fulda, stellte schon 1785 die Preisaufgabe, welches wohl solche Mängel seien, und wie sie zu heben sein möchten. Die Wahlen der Landesherren erfolgten sehr häufig unter äußeren Einflüssen und lenkten sich mehr auf biegsame und mittelmäßige Köpfe, als auf Genies und Männer von unternehmendem Charakter. Die Gewählten hatten zumeist die besten Jahre hinter sich und wandten in der Regierung ihr Hauptinteresse den Finanzen und besonders den Kammereinkünften zu, denn man wollte doch wenigstens die aufgewandten Kosten wieder herauswirtschaften.[1]) Die Wahlkapitulationen sollten Despotismus und Willkür abhalten, hinderten aber auch manches Gute, besonders wenn die Interessen der einflußreichen Domkapitel im Wege standen. Während in den Erbstaaten die Rücksichten auf die eigene Dynastie auch zu weit aussehenden

Reichsstände Verlust auf dem linken Rheinufer und die Besitzungen der katholischen Geistlichkeit auf dem rechten", Mannheim 1799, den Flächeninhalt der Besitzungen der reichsunmittelbaren und der mittelbaren Geistlichkeit rechts und links des Rheins unter Einschluß der mit dem Reich in Verbindung stehenden Elsaß-Lothringischen Geistlichkeit auf 1719 □ Meilen, während das ganze deutsche Reich auf 11 124 □ Meilen von Büsching, Erdbeschreibung V, S. 5, geschätzt wird. Gervinus, Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, S. 146, rundet die Summe der durch die Säkularisation betroffenen geistlichen Staaten und Güter in Deutschland auf fast 2000 □ Meilen ab.

[1]) Der Kurfürst von Mainz verwandte die Gelder der Kriegskasse für seine Privatzwecke; vgl. K. Klein, Geschichte von Mainz während der ersten franz. Okkupation 1792/93, S. 13.

Digitized by Google

Reformen anspornten, war in den geistlichen Staaten das ganze System nur persönlich: alles hing vom Augenblick ab, und das Ziel des Landesherren ging mehr dahin, seiner Familie nach seinem Tode einen Nutzen zuzuwenden, als für das Wohl des Landes und der Untertanen zu sorgen. Der Bischof und die Mitglieder der Domkapitel wurden nur aus dem hohen und höchsten Adel genommen, und bei den nötigen Mitteln ließen sich viele Pfründen in einer Hand vereinigen. Der Bischof von Osnabrück, Herzog Clemens August von Bayern († 1761), besaß außerdem das Erzbistum Köln und noch drei Bistumssitze, womit seine vielseitige Regierungs-Tätigkeit keineswegs erschöpft war. Die Verwaltung an sich war in den Formen erstarrt und etwa auf dem Standpunkt des 17. Jahrhunderts stehen geblieben. In ihrer kollegialischen Verfassung unterschied sie sich nur wenig von der der Erbstaaten, und doch gab ihr die Besetzung der wichtigsten Ämter mit Domkapitularen ein gewisses Etwas, was sich mehr fühlen als definieren ließ. Ein Zeitgenosse[1]) vergleicht das geistliche und weltliche Verwaltungssystem mit den Exerzitien der Garnison einer Reichsstadt und denen eines preußischen Feldregiments. Einflußreiche Glieder der Domkapitel bezogen hohe Gehälter als Beamte der Landesverwaltung, ohne zu irgend welchem Dienste verpflichtet zu sein; anderswo wurden die Ratsstellen den Kindern von Räten vom Landesherrn gleich bei der Taufe verliehen.[2]) Die Stände hatten in den geistlichen Staaten ihre alten Privilegien mehr als in den Erbstaaten zu erhalten und auszudehnen verstanden, und die öffentlichen Lasten hatten

[1]) F. C. Freiherr v. Moser, Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland, Frankfurt 1787.

[2]) Vgl. W. Richter, Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen (Zeitschrift für vaterl. Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Münster 1905, Bd. 63, II, S. 31).

Digitized by Google

fast ganz die armen Leute auf dem platten Lande zu tragen. Die Besteuerungsart war im allgemeinen noch nach mittelalterlichen Grundsätzen geordnet. Ein eigenes Heer, die kräftigste Stütze der Erbstaaten, fehlte den geistlichen Staaten fast vollständig, und Ausnahmen bildeten wohl hauptsächlich die Kurfürstentümer.[1]) Gewöhnlich hatten benachbarte weltliche Fürsten oder der Kaiser auf Grund besonderer Abmachungen eine kleine Garnison in die Hauptstadt gelegt Die Landeskultur war vernachlässigt, die Industrie gewöhnlich wenig entwickelt. Das Volk befand sich in den geistlichen Staaten im allgemeinen auf einer niedrigeren sozialen Stufe, und äußerlich trat das in der größeren Zahl von Bettlern[2]) und Armen hervor. Durch keinen nationalen Patriotismus mit Deutschland verbunden, zeigte sich die Bevölkerung infolge ihrer sozialen Lage für die Ideen der Revolution, für die Lehren der Menschenrechte, nur zu sehr empfänglich.[3]) Die besonderen Freiheiten und Gerechtsame der höheren Geistlichkeit waren der großen Masse schon längst ein Dorn im Auge.[4]) Die Umgestaltung der geistlichen Staaten schien für die kräftige Entwickelung des nationalen Bewußtseins eine notwendige Vorbedingung zu sein. Der katholischen Kirche hat nun freilich die Säkularisation die schwerste Wunde seit der Reformation geschlagen, aber doch einen Vorteil gebracht, die Demokratisierung der Bischofssitze und Domkapitel, die seitdem aufgehört haben, vornehmer Herkunft zur Versorgung zu dienen.

[1]) Über das Mainzer Militär vgl. Klein S. 24.

[2]) In Paderborn zogen Prozessionen von Bettlern jeden Alters und Geschlechts umher, um Almosen zu sammeln; Richter, Zeitschrift für vaterl. Geschichte. 62, II, S. 187.

[3]) A. Sorel, L'Europe et la Révolution française, III, 97[2].

[4]) Domkapitular Dr. F. X. Remling, Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798, Speyer 1865, I, S. 37.

Digitized by Google

Wie in den Erbstaaten auf gute Regenten auch schlechte gefolgt sind, so hat es selbstverständlich auch zahlreiche geistliche Fürsten gegeben, welche den Pflichten ihres weltlichen Amtes gewissenhaft nachgekommen sind. Bereits im 15. Jahrhundert hat ein Bischof von Speyer[1]) sich selbst den „obersten Knecht seines Stifts" genannt und durch seine weltliche Regierung bewiesen, daß der Ausdruck keine hohle Phrase war, besonders auch die armen Leute gegen die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels geschützt. Dagegen ist der Ausspruch jenes Bischofs von Bamberg 1789, daß der Fürst für das Volk und nicht das Volk für den Fürsten da sei,[2]) zu kurze Zeit vor dem Zusammenbruch erfolgt, als daß er noch hinlänglich beweiskräftig sein könnte, wenn auch der Bamberger Hof damals in vorzüglichem Ansehen und Vertrauen stand. Unter den Ausnahmen pflegt man an vorderster Stelle das Hochstift Osnabrück zu nennen.[3]) Hier blühten Handel und Industrie und trotz des wenig fruchtbaren Bodens war das Land volkreicher als andere, von der Natur mehr begünstigte Stiftsstaaten. Unter den Vorzügen dieses Staates stellt die kundige Feder Mösers[4]) obenan die ausgedehnten Gemeinheiten, zu deren unentgeltlichem Mitgenuß die Beiwohner leicht gelangen könnten, aber noch manche

[1]) Dr. M. Buchner, Die innere weltliche Regierung des Bischofs Matthias Ramung von Speyer (1464—1478), Mitt. des Hist. Vereins der Pfalz, Bd. 29 und 30, Speyer 1907, S. 109.

[2]) Vgl. über den Bischof Franz Ludwig von Bamberg Dr. A. Senger, Domkapitular, Das kaiserliche Hochstift Bamberg nach seiner kulturellen Bedeutsamkeit (65. Bericht und Jahrb. 1907 des historischen Vereins zu Bamberg S. 89).

[3]) v. Sartori, Statistische Abhandlung über die Mängel in der Regierungsverfassung der geistlichen Wahlstaaten und von den Mitteln, solchen abzuhelfen, Augsburg 1787, S. 143. 187.

[4]) Justus Möser, Osnabrückische Geschichte II, § 14 (Werke, herausgegeben von Abeken VI, S. 96).

Digitized by Google

andere Umstände vereinigten sich, den Untertanen das Leben erträglicher zu machen, als es in den meisten Stiftern war.

Nun war allerdings Osnabrück seit dem westfälischen Frieden kein reiner geistlicher Wahlstaat mehr. Die Krone Schweden hatte das Hochstift den Evangelischen erhalten, der Kaiser es dem bisherigen Bischof Franz Wilhelm wieder einräumen wollen, und so war im Kompromiß dem Hause Braunschweig-Lüneburg und zunächst der hannoverschen Linie die wechselweise Nachfolge zugestanden worden gegen Verzicht auf gewisse Ansprüche, besonders an Halberstadt und Magdeburg, die wieder Kurbrandenburg für seine Abtretungen an Schweden gefordert hatte. Ursprünglich hatten auf der braunschweigischen Entschädigungsliste außer Osnabrück noch Hildesheim und Minden gestanden[1]), und andererseits hatte Kurbrandenburg neben den anderen Stiftern auch Osnabrück begehrt, dafür aber Hildesheim gewählt, als die Absicht der Wiedereinsetzung Franz Wilhelms hervortrat. Die hannoversche Regierung[2]) erklärte damals, die Wohlfahrt des Hauses erheische, daß sich kein mächtigerer Nachbar im Hochstift Hildesheim festsetze und wollte es unter keiner Bedingung in andere Hände kommen lassen. Damit beginnt der langjährige Kampf der beiden Staaten Hannover und Preußen um einen Besitz, der beiden Teilen ungleich begehrenswerter erschien als der Osnabrücks.

Nach dem Tode Franz Wilhelms war zum ersten Male ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg zum Bischof von Osnabrück erkoren worden, ein pseudoepiscopus haereticus, wie ihn Gams nennt. Seit 1764 stand als Nachfolger des angeführten vielfachen Bischofs Clemens August an der Spitze des Staates der schon im Alter von

[1]) v. Meiern, Acta pacis Westphal. Bd. VI, S. 397. Vgl. Freckmann, Die capitulatio perpetua. (Mitt. 31, S. 130).

[2]) Protokoll von 1647 22./1, 25./1. (Landesarchiv B 724).

Digitized by Google

6 Monaten erwählte Herzog Friedrich von York, der zweite Sohn Georgs III. von England und Schwager Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Unter ihm hatte das Stift den Vorzug gehabt, für lange Zeit den Erschütterungen eines Regierungswechsels entzogen zu sein, und Mösers heilsamer Einfluß auf die Staatsverwaltung hatte gleichzeitig dazu beigetragen, den Untertanen in der Tat das Glück zu gewähren, welches man in den meisten anderen geistlichen Staaten vergebens suchte. Die besonderen Wahlkapitulationen, welche das Domkapitel den Kandidaten vorzuschreiben pflegte, sollte seit dem westfälischen Frieden eine beständige Kapitulation ersetzen, die als unabänderliches Staatsgrundgesetz gleichmäßig für alle Bischöfe, die katholischen wie die evangelischen, ihr Verhältnis zum Domkapitel und den Ständen regelte und beiden Religionsverwandten ihre Rechte sicherte. Indeß ließen sich bereits Klagen vernehmen, daß jene Kapitulation nach fast anderthalb Jahrhunderten unmöglich noch auf die Verhältnisse der Gegenwart passen könne, und man wollte in ihr ein Hindernis für manche durch die fortschreitende Kultur nötig werdenden Verbesserungen erblicken. Auch in der Staatsverwaltung und besonders der Justizpflege machten sich nach Mösers Tode schwere Mißstände[1]) fühlbar, und bei der fortwährenden Abwesenheit des englischen Prinzen war das Land vollständig den Beamten ausgeliefert, von deren Charakter das Wohl und Wehe der Untertanen abhing. So schien auch dieser geistliche Staat trotz seiner teilweise anderen Verhältnisse einer Reform zu bedürfen.

In politischer Hinsicht hielten es die geistlichen Landesherren, da sie kein Hausinteresse hatten, im allgemeinen mit

[1]) Das Urteil wird am Schlusse der Arbeit begründet werden. Auch die Paderborner Justizverwaltung nannte v. Vincke die „elendeste"; vgl. Richter, Zeitsch. f. vaterl. Gesch. Bd. 62, II, S. 196.

Digitized by Google

dem Kaiser, unterstützten seine Absichten durch ihre Stimmen und halfen die Pläne seiner Gegner vereiteln.[1]) Osnabrück mußte sich nun freilich unter dem evangelischen Bischof in Reichssachen nach Hannover richten, dessen Ministerium seine Interessen im diplomatischen Verkehr mit anderen Mächten wahrnahm. Als halber hannoverscher Erbstaat konnte es dafür auch seinen natürlichen Schutz von dort erwarten. Leider war aber Hannover infolge der Personalunion mit der englischen Krone selbst in einen fast hülflosen Zustand geraten und mußte auf den Anschluß an einen stärkeren Nachbar Bedacht nehmen. Vom Reiche war ebensowenig Hülfe zu erwarten, und die alte Reichsverfassung stand mit den politischen Verhältnissen und dem gesamten Geiste der Zeit in Widerspruch. Die großen Mächte, Oesterreich und das im direkten Gegensatz zum Reichsoberhaupt emporgekommene Preußen, waren imstande, sich selbst zu schützen, ohne der Bundeshülfe des Reichs zu bedürfen. Die meisten Vorteile[2]) hatte das Bundesverhältnis von jeher den mindermächtigen Ständen gebracht, welche die deutsche Freiheit genossen, ohne dem Druck eines großen Militärs und schwerer Kriegssteuern ausgesetzt zu sein. Bei dieser Sachlage war es dem Kaiser nicht zu verdenken, wenn er den Hausinteressen, als der Quelle seiner Macht, gegenüber den Reichsinteressen immer den Vorzug gab; aber ebensowenig Preußen, wenn es in der gleichen Lage ebenso handelte. Das Reich zerfiel schon damals in zwei Hälften, und die beiden führenden Mächte beobachteten sich gegenseitig argwöhnisch, daß keine

[1]) Häberlin, Staatsarchiv 1802, Bd. IX, S. 368 ff.: Ueber die mutmaßlichen Folgen der jetzigen teutschen Staats-Veränderungen.

[2]) Häberlin, Staatsarchiv 1802, Bd. VIII, S. 12 ff.: Vorschläge, wie die mindermächtigen Stände in Schwaben, Franken und am Rhein durch einen freiwilligen Schritt die Inkonvenienzen einer Teilung Deutschlands verhüten oder doch vermindern können.

Digitized by Google

sich zu sehr vergrößere. Dem Kaiser als Verteidiger der alten hierarchischen Reichsgrundlagen und seinem Gefolge, den geistlichen Fürsten, trat der nach modernen Anschauungen ausgebaute preußische Staat gegenüber. Die Vertreter der französischen Revolution erkannten eine gewisse Ähnlichkeit der Interessen, die sie mit dem natürlichen Gegner des Kaisers verbanden, und diese Gemeinschaft hat das alte deutsche Reich gesprengt, jenes chaos, quod Deus mirabiliter conservavit. Von der Reichsverfassung war nur noch eine leere Form ohne Inhalt vorhanden. In der vielfachen Zersplitterung der Staatsgewalt in ungefähr 300 kleine und kleinste Teile[1]) lag die Quelle der Ohnmacht des deutschen Reiches, und wenn die Nachbarn die Erhaltung der Verfassung in ihrer äußeren Form dringend wünschten, so geschah dies nicht im Interesse Deutschlands, sondern in ihrem eigenen.

Der Untergang der territorialen Selbständigkeit des Osnabrücker Landes bildet nur einen kleinen Ausschnitt in dem großen Auflösungsprozeß des auf feudaler Grundlage historisch erwachsenen deutschen Reiches, der sich unter dem Ansturm der französischen Revolution vollzog. Die Politik Frankreichs, wie sie Sieyès,[2]) der schroffe Verfassungspolitiker der Revolution und frühere Abbé, 1795 gezeichnet hat, erstrebte den Rhein als natürliche Grenze Galliens, erstrebte die Unterdrückung der geistlichen Staaten und die Bildung eines neuen Staatenbundes auf „vernünftigeren" Grundlagen, als es der alte, in den „gothischen" Jahrhunderten durch Zufall zusammengewürfelte, gewesen

[1]) Vgl. „Patriotisches Appel an den Friedenskongreß in Luneville und die Reichsversammlung in Regensburg, eine höchst wichtige und höchst dringende Veränderung der deutschen Staatskonstitution betreffend", Osnabrück und Münster 1801, S. 14.

[2]) Seinen Plan hat herausgegeben Sorel, L'Autriche et le Comité de salut public avril 1795 (Revue historique XVII, S. 31 ff.).

Digitized by Google

sei. Um den Besitz der eroberten Lande durch einen dauerhaften Frieden zu sichern, sollten die deutschen Reichsstände für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer entschädigt werden, und dazu eben die geistlichen Staaten dienen. Gleichzeitig beabsichtigte man bei dieser Umgestaltung des deutschen Reiches die Großmächte vom Rhein zu entfernen, denn eine Republik, meinte Sieyès, ist immer Meinungsverschiedenheiten ausgesetzt und wird durch mächtige Nachbarn gefährdet. An deren Stelle sollten kleinere Staaten als Puffer (tampon) dazwischen geschoben werden. Vor allem gedachte man die Herzoge von Mecklenburg mit Ostfriesland und dem rechtsrheinischen Teile von Cleve auszustatten, im Austausch gegen ihre eigenen Lande, die an Preußen fallen sollten, und ihnen außerdem das Hochstift Münster zuzulegen. Preußen sollte Hildesheim, Paderborn, das Eichsfeld, den rechtsrheinischen Teil des Erzstifts Cöln, nämlich das Herzogtum Westfalen und die Grafschaft Recklinghausen, ferner die Abteien Essen, Werden nnd Quedlinburg erhalten, aber Ansbach-Bayreuth an das Haus Pfalz abtreten, und so aus Süddeutschland verdrängt werden. Das Stift Osnabrück war von Sieyès für den Herzog von Braunschweig bestimmt worden, unter schlauer Übergehung der hannoverschen Linie, während der westfälische Frieden diesen Erbgang nur für den Fall ihres Aussterbens vorsah. Die Versetzung des Herzogs von Mecklenburg an den Rhein ist auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen, und Preußen hat sich die fränkischen Fürstentümer nicht entwinden lassen, aber die geistlichen Staaten hat Bonaparte 1802 allerdings in ganz ähnlicher Weise verteilt, wie es Sieyès geplant hatte.

Wenn man gegen das System der französischen Republik den Einwand erhob, daß es dem einen sein Eigentum nehme, um ihn mit dem Eigentum anderer zu entschädigen, so war der neue Rechtsgrundsatz allerdings ziemlich bedenklicher

Digitized by Google

Natur und konnte auch den weltlichen Staaten gefährlich werden,[1]) sobald der geistliche Quell erschöpft war, wie sie ja auch schon Sieyès in seinen Plan einbezogen hatte. Waren aber nicht die Vertreter der Legitimität mit so revolutionären Grundsätzen, der Entschädigung auf Kosten anderer, der Vertauschung und Verteilung von Staaten vorangegangen? Die Entschädigung der in Elsaß-Lothringen in Folge der Beschlüsse der französischen Nationalversammlung 1789 über die Abschaffung des Lehenssystems und Einziehung der geistlichen Güter ihrer Rechte verlustig gegangenen geistlichen nnd weltlichen Fürsten hatte den Vorwand zum Kriege abgegeben,[2]) und durch Eroberung französischer Landschaften wollte man sich später auch für die aufgewandten Kosten teilweise schadlos halten. Konnte man die Rückgabe der linksrheinischen Eroberungen von Frankreich erwarten, nachdem das Spiel verloren war?[3]) Die Teilung Polens, die alte Lüsternheit Österreichs nach Teilen Bayerns,[4]) lieferten den Revolutionären Vorbilder, denen sie nachstrebten und mit denen sie ihr eigenes System verteidigen konnten. Vor allem kamen ihnen gewisse Ideen Friedrichs des Großen zu statten, und sie rechneten es sich zur besonderen Ehre an, diese zur Ausführung zu bringen.[5])

[1]) Bedenken über das Entschädigungs-System besonders für weltliche Fürsten 1801 (Druckschrift).

[2]) L. v. Ranke, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791/2, S. 170.

[3]) Instruktion für Caillard 1795 10./9.; Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807, I, 25.

[4]) Gegen die Absichten Österreichs auf Bayern wendet sich eine im November 1800 geschriebene Schrift: „Baiern nach den Bestimmungen des Friedens von Campo Formio", welche v. Aretin zugeschrieben wird und, nach der eleganten äußeren Ausstattung zu urteilen, auf Veranlassung des Hofes entstanden ist.

[5]) Bericht Lucchesinis 1801 18./12.; Bailleu II, 63.

Digitized by Google

Auf ihn ist der Ursprung der großen Säkularisationspläne von 1742/3 zur Entschädigung Karls VII. für seinen Verzicht auf österreichische Gebiete und zur Abrundung seiner Erblande zurückgeführt worden, und besonders hatte er die Säkularisation des Erzbistums Salzburg zu dessen Gunsten angestrebt.[1]) Auch an eine Säkularisation der Hochstifter Hildesheim, Münster und Osnabrück hatte er 1759 gedacht, und wollte dann natürlich Hildesheim für Preußen behalten, die beiden anderen aber zur Verstärkung der Macht Englands in Deutschland verwenden, um zusammen mit ihm Österreich das Gleichgewicht halten und Rußlands Einfluß ausschalten zu können.[2]) Geradezu genial war sein Plan eines Eintausches von Mecklenburg gegen die hauptsächlich linksrheinischen Besitzungen Preußens, auf dessen Verwirklichung er nun freilich keine allzu großen Hoffnungen setzte. Hätte damit der preußische Staat eine kompaktere Gestalt erhalten, so entsprach diese allerdings etwas gewaltsame Veränderung der Landkarte zugleich auch der Sicherheit Frankreichs, wie die Franzosen später erkannten, und sie sind immer wieder auf das Mecklenburger Projekt des großen Friedrich zurückgekommen, allerdings unter Verlegung des Äquivalents auf das rechte Ufer des Rheins.

Wenn Preußen aus Anlaß der Einstellung der englischen Subsidien mit Rücksicht auf seine Finanzlage[3]), und um sich die Hände nach Polen frei zu machen, zum Frieden neigte, so folgte es ebenso seinen Hausinteressen, wie Öster-

[1]) Volbehr, Der Ursprung der Säkularisationsprojekte in den Jahren 1742 und 1743 (Forschungen zur deutsch. Gesch. XXVI, S. 277). Vgl. R. Koser, Friedrich d. Gr. I, S. 196.

[2]) Ordre an Finckenstein 1759 30./10; Polit. Korresp. Friedrichs d. Gr. XVIII, S. 612. Vgl. R. Koser II, S. 243.

[3]) Bailleu, König Friedrich Wilhelm II. und die Genesis des Friedens von Basel (v. Sybel, Histor. Zeitschr. Bd. 75, S. 240 ff.).

Digitized by Google

reich mit der entgegengesetzten Politik. Die Mittel für die Fortführung des Krieges hatte 1793 der preußische Geh. Leg.-Rat Stock durch die Ausgabe von Kreditscheinen des Reichs beschaffen wollen, hatte auch schon eine Säkularisation angeregt, nach der Münster oder Osnabrück und ferner Paderborn und Hildesheim an Preußens fallen sollten. Die Friedensbedingung Frankreichs, die Abtretung des linken Rheinufers, fand auf Seiten Preußens heftigen Widerstand, und überhaupt war eine Verständigung zwischen ihm und der Revolution nur bis zu einem gewissen Grade denkbar, denn die revolutionären Anschauungen bedeuteten für seine Existenz ganz dieselbe Gefahr, wie für die der anderen legitimistischen Staaten. Der König und die meisten Minister wünschten die Erhaltung der alten Grenzen. Der liberale Hardenberg[1]) redete bei seiner ersten Zuziehung zur allgemeinen Politik (1794 24./1.) einem Friedensschlusse das Wort, nicht auf Kosten Frankreichs, sondern unter Entschädigung für die Verluste durch Säkularisation einiger Hochstifter nach dem Vorgang des westfälischen Friedens. Er erhoffte zugleich die französische Anerkennung der preußischen Protektion über diejenigen Staaten, welche sie nachsuchen würden. Beide Punkte entsprachen durchaus den Wünschen des Wohlfahrtsausschusses.[2]) Auf die Abtretung des linken Rheinufers rechnete bestimmt der

[1]) v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Fürsten v. Hardenberg I, 159, 160. Dem Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg gegenüber hat Hardenberg im Februar und März 1794 das Gerücht von Säkularisationsabsichten des Berliner Hofes in Abrede gestellt (vgl. Heigel, Zur Gesch. d. Säkularisation des Hochstifts Bamberg, 53. Bericht über Bestand und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg, 1891, S. 7 ff.), was der Stimmung des Königs im damaligen Zeitpunkt wohl auch entsprach, aber allerdings nicht der persönlichen des Schreibers.

[2]) Sorel IV, 225.

Digitized by Google

Kabinettsminister v. Alvensleben. Wenn er für diesen Fall ebenfalls eine Entschädigung Preußens durch Säkularisationen in Aussicht nahm,[1]) so konnte sein Kollege Finckenstein mit Recht betonen, daß eine solche Maßnahme zu Gunsten Preußens das ganze Reich gegen dasselbe aufbringen würde. Und das war die allgemeine Stimmung im Reich. Man scheute sich, das Gehässige der Säkularisationen auf sich zu nehmen, wollte sich aber an der Verteilung des Gewinns ganz gern beteiligen. Wie der französische Gesandte Caillard in Berlin, ein scharfer, doch keineswegs übelwollender Beobachter, schreibt,[2]) gab es keinen einzigen weltlichen Fürsten, welcher der Säkularisation nicht mit Begeisterung zugejauchzt haben würde, wenn einmal das erlösende Wort fiel. In der Öffentlichkeit aber und gegen den Nachbar mußte man sich ihr abgeneigt zeigen. Die Uebertragung der revolutionären Ideen gewaltsamer Abrundung und Gleichmacherei in unsere deutschen Verhältnisse ist von den fürstlichen Dynastieen ausgegangen.[3])

Mit dem Baseler Frieden (1795 5./4.) trennte sich Preußen von den Alliirten in der Hoffnung, den allgemeinen Frieden vorzubereiten, den auch Frankreich wünschte. Der Verzicht Frankreichs auf die Rheingrenze hätte ihn sofort gebracht. Eine mächtige Partei der alten Grenzen schien in Paris in der Bildung begriffen zu sein.[4]) In dem Friedens-Instrument war die Abtretung des linken Rheinufers nur als ein bei dem allgemeinen Friedensschluß mit dem Reich möglicherweise eintretender Fall behandelt, und für diesen

[1]) v. Ranke, Denkw. Hardenbergs I, 266.

[2]) Bericht Caillards 1798 6./3.; Bailleu I, 469.

[3]) So L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. II, 423.

[4]) Sorel, La neutralité du Nord de l'Allemagne de 1795 (Revue historique XVII, S. 265).

Digitized by Google

Fall stellte der betreffende Geheimartikel Preußen eine unter Garantie der Republik zu vereinbarende territoriale Entschädigung in Aussicht.[1]) Die französische Republik liebte diese Art der hypothetischen Staatsverträge, die ebenso schnell geschlossen als gebrochen wurden. Mit dem Baseler Frieden begann Preußen das Werk der Neutralisierung von Norddeutschland und eines großen Teils Süddeutschlands durch Ausbedingung einer Demarkationslinie, welche durch spätere Verhandlungen mit Frankreich noch näher bestimmt wurde. Die darin einbegriffenen Staaten erfreuten sich seitdem unter dem preußischen Adler lange Jahre der Segnungen des Friedens. Auch Hannover und Osnabrück wurden nach ihrem Beitritt durch Preußens Fürsorge dem Kampfe der Weltmächte entrückt und haben in Fällen der Not bei Verletzung der Neutralität den preußischen Hof stets zu finden gewußt. Die Kritik hat nun allerdings im allgemeinen mehr dem Abfall Preußens von der Sache Deutschlands als diesem politischen Erfolge ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Aber eine Demütigung Preußens hat auch das Urteil eines französischen Geschichtsschreibers[2]) in dem Baseler Frieden nicht zu finden vermocht. Er darf nicht sowohl als die Ursache, als vielmehr ein Symptom[3]) der Auflösung des deutschen Reiches angesehen werden, und lieferte aller Welt den Beweis, daß die norddeutschen Interessen mit denen Österreichs nicht mehr zu vereinigen waren. Soweit ist Preußen in seiner Annäherung an die Republik gegangen. Für eine Allianz ist es trotz der verlockendsten Anerbietungen nicht zu haben gewesen, und dieser Punkt muß bei der Beurteilung seiner Politik ebenso berücksichtigt worden, wie der andere, daß die legitimistischen Weltmächte zu einem ent-

[1]) de Clercq, Recueil des traités de la France I, S. 234.
[2]) Sorel IV, 291.
[3]) Häusser II, 10.

Digitized by Google

schlossenen Vorgehen gegen die Revolution nur unter dem Drucke des größten Unglücks zu vereinigen waren.

Galten die Bestrebungen der preußischen Politik vorzüglich der Aufrechterhaltung und Ausdehnung der Neutralitätszone, so suchte andererseits Frankreich durch solche Zugeständnisse seinem Ziele, der Anerkennung der Rheingrenze seitens Preußens, näher zu kommen. Aber auch ein neuer Vertrag, die Berliner geheime Konvention[1]) vom 5. August 1796, traf doch alle Dispositionen nur wieder für den Fall der Abtretung des linken Rheinufers beim Friedensschluß mit dem Reich, ohne daß Preußen den Verzicht auf seine linksrheinischen Besitzungen ausgesprochen hätte, und es hat klug daran gehandelt, so lange damit zu warten, bis es die Entschädigungen wirklich in der Hand hatte. War in dieser Hinsicht die neue Konvention ebenso hypothetisch wie der Baseler Frieden, so unterschied sie sich doch von diesem dadurch, daß die zu vereinbarenden territorialen Entschädigungen nun wirklich vereinbart waren, Münster mit Ausschluß gewisser Teile und Recklinghausen, wozu noch eine Ergänzung kommen sollte. Seinem Widerstand gegen das Säkularisationsprinzip entsagte der König nun formell. Das revolutionäre Frankreich hatte ihm seine Ideen aufzudringen verstanden. Als Ergänzung brachte der preußische Gesandte in Paris die Hochstifter Osnabrück, Hildesheim und Paderborn in Vorschlag.[2])

Unter dem Eindruck des glänzenden Siegeszuges Bonapartes in Italien legte endlich auch der Kaiser die Waffen nieder und verhalf im Frieden von Campo Formio[3]) 1797 der französischen Eroberungspolitik zu einem völligen Er-

[1]) de Clercq, S. 281.

[2]) H. Hüffer, Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der franz. Revolution I, 312.

[3]) de Clercq, S. 335.

Digitized by Google

folge. Er trat die österreichischen Niederlande um den Preis Venetianischer Gebiete ab, erkannte die Cisalpinische Republik an, erkannte in den Geheimartikeln die Rheingrenze an, wollte auch für ihre Anerkennung durch das Reich sorgen, wollte beim Friedensschluß mit dem Reiche seine sämtlichen linksrheinischen Besitzungen abtreten, vorbehaltlich einer verhältnismäßigen Entschädigung, und ließ sich die Beihülfe der französischen Republik gern gefallen, daß ihm das Erzbistum Salzburg und der anstoßende Teil Bayerns zugewandt würde. Zur Schließung des Reichsfriedens mit Frankreich wurde die Zusammenberufung eines Kongresses in Rastatt in Aussicht genommen, und der Kaiser verpflichtete sich, bei dieser Gelegenheit gemeinschaftlich mit Frankreich die Entschädigung der Reichsfürsten für ihre Verluste zu regeln. Allein Preußen sollte nach diesem Vertrage seine Besitzungen links des Rheines von Frankreich zurückerhalten, um dadurch seiner Entschädigungen und damit auch der Gelegenheit zur Vergrößerung verlustig zu gehen. Frankreich hatte also Preußen gegen alle früheren Verträge sofort zur Seite geschoben, als es die Gelegenheit zur Verständigung mit dem Reichsoberhaupt gefunden. Der Kaiser aber hatte alle Forderungen der Revolutionspolitik bewilligt, die Rheingrenze, die Säkularisationen, und der verfassungsmäßige Vertreter des deutschen Reichs streckte sogar selbst die Hände nach einem Erzbistum aus. Die Geheimartikel des Friedens von Campo Formio wagte man niemand mitzuteilen.

Nur zu bald zeigte sich, wie wenig Frankreich gesonnen war, seine neuen Versprechungen zu halten, aber auch der Kaiser war dazu fast nicht im Stande. Der Friede von Campo Formio brachte ihn in eine schiefe Stellung zu seiner Pflicht, denn vor der Öffentlichkeit mußte er die Integrität des Reiches zur Grundlage der Friedensverhandlungen machen. Frankreich aber hatte sein erstrebtes Ziel erreicht,

Digitized by Google

das Werk des westfälischen Friedens nun in Rastatt fortsetzen zu können. Es verlangte die völlige Einziehung der geistlichen Güter, während Österreich eigentlich nur zu seinen Gunsten sich zu einer Säkularisation verstehen wollte. Nach dem der Instruktion der französischen Gesandtschaft in Rastatt (1797 4./11.) beigegebenen[1]) Verteilungsplane sollte Preußen außer Berg und den rechtsrheinischen Besitzungen von Köln und Trier nebst einem Teil von Münster auch das Hochstift Osnabrück, Herford, Quedlinburg und die mittelbaren Stiftsgüter von Breslau erhalten, wobei ihm freilich nicht allein das alte Mecklenburgische Tauschgeschäft, sondern auch die Abtretung der fränkischen Fürstentümer angesonnen wurde. Die deutsche Verfassung gedachte man in der Weise umzugestalten, daß unter Aufhebung des Kurfürstenkollegs das erbliche Kaisertum zwischen Österreich und Preußen wechsele.[2]) Preußen bestimmte seine Entschädigungsansprüche in verschiedenen Abstufungen ganz nach dem Verhältnis der österreichischen und wünschte im äußersten Falle, wenn dort sogar die Abtretung Bayerns bis an den Inn gefordert würde, zu seiner eigenen Sicherheit außer den in der geheimen Konvention zugestandenen Ländern noch das Herzogtum Westfalen und das Bistum Osnabrück, letzteres unter der Voraussetzung der Entschädigung des bisherigen Inhabers, Herzogs Friedrich von York, oder wenigstens die Bistümer Hildesheim und Paderborn.[3]) Osnabrück hatte es auch als Entschädigung für den Rheinzoll beantragt, im Falle Frankreich sich nicht mit den linksrheinischen Gebieten begnüge, sondern seine Absichten auch auf diesen ausdehne.[4]) Bei seiner überwiegenden Machtstellung in Norddeutschland mußte Preußen

[1]) Hüffer II, S. 197 fg.

[2]) Sorel V, 263.

[3]) Bailleu I, 171.

[4]) Instruktion für die preuß. Gesandten in Rastatt 1797 2./12; Hüffer II, 1, S. 80.

Digitized by Google

darauf sehen, daß die in seinem Bereich gelegenen geistlichen Benefizien an das eigene Haus oder doch wenigstens an solche kamen, die an das preußische Interesse gebunden waren. Wer hätte wohl auch einen größeren Anspruch gehabt, die versprengten Trümmer der alten Reichsgewalt wieder zu sammeln, nachdem die Macht des Kaisers in diesen Teilen des Reichs völlig verblaßt war? Und konnte nicht die Verstärkung der preußischen Position in Westfalen zugleich als ein Bollwerk gegen Frankreich dienen nach dem Verlust der österreichischen Niederlande?

Die Reichsfriedens-Deputation in Rastatt hatte sich zuerst mit der Abtretung des linken Rheinufers zu beschäftigen. Der preußische Gesandte erklärte sich bereit (1798 14./2.), es dem allgemeinen Wohle zu opfern. Der Mainzer Gesandte Albini erhielt von den Franzosen die beruhigende Versicherung, daß sein Kurfürstentum erhalten bleiben würde, und hat in der Folge an der Beraubung der Stifter und Klöster zu Gunsten seines Herrn im Geheimen wacker mitgearbeitet.[1]) Die Deputation hatte anfangs die Hälfte und endlich zwei Drittel der linksrheinischen Besitzungen angeboten. Da aber die Franzosen nicht mit sich handeln ließen, wurde 1798 11./3. die Abtretung in vollem Umfange von ihr beschlossen. Die zweite Forderung Frankreichs bildete die Entschädigung der Stände für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer auf der Grundlage von Säkularisationen, wobei die Beschlußfassung über die Einzelheiten des Entschädigungswerkes noch ausgesetzt blieb. Österreich wünschte, daß die Reichsverfassung im Ganzen keine und der Besitzstand im einzelnen so wenig als möglich eine Veränderung erleide. Die Franzosen erklärten die Bewilligung ihrer zweiten Forderung zur Vollendung des Friedenswerkes für

[1]) Freih. v. Hertling, Säkularisationsprojekte aus dem Jahre 1798 (Historisches Jahrbuch 1892, XIII, S. 503 ff.).

Digitized by Google

ebenso notwendig, wie die der ersten, und hatten nicht die beiden mächtigsten Staaten auf dieser Grundlage bereits ihre Separatverträge mit Frankreich geschlossen? Das Conclusum[1]) lautete also (1798 4./4.), daß man sich auf die Entschädigung durch Säkularisationen einlassen wolle, doch unter dem Vorbehalt der Erhaltung der deutschen Verfassung. Österreich hatte an beiden Beschlüssen nicht teilgenommen, ohne doch durch sein Sträuben den Gang der Dinge aufhalten zu können.

Lag dem Kaiser an der möglichsten Beschränkung der Säkularisationen und besonders an der Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten, so hatte er wohl inzwischen genügend erfahren, wie wenig Entgegenkommen für solche Wünsche bei Frankreich zu finden war, und auch Preußen hatte einen hinreichenden Begriff von der geringen Beständigkeit französischer Versprechungen erhalten, als daß es nicht hätte wünschen müssen, daß die Anwendung des Säkularisationsprinzips dem deutschen Reiche allein überlassen blieb. Nichts lag näher, als daß die beiden größten deutschen Staaten eine direkte Verständigung suchten, der im Interesse der nationalen Ehre nur der beste Erfolg zu wünschen war. Bei der gegenseitigen Eifersucht war freilich der Boden für eine solche schwer zu finden. Der junge König Friedrich Wilhelm III. zeigte den besten Willen, dem Wiener Hofe entgegenzukommen, und ermäßigte seine Ansprüche auf eine strenge Entschädigung. Ein auf dieser Grundlage von Cobenzl in Rastatt entworfenes Vertragsschema[2]) (1798 25./3), das beiden Höfen überschickt wurde, setzte nur das Hochstift Hildesheim für Preußen aus, unter der Voraussetzung, daß

[1]) v. Bellinghausen, Protokoll der Reichs-Friedens-Deputation zu Rastatt, Rastatt 1800, I, S. 536.

[2]) Hüffer II., S. 232.

Digitized by Google

der Kaiser auf jede Entschädigung in Deutschland verzichte. Der König war mit Hildesheim einverstanden, wenn ihm gewisse Zusagen gemacht würden. Die Hauptschwierigkeit lag aber in der Entschädigung des Prinzen von Oranien, des durch die französische Okkupation seines Amtes verlustig gegangenen Erbstatthalters von Holland, für welchen Preußen die Trierischen Balleien[1]) forderte. Da Österreich diese für die Erhaltung der geistlichen Kurfürstentümer nicht entbehren konnte, schlug Thugut für ihn das Bistum Osnabrück vor, ohne daß dieser Anregung in Rastatt weitere Folge gegeben zu sein scheint.[2]) Mit Cobenzls Abberufung aus Rastatt zur Ersetzung Thuguts in Wien kamen diese Sonderverhandlungen zunächst zum Abschluß. Der Wiener Hof wollte den Vertragsentwurf überhaupt nur als Privatarbeit[3]) gelten lassen, und schon die gemachten Zugeständnisse schienen ihn zu reuen. Auch die Bemühungen des russischen Kaisers Paul[4]) zur Vermittelung zwischen den beiden Staaten und die in Berlin gehaltenen Konferenzen hatten keinen besseren Erfolg. Erstrebte man zunächst den völligen Verzicht beider Teile auf Entschädigungen, so war doch die Begehrlichkeit bei beiden so stark genährt, daß auf diese Weise die Sache nicht mehr aus der Welt geschafft werden konnte. Preußen war es kaum zuzumuten, sich auf Hildesheim zu beschränken, welches man ihm doch auch nur geben wollte, wenn es nicht auf alles verzichtete,[3]) während der Kaiser seine Wünsche

---

[1]) Cobenzl an Dietrichstein 1798 27./4.; v. Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Kongresses, Wien 1871, S. 169.

[2]) Hüffer II, S. 239.

[3]) Thugut an Reuß, 1798 24./4. und an Dietrichstein 5./4., 27./4.; v. Vivenot S. 30, 153, 161.

[4]) Korresp. zwischen Franz II. und Paul I. 1798 9./3., 27./3.; v. Vivenot S. 140 fg., 144 fg.

Digitized by Google

fortgesetzt bis in die bayerischen Erblande ausdehnte. Als Apothekerrechnungen wurden die österreichischen Forderungsnachweise von dem französischen Gesandten Treilhard[1]) bezeichnet, von denen man die Hälfte wegstreichen müßte. Der Einfall Österreichs, die Verluste auf dem linken Rheinufer mit Geld auszugleichen, bot ebensowenig eine befriedigende Grundlage zur Verständigung.

In Hannover verursachte die Meldung des Gesandten v. Reden[2]) aus Rastatt vom 9. April 1798, daß Österreich die Hochstifter Hildesheim und Paderborn an Preußen bereits zugestanden habe, und dieses nur noch auf die Erwerbung von Osnabrück dringe, begreifliche Aufregung. Mit dem Säkularisationsprinzip hatte sich die dortige Regierung nur unter der Bedingung einverstanden erklärt,[3]) daß es auf mittelbare geistliche Stifter beschränkt bleibe, und wollte es höchstens noch auf die beiden Kuriatstimmen der geistlichen Bank und die Überbleibsel der ohnehin schon vom deutschen Reiche abgerissenen Hochstifter ausdehnen, die sich doch nicht mehr halten ließen. Alle anderen vollständig in ihrem Bestande verbleibenden unmittelbaren Hochstifter, die Virilstimmen der geistlichen Bank, hatte sie ausdrücklich ausgeschlossen. Bezüglich des Bistums Osnabrück hatte Herzog Friedrich bereits in Hannover Schritte tun lassen, daß der kurfürstliche Bevollmächtigte beim Kongreß dessen Interessen wahrnehme. Der Osnabrückische Geh. Rat v. d. Busssche hatte dem Antrage an das dortige Ministerium einen Hinweis auf die fortschreitende Kultur und die zunehmende Bevölkerung des Hochstifts beigefügt, wodurch

[1]) Bericht von Redens aus Rastatt 1798 3./2. (Hann. Des. 92, XXXVII, A 1a, Nr. 85): Oh j'ai vu ces comptes apothicaires, il faut en rebattre la moitié.

[2]) Hann. Des. 12a, IV, Berlin 176, Vol. V.

[3]) Geh. Räte an v. Reden 1798 23./3.

Digitized by Google

es dem Kurhause, auch abgesehen von den Kgl. Domänen und den Posten, immer mehr wert würde. Die verführerische Schilderung machte in Hannover wenig Eindruck.

Das Hochstift Hildesheim stand in Gefahr, in preußische Hände zu fallen, und Preußen war dem freundlichen Rate Hannovers nicht gefolgt, sich nach dessen Grundsätzen eine billige und konvenable Entschädigung auszusuchen. Der Inhalt der Reden'schen Depesche berührte des Königs eigenes Interesse und Gerechtsame und setzte die hannoverschen Geh. Räte in das „größeste" Erstaunen. Der Berliner Gesandte v. Ompteda,[1]) dem der Bericht schleunigst mitgeteilt war, hatte nur überall die Bestätigung der Nachricht erhalten, daß Österreich mit Preußen wegen der Abtretung Hildesheims einig sei. Dagegen war ihm von Haugwitz erklärt worden, daß an eine Erwerbung Osnabrücks auch nicht einmal gedacht werde. Der preußische Minister fand die zu Tage tretende Abneigung gegen eine Vergrößerung Preußens unerklärlich, da „die Stände des nördlichen Deutschlands ihre künftige Sicherheit und Existenz nur von dem Rückhalt der preußischen Monarchie zu erwarten hätten." Ompteda erkannte, daß bei dem Einverständnis der beiden mächtigsten deutschen Höfe das Schicksal Hildesheims entschieden sei, erkannte aber auch mit diplomatischem Scharfblick, daß dann Hannover wegen seiner Ansprüche an dieses Bistum in die bevorzugte Lage komme, Entschädigungen fordern zu dürfen, wozu bisher jeder Anlaß fehlte. Er schlug bereits als Kompensation für die abgehenden Gerechtsame die Aufhebung der wechselweisen Nachfolge eines Prinzen des Hauses und die Erwerbung des Bistums Osnabrück als erbliches Fürstentum vor. Wir stehen hier vor dem nicht allzu häufigen Falle, daß ein Diplomat die Entwickelung der Ereignisse

[1]) Bericht Ompteda's von 1798 22./4.

Digitized by Google

Jahre vorher so vorzeichnet, wie sie sich nachher tatsächlich vollzogen hat, und unter den hannoverschen Staatsmännern dieser Periode tritt der Kriegsrat v. Ompteda durch seine Befähigung allerdings vorteilhaft hervor.[1])

Reden war die erste Andeutung über die preußischen Vergrößerungspläne im Norden Deutschlands von einem Mitgliede der preußischen Gesandtschaft in Rastatt, dem Geh. Rat v. Dohm gemacht worden, dem bekannten Staatsmann und Publizisten, der allerhand Beziehungen zur hannoverschen Regierung unterhielt. Dohm hat ihm auch in der Folge seineu freundschaftlichen Rat nicht versagt, wie Hannover durch Abtretung seiner Ansprüche auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen oder sonst in die Reihe der beschädigten Staaten vorrücken und dann vielleicht die Cession des Hochstifts Osnabrücks durchsetzen könne, und er wußte, daß die Franzosen bei diesem Objekte die wenigsten Schwierigkeiten machen würden, wie sie es auch schon längst dem König von Preußen angeboten hätten, der es aber immer abgelehnt, um seinen Schwager nicht zu berauben. Er hatte auch auf andere Arrangements Aussicht gemacht und erbot sich, mit allen Kräften das hannoversche Interesse zu befördern. Dohm rühmte sich seines Kredits bei den französischen Gesandten in Rastatt. Von den Franzosen selbst war bei ihrem Hasse gegen England für Hannover nichts zu erwarten. Treilhard hatte zu Dohm geäußert, Hannover müsse zufrieden sein, wenn es nur erhalten würde, und sich schon einige Beschneidungen (rognures) gefallen lassen.

Endlich hatte also Hannover einen Freund gefunden und sogar inmitten der preußischen Gesandtschaft in Rastatt, einen Freund, der ihm zu einer Entschädigung und womög-

[1]) v. Hassell, Das Kurfürstentum Hannover. S. 52.

Digitized by Google

lich zur Erfüllung seines Lieblingswunsches, der Erwerbung von Hildesheim, verhelfen konnte. Im Hinblick auf diese erfreulichen Aussichten waren dann die strengen Säkularisations-Grundsätze schnell vergessen, die man noch eben aufaufgestellt hatte, und man verstieg sich bereits zu den gewagtesten Spekulationen: Preußen sollte sich das Hochstift Paderborn oder das Niederstift Münster nehmen, und Hannover wollte ihm die zukünftige Nachfolge in Osnabrück lassen, dafür aber selbst das Hochstift Hildesheim mit dem „unbeträchtlichen" Stift Corvey einziehen. Dohm sollte sich für dieses ausgezeichnete Projekt mit seinem vielgeltenden Einfluß auf das Kräftigste verwenden, und auf eine Verehrung von 2000 Pistolen kam es der hannoverschen Regierung nicht an. Selbstverständlich wurden die Verhandlungen mit Dohm ganz geheim geführt, und als Mittelsperson bediente man sich des nach Rastatt beorderten Göttinger Professors, Hofrat v. Martens. Dohm ist auf den Handel eingegangen und hat zunächst die Aussichten ziemlich unparteiisch beurteilt. Er fand die Forderung von Hildesheim und Corvey gegen die Abtretung des alternativen Erbrechts auf Osnabrück ziemlich hoch und wandte auch die Abneigung Österreichs gegen eine weitere Ausdehnung der Säkularisationen ein. Aber was man wohl erwartet hatte, auf den Gedanken einer Auskaufung des katholischen Anteils an Osnabrück verfiel er nicht. Er riet übrigens noch kurze Zeit zu warten, bevor man bei der preußischen Gesandtschaft in Rastatt die nötige offizielle Einleitung tue. Für seine Bemühungen erhielt Dohm[1]) eine hannoversche Lehns-Exspektanz, die er der Geldsumme vorgezogen hatte, aber Hildesheim hat er der hannoverschen Regierung doch nicht verschafft.

Wenn bisher weder direkte Verhandlungen noch die Dazwischenkunft Rußlands Preußen mit Österreich zusam-

[1]) Über seinen Charakter vergl. Hüffer II, S. 46.

Digitized by Google

menzubringen vermocht hatten, so hätte dies fast das herausfordernde Auftreten von Sieyès in Berlin bewirkt,[1]) der freilich zu einem anderen Zwecke, dem Abschluß der erstrebten Allianz, im Juli 1798 als Abgesandter der Republik daselbst erschien. Frankreich hatte sich mit einem Kranze von Republiken umgeben, und die Absicht war, durch Absendung eines der „Haupt-Meneurs[2]) des politischen Systems in Frankreich" Preußen gegenüber den drohenden Anzeichen einer neuen Koalition in dieses Föderativsystem hineinzuziehen. In seiner Antrittsaudienz erklärte Sieyès dem König, Friedrich d. G. habe auf einen Freundschaftsbund mit Frankreich stets einen großen politischen Wert gelegt.[3]) Hielten die Franzosen Preußen für ihren natürlichen Alliirten, so kam ihr Gesandter bald zur Erkenntnis des Irrtums, nnd alle seine Bemühungen in jenem Sinne blieben erfolglos. Auch seine Einmischung in das Entschädigungswerk stieß auf Ablehnung. Frankreich schien sich inzwischen den österreichischen Grundsätzen nähern zu wollen, um zu dem ersehnten Frieden zu kommen, und legte den Verzicht Österreichs und Preußens auf jede Entschädigung den Verhandlungen zu Grunde. Es verlangte aber die Aufnahme der Bestimmung in den Friedensvertrag, daß nur die Erbfürsten noch zu entschädigen seien[4]), was mit der Einziehung der geistlichen Staaten gleichbedeutend war. Preußen hütete sich wohl, das Gehässige einer solchen Maßnahme auf sich zu nehmen.

Ein scharfes und klares Bild der preußischen Politik hat ein urteilsfähiger Beobachter des Berliner Hofes, der

[1]) Bailleu I, S. XLI; Sieyès' Instruktion von 1798 23./5. ebend. S. 473 ff.

[2]) So nennt ihn Ompteda 1799 12./1.; Hann. Des. 12 a, IV Berlin, 176, Vol. VI.

[3]) Bericht Ompteda's 1798, Juli; ebend. Vol. V.

[4]) Bailleu I, 242.

Digitized by Google

schon genannte Kriegsrat v. Ompteda,[1]) gezeichnet. Preußen hatte die batavische Republik nicht anerkannt und ließ seine Provinzen links des Rheines nicht als „früher preußische" von Sieyès bezeichnen, verkannte also nicht die Gefahren einer Abtretung des linken Rheinufers und wünschte die Veränderung des augenblicklichen Zustandes. Es war aber nicht zu einem tätigen Eingreifen zur Herbeiführung dieser Veränderung zu bewegen, und seine nicht weit in die Zukunft schauende und bloß für den Augenblick berechnete Politik[2]) richtete sich lediglich auf die Erhaltung der Neutralität und eines möglichst guten Einvernehmens mit allen Mächten, ohne sich mit jemand in eine nähere Verbindung einzulassen. Aus seinem Passivsystem würde es nur durch ganz außerordentliche Umstände, nämlich außer durch sehr beträchtliche Vorteile nur durch direkt feindselige Maßregeln Frankreichs oder durch einen tieferen Einblick in die Gefährlichkeit der immer weiter um sich greifenden französischen Macht und ihrer gänzlichen Außerachtsetzung von Verträgen und von Treu und Glauben, gebracht werden können. Greife es aber zu den Waffen, so könnte man sich überzeugt halten, daß es den Krieg gegen Frankreich mit allem möglichen Nachdruck und mit der Anstrengung aller Staatskräfte führen würde. Bei den erschöpften Finanzen, an deren Wiederherstellung man arbeitete, müßte es wohl auf Geldunterstützungen sehen. Schwerlich würde sich der Berliner Hof

[1]) Bericht Ompteda's 1799 1./2.; Hann. Des. 12 a, IV Berlin 176, Vol. V.

[2]) Den Kreuz- und Querzügen der preußischen Politik in dieser Epoche ist P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, Bd. I. II, im einzelnen nachgegangen. Zusammenfassend entwirft mit kräftigen Strichen ein Bild von ihr R. Koser, Die preußische Politik von 1786—1806 (Deutsche Monatsschrift von O. Hötzsch VI, S. 453—480, 612—637).

Digitized by Google

in ein vertrauliches Verständnis mit dem Wiener einlassen, bevor dieser mit mehr Aufrichtigkeit die Zweifel an seinem bisherigen Benehmen beseitige und besonders die Nachteile wieder gut mache, die er durch den Frieden von Campo Formio dem deutschen Reiche zugefügt. Die Sympathieen Hannovers neigten im allgemeinen wohl mehr zu Österreich als zu Preußen hin; um so höher darf dieses objektive Urteil geschätzt werden, welches mit prophetischem Geiste wiederum fast ein Stück Zukunft enthüllt.

Der Kongreß in Rastatt hatte unterdessen die Verhandlungen in derselben schleppenden Weise fortgesponnen, wie er sie begonnen. Nach der Annahme des Grundsatzes der Säkularisationen war Frankreich mit der weiteren Forderung hervorgetreten (1798 3./5.), zunächst die Masse des Verlustes zu bestimmen,[1]) um darnach die Masse der Entschädigung bemessen zu können, und hatte verlangt, daß alles, was den Fürsten, Reichsständen und unmittelbaren Adligen auf der linken Rheinseite gehört habe, nun auf die rechte übertragen werde. Die Hoffnungen, die es auf den engen Anschluß Preußens gesetzt hatte, hatten sich nicht erfüllt, und es zog nun die deutschen Mittel- und Kleinstaaten[2]) durch besondere Begünstigungen noch mehr in seine Netze. Ueber alle ihre noch nicht erledigten Forderungen stellte die französische Regierung im Dezember 1798 das Ultimatum, und der Kongreß nahm es schmachvoller Weise an. Man behauptete,[3]) daß die „Partikular-Abgeordneten" die Franzosen zu diesem Schritte geradezu aufgehetzt hätten, um bei Auflösung der Deputation durch Sonderverträge mit Frank-

[1]) v. Bellinghausen, Protokoll II Bd., 1. Heft, S. 25.

[2]) Bailleu I, S. XLII.

[3]) Bericht Reden's 1798 8./12., Hann. 92, XXXVII, A 1a, Nr. 88.

Digitized by Google

reich ihre Absichten desto besser zu erreichen. Durch Ausstecken der Trikolore vom Münsterturm in Straßburg feierten die Franzosen den über die Deputation errungenen Sieg.

Nach der Annahme des Ultimatums blieb nur noch der Hauptpunkt zu erledigen, die wirkliche Anwendung des prinzipiell anerkannten Entschädigungsgrundsatzes durch Säkularisationen, und die Franzosen wollten gleich ganze Arbeit machen. Talleyrand wünschte, daß die Säkularisation als integrierender Teil in den Friedensvertrag selbst aufgenommen würde, und beauftragte die französische Gesandtschaft in Rastatt[1]) mit der Ausarbeitung des Entschädigungsplans. Wollte man den französischen Gesandten das Recht bestreiten, die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen, so sollten sie sich auf den westfälischen Frieden und andere Verträge berufen. Es galt jetzt, die durch die Annahme des Ultimatums erhaltenen Vorteile schleunigst zu benutzen und durch die Entschädigungen sich im Innern Deutschlands einen starken Anhang zu schaffen. Die Deputation wurde bei der Aufstellung des Planes ganz übergangen, und auch die beschädigten Stände wandten sich mit ihren Entschädigungs-Berechnungen mit Vorliebe an die Franzosen. Um allen Liquidationen zu genügen, hätte kaum das ganze deutsche Reich hingereicht. „Der Kongreß gleicht einem Jahrmarkt", schreibt Thugut,[2]) „wo mit reichsständischen Besitzungen Tausch und Handel getrieben wird". Am meisten interessierten sich die rheinischen Stände, die beiden Hessen und die Grafen von Solms und Sickingen, für den Entschädigungsplan, und „die Partikular-Abgeordneten" hatten selbst schon einen solchen entworfen gehabt. Selbstverständlich hatten die französischen Gesandten vor allem Albini gebeten, sich an

[1]) Hüffer III, S. 226.

[2]) Thugut an Cobenzl, Starhemberg und Reuß 1799 10./1.; v. Vivenot a. a. O. S. 89.

Digitized by Google

der Mitarbeit bei der Aufstellung des Planes zu beteiligen. Die Ausarbeitung hatte vorzüglich Roberjot, ein ehemaliger Abbé, übernommen, und er nahm alle Tage einige der „lädirten" Stände vor. In seiner Studierstube sah es gar wunderlich aus.[1]) Auf 4 Karten von dem Rheinstrom und den angrenzenden Ländern waren kleine Blätter mit Stecknadeln aufgeheftet, auf welchen geheimnißvolle Abkürzungen, wie Pal. (Palatinat) oder Ba. (Baden) usw., standen, wodurch die Verteilung der geistlichen Güter bezeichnet wurde. Als Leitfaden diente ihm lediglich die bekannte Büsching'sche Geographie, die damals bei den europäischen Staatsmännern wohl das gelesenste Buch war, und unbeeinflußt durch gründliche Kenntnisse betrieb er außerdem die Arbeit noch mit der größten Eilfertigkeit. Für verschiedene Länder fanden sich oft mehrere Liebhaber, die sich nun darüber in die Haare gerieten, und für das Bistum Speyer zählte man nicht weniger als acht. Die Franzosen hatten übrigens ihre revolutionären Grundsätze der augenblicklich wenig günstigen Strömung fein anzupassen verstanden. Der Würzburgische Abgeordnete und andere Vertreter der größeren geistlichen Fürsten wurden von ihnen ausgezeichnet und damit geschmeichelt, daß kein einziges der größeren Bistümer eingezogen werden würde. Albini lebte mit Bonnier in größter Intimität. Nachdem Österreich und Preußen versagt hatten, verschmähte Frankreich selbst die Bundesgenossenschaft der geistlichen Stände nicht, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Am 2. Januar[2]) 1799 hat Roberjot seinen Entschädigungsplan nach Paris gesandt, ein Meisterstück der Mäßi-

[1]) Bericht Reden's 1798 30./12; Hann. Des. 92, XXXVII, Nr. 88.

[2]) Bericht Reden's von 1799 6./1.: „an vorigem Mittwoch". Das französische Datum ist nach Auskunft des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten in Paris: 13. nivôse an VII.

Digitized by Google

gung, wie er sich rühmte, der alle Teile, selbst Österreich, befriedigen werde. Die drei geistlichen Kurfürstentümer waren erhalten und innerhalb der preußischen Demarkationslinie Säkularisationen tunlichst vermieden.[1]) Die Preußen zuzuteilenden Entschädigungen hatte Roberjot der Entscheidung des Direktoriums in Paris überlassen und sich mit der Bemerkung begnügt, daß zu seinen Gunsten noch über die Bistümer Paderborn, Hildesheim und Bamberg verfügt werden könne.[2]) Das Bistum Osnabrück wird in diesem Plane überhaupt nicht erwähnt. Dagegen hatte sich Roberjot der Mühe unterzogen, durch Ausarbeitung einer neuen Verfassung[1]) das deutsche Reich einer glücklicheren Zukunft zuzuführen.

Der Krieg entbrannte inzwischen auf allen Linien von neuem, in Italien, in Deutschland, in der Schweiz. Der Entschädigungsplan konnte den Franzosen helfen, die beabsichtigte Förderation der deutschen Mittelstaaten diesseits des Rheins unter ihrer Protektion zu Stande zu bringen, und die kleinen Stände freuten sich über die mögliche Vernichtung des Königs von Neapel, weil sie dadurch ein paar Dörfer mehr zu gewinnen glaubten. Die französische Gesandtschaft hoffte auf den Abschluß des Friedens mit Kaiser und Reich, selbst wenn der Ausbruch des Krieges mit Österreich unvermeidlich sein sollte. Das Schicksal des Roberjot'schen Planes konnte aber in diesem Falle schon deshalb kaum noch zweifelhaft sein, weil dann auch die Möglichkeit einer Rückeroberung des linken Rheinufers wieder hervortrat. Österreich wie Preußen sahen die Säkularisationssache vorläufig als aufgehoben an. Das Vorrücken der russischen Truppen auf deutschem Boden verriet den An-

[1]) Hüffer III, S. 275.

[2]) Nach gefälliger Mitteilung des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Digitized by Google

hängern Frankreichs unter den deutschen Reichsständen das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, und sie verloren nun allen Mut. Unter ihnen spielte Albini eine geradezu bemitleidenswerte Figur, zumal ihn die Franzosen mit lauter Schreckensnachrichten noch mehr in Angst setzten.[1]) Das Waffenglück der Österreicher hinderte die Franzosen nicht, noch einige Zeit in Rastatt auszuharren, und erst allmählich hat sich der Kongreß selbst aufgelöst. Die Untat der Szekler Husaren hat ihm einen unheilvollen Abschluß gegeben.

Die Frage der Einziehung der geistlichen Staaten war infolge der Kriegsereignisse aufgeschoben und tauchte erst beim endgültigen Friedensschlusse in Lunéville ungefähr unter den gleichen Verhältnissen wieder auf. Die armen Untertanen dieser Staaten waren durch die nahe Aussicht der Säkularisation in eine sehr erklärliche Unruhe versetzt worden und mußten noch drei lange Jahre unter der Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse schwer leiden. Auch die Osnabrücker waren in Sorge um die Zukunft ihres kleinen Staatswesens, und wir sahen sie bereits bittflehend den Schutz des Mutterlandes Hannover anrufen. Von den diplomatischen Verhandlungen der europäischen Großmächte über ihre Existenz war keine Kunde in das Land gedrungen, und selbst die Absichten Hannovers blieben hier völlig unbekannt. Da schrieb am 28. Januar 1799, also zu einer Zeit, als Roberjot's Säkularisationsplan längst dem Direktorium in Paris vorlag, der preußische Armeelieferant Bode in Minden an seinen Vater, einen reichen Leinwandfabrikanten in Osnabrück und früheren Hauptmann, die erfreuliche Botschaft, daß sich durch einen Roberjot nahestehenden Unbekannten, — vermutlich war es der bekannte Truppen-Lieferant Crelinger, der zur französischen Regierung Be-

[1]) Bericht Reden's 1799 9./2.

Digitized by Google

ziehungen hatte, — die Säkularisation mit Aufopferung von 150 000 Talern ganz abkaufen lassen würde; der französische Gesandte sei ein Mann, mit dem sich wohl reden lasse, und würde nicht abgeneigt sein, 30 bis 40 000 Pistolen zu verdienen; eben mache er seinen Plan und habe es also in seiner Macht, zu bestimmen, welche geistlichen Besitzungen säkularisiert und nicht säkularisiert werden sollten. Der junge Bode hoffte, daß die Landstände zur Erhaltung der bisherigen Verfassung das Geld gern bewilligen würden, und erbot sich die Vermittelung zu übernehmen, erwartete dafür natürlich ein anständiges Honorar. Sein Freund hatte sich bereit erklärt, zur Sicherheit 10 000 Taler zu hinterlegen, welche im Falle einer Säkularisierung an eine Osnabrücker Armen-Anstalt fallen sollten, und wir wissen, daß er noch viel mehr hätte wagen können, denn zu verlieren war bei dem Geschäfte nichts. Der Osnabrücker Geh. Rat aber ergriff mit heiligem Ernste die Gelegenheit zur Rettung des Vaterlandes, setzte sich sogleich mit einer Anzahl angesehener Mitglieder der Stände in Verbindung und fand die Stimmung dem Vorschlage nicht abgeneigt. Die Geldsumme gedachte man durch eine angemessene Besteuerung der Freien und Unfreien aufzubringen. Bereits suchte der Geh. Rat v. d. Bussche bei Herzog Friedrich in London (1799 9./2.) um die Ermächtigung nach, zur Einbringung des Antrages den Landtag zusammenberufen zu dürfen. Der Landesherr zeigte sich (1799 15./3.) über die Voreiligkeit ziemlich ungehalten, befürchtete von der Benachrichtigung des Ausschusses eine unnötige Beunruhigung der Bevölkerung und verbat sich entschieden jede weitere Einlassung auf den Antrag. Sein Hochstift lag innerhalb der Demarkationslinie und konnte daher keinen Gegenstand des französischerseits etwa zu entwerfenden Säkularisationsplans ausmachen, auch ließ sich kein hinlänglicher Grund finden, um die wirkliche Existenz einer solchen

Digitized by Google

Absicht bei Frankreich zu vermuten.[1]) Es erfüllt uns heute mit gerechtem Stolz, daß Osnabrück damals seinen Schutz und Schirm in den von Preußen geschlossenen Neutralitätsverträgen suchte, die mit dem Baseler Frieden in Verbindung stehen.

Fast wäre der geniale Streich des verwegenen Industrieritters gelungen, und der Osnabrücker Geheime Rat hatte nicht bewiesen, daß seine Blicke über die Grenzpfähle des Ländchens hinausreichten, dessen Geschicke er zu leiten berufen war. Die Zukunft des Hochstifts lag gänzlich im Ungewissen, und die bange Sorge um die Existenz des Staates muß es entschuldigen, daß man blind alles hingeben wollte, was gefordert wurde, um nur dem Lande seine bisherige Verfassung zu erhalten. Die Bewerbungen Preußens um den Besitz waren keineswegs sehr dringend, und Thugut's Vorschlag, den Oranier damit abzufinden, ist kaum ernstlich diskutiert worden. Nur das Welfenhaus konnte bei einer Säkularisation des Hochstifts als natürlicher Erbe in Frage kommen, da es durch die wechselweise Nachfolge das halbe Erbrecht bereits besaß. Ihm hatte es die politische Kombination Friedrichs d. Gr., ihm, wenn auch der anderen Linie, der Revolutionsplan von Sieyès zugedacht, und wie sich ein Kind an seine Mutter schmiegt, so sah es hilfeflehend und seine Vorzüge preisend nach Hannover. Aber die Politik kennt keine Pietätsgefühle, und dem eigenen Staatswohl müssen sich alle anderen Rücksichten unterordnen. Die hannoversche Regierung begehrte ein anderes, günstiger

[1]) Osnabrück St.-A. Absch. 21, Nr. 40. Das Aktenstück benutzte mein Kollege Dr. Fink zu dem Artikel: „Ein Bestechungsprojekt zur Verhütung der Säkularisation des Bistums Osnabrück" (Osnabrücker Monatsblätter für Gesch. und Heimatskunde, 1905 Nr. 6, S. 10, 11).

Digitized by Google

gelegenes und fruchtbareres Hochstift und war bereit, dafür Osnabrück und noch manches andere zu opfern.

Bonaparte hatte nach der Rückkehr von seinem siegreichen Feldzuge in Ägypten durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire fast die gesammte Staatsgewalt an sich gerissen und sprach bereits in dem Tone eines Mannes, der sich für allmächtig hält.[1]) Nach der Proklamierung der neuen Consularverfassung, die das Pariser Volk mit Gleichgiltigkeit aufnahm, beanspruchte er als erster Konsul vor allem die Prüfung und Entscheidung der politischen Angelegenheiten, während seine beiden Kollegen nur eine Stimme haben sollten, wenn sie gerufen würden.[2]) Die republikanische Regierungsform war auf dem besten Wege, in eine monarchische überzugehen,[3]) und Sieyès trat verstimmt an die Spitze der republikanischen Gegenbestrebungen. Im allgemeinen wurde die neue Revolution für die künftige Entwickelung Frankreichs günstig ausgelegt, nicht allein im Lande selbst, was sich in der Hebung des öffentlichen Credits zeigte, sondern auch im Auslande. Man hoffte, daß aus ihr eine Befestigung der dortigen Verhältnisse hervorgehen würde.

Dazu bedurfte aber die neue, schon ziemlich oligarchisch geordnete Republik der Ruhe, und es läßt sich wohl verstehen, daß Bonaparte den sehnlichsten Wunsch hegte, den Kriegsgewinn durch Friedensschlüsse sicher zu stellen. Er sandte zu diesem Zwecke eigenhändige Schreiben an den König von England und den Kaiser. Die Antwort Englands lautete durchaus ablehnend.[4]) Österreich trat 1799

[1]) Bericht von Sandoz-Rollin aus Paris 1799 11./11.; Bailleu I, S. 346.

[2]) Bericht desselben 1799 29./12, ebend. S. 356.

[3]) Bericht Lucchesinis 1801 12./1.; Bailleu II, 17.

[4]) du Casse, Hist. des négociations dipl., Bd. II.

Digitized by Google

in Friedensverhandlungen ein, und Bonaparte erkannte unschwer, daß der Friede mit ihm in zwei Stunden zu haben sein würde,[1]) aber er zeigte wenig Neigung, die maßlose politische Begehrlichkeit auf dieser Seite zu befriedigen und zur Verstärkung der Stellung seines Gegners beizutragen. In Rußland lagen die Verhältnisse für einen Anschluß an Frankreich unter Kaiser Paul günstiger. Verstimmt über das Verhalten seiner Verbündeten trat der russische Kaiser von der Koalition zurück und überließ Österreich und England, den aussichtslosen Krieg weiterzuführen. Bereits träumte man in Paris von einer Allianz mit Rußland, um Englands Herrschaft über die Meere für immer zu brechen.[2]) Bonaparte hatte Preußen die Vermittlerrolle zugedacht, um Rußland dem französischen Interessenkreis zuzuführen, doch durch die Unentschlossenheit Kaiser Pauls zogen sich die Verhandlungen in die Länge, was man in Frankreich vielleicht gar nicht so ungern sah. Gelang es Bonaparte, durch direkte Verständigung die Mächte der Reihe nach zum Friedensschluß zu bringen, so lag die Leitung der europäischen Politik schließlich in seiner Hand. Sein Grundsatz war: Divide et impera.[3]) Es gilt mit Recht als ein Meisterstück der diplomatischen Kunst des ersten Konsuls, daß er Rußland für kurze Zeit an die französische Politik zu ketten[4]) und dessen gewaltige Macht seinen Plänen dienstbar zu machen verstand.

Österreich schien über seinen Vergrößerungsplänen das Verständnis für den Ernst der Lage völlig verloren zu haben. Vergeblich bot ihm Talleyrand im Februar 1800

[1]) Bericht von Sandoz-Rollin 1789 24./11., Bailleu I, 349.

[2]) Denkschrift des franz. Agenten Guttin von Ende 1799, bei Sorel VI, 30.

[3]) Instr. für Lucchesini 1800, Okt., Bailleu II, 4.

[4]) Schlosser, Gesch. des 18. und 19. Jahrh. VI, S. 453.

Digitized by Google

einen Frieden auf der Grundlage des Vertrages von Campo Formio an, nur mit der Modifikation, daß es alle seine Entschädigungen in Italien nehme. Der Sieg Bonapartes bei Marengo bedeutete schon fast den Zusammenbruch aller Hoffnungen. Wiederum erhielt es ein Friedensanerbieten auf derselben Grundlage, und die Präliminarien[1]) waren schon aufgesetzt (1800 28./7.), aber der Kaiser weigerte sich, sie zu ratifizieren. Die Niederlage von Hohenlinden ließ endlich keine Wahl mehr. Österreich lag in den letzten Zügen, und nur noch von Frankreich hing es ab, den Frieden auf dem Kontinent herzustellen.[2]) Aber seine Grundsätze gab es gleichwohl nicht auf. Es verlangte vom Sieger den Verzicht auf das Säkularisationssystem, den Verzicht auf die Entschädigung der durch die Abtretung des linken Rheinufers ihrer Länder verlustig gegangenen Fürsten,[3]) und am liebsten hätte es nur die geistlichen entschädigt gesehen.[4]) Die französische Regierung hätte sich selbst diskreditiert, wenn sie am Ziele ihrer Kämpfe ihre wichtigsten Revolutionsprinzipien geopfert und der hierarchischen Partei des deutschen Reichs zur Stärkung verholfen hätte. Wer nicht ganz verblendet war, mußte einsehen, daß der Friede auf anderer Grundlage zustande kommen würde.

Der Friede von Lunéville[5]) (1801 9./2.), welcher dem unglücklichen Kriege ein Ende machte, beruht ungefähr auf den gleichen Bedingungen wie der von Campo Formio. Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich war vorauszusehen[6]) und brachte nichts Unerwartetes. Der Kaiser

[1]) de Clercq I, S. 395.
[2]) Denkschr. von Haugwitz 1801 12./1.; Bailleu II, 17.
[3]) Talleyrand an Joseph Bonaparte 1801 24./1.; du Casse II, 240.
[4]) Instr. für Ludwig Cobenzl 1800 14./10.
[5]) de Clercq I, S. 424.
[6]) Bericht des Komitialgesandten v. Ompteda 1801 23./2. (Hann. Des. 92, XXXVII, A Ia, Nr. 93).

Digitized by Google

gab die Zustimmung dazu in seinem und des Reichs Namen. Die größte Bestürzung erregte aber die Verweisung des nun wie der Oranier seines Landes entsetzten Großherzogs von Toskana, des Bruders des Kaisers, auf das Reich für eine völlige und gänzliche Entschädigung (Art. 5). Ein Geheimartikel, den man niemand zu zeigen wagte, bestimmte dazu vorzugsweise das Erzbistum Salzburg und die Propstei Berchtesgaden, aber Österreich verlangte außerdem eine große, eine sehr große Ergänzung, um dadurch Kurpfalz zur Abtretung des ersehnten bayerischen Gebiets geneigt zu machen. Wie war es möglich, das ohnedies bereits so sehr belastete und geschmälerte Reich noch für die weitgehenden Ansprüche eines durchaus fremden Prinzen haftbar zu machen, und wie wollte man in Deutschland für eins der größten, schönsten und ergiebigsten Länder Italiens einen ausreichenden Ersatz ausmitteln? Im Artikel 7 gab der Kaiser, wiederum in seinem und des Reichs Namen, seine Zustimmung zur Entschädigung der entsetzten Erbfürsten, zur Übernahme aller dieser Lasten insgesammt (collectivement) auf das Reich und zur Anwendung der auf dem Rastatter Kongreß aufgestellten Grundsätze, also, um deutlicher zu reden, des Säkularisationsprinzips, und war damit einverstanden, daß diese im Innern des Reichs zu nehmenden Entschädigungen erst noch durch weitere Unterhandlungen demnächst (ultérieurement) bestimmt würden. Dieser Artikel hob die hierarchische Verfassung des deutschen Reiches auf, auf der Österreichs Macht beruhte, vernichtete die geistlichen Fürstentümer und zerriß einen Jahrtausend alten Verband, hat also die Umgestaltung herbeigeführt, der auch der Staat Osnabrück zum Opfer gefallen ist. Vom deutschen Reich wurde nur die allgemeine Zustimmung zu den Entschädigungsprinzipien verlangt; das wie? was? wieviel? blieb künftigen Verhandlungen überlassen. Und wie dachte man

Digitized by Google

sich diese Verhandlungen? Welche Mitwirkung sollte das deutsche Reich dabei haben, oder würde Frankreich allein seine Befehle vorschreiben? Noch nie war an das deutsche Reich eine Forderung von so ganz unübersehbarer Tragweite herangetreten. Die Ratifikation des Reichs sollte aber innerhalb 30 Tagen oder womöglich noch früher beschafft werden, und bis dahin blieben die Armeen in den Stellungen, in denen sie sich befanden. Wer den Gang der Reichstagsverhandlungen kannte, hätte es für fast undenkbar gehalten, eine so wichtige Reichstagsberatschlagung auch nur in ihren äußeren Formen in diesem Zeitraum zum Abschluß zu bringen, und doch gelang es.

Der Kaiser hatte auf das Drängen des ersten Konsuls den Frieden zugleich für das Reich geschlossen, ohne eine Vollmacht dazu zu besitzen, und auf eigene Hand und als erster die Beraubung der geistlichen Staaten unterzeichnet, deren Majorität ihm treu geblieben war.[1]) Es war keine ganz einfache Sache, nachträglich die Ratifikation des Friedens durch die Reichsstände zu beschaffen. Preußen war durch die Aussicht auf Zuziehung zur Regulierung der Entschädigungsfrage von Frankreich[2]) für die Ratifikation des Friedens gewonnen worden, doch machte es sich seine Vorbehalte, daß der Fall den deutschen Ständen nicht zum Präjudiz gereiche und dem König das Recht der Mitwirkung bei den noch zu treffenden Verfügungen gewahrt bleibe, betonte auch mit Rücksicht auf die Toskanische Entschädigung den konditionellen Charakter seines Beitritts, um ähnlichen Überraschungen vorzubeugen. Auf die französischen Ver-

[1]) Der Kaiser an Cobenzl 1801 31./1. bei v. Vivenot, Thugut und sein politisches System (Arch. für österreich. Gesch. Bd. 43).

[2]) Erlaß an den russischen Gesandten Krüdener in Berlin 1801 2./3. (G. St.-A. Berlin, R. XI, Rußland 149 A, Vol. I).

Digitized by Google

sprechungen hin suchte es auch die Staaten der nordischen Neutralität und sogar solche Süddeutschlands dazu zu bewegen, seinem Beispiele schleunigst zu folgen und die sonst so langweiligen Reichstagsberatungen möglichst abzukürzen. Die allgemeine Reichsversammlung ratifizierte den Frieden und erließ am 7. März darüber ein Reichsgutachten, welches noch an demselben Tage der kaiserl. Prinzipal-Kommission übergeben, und darauf am neunten, gerade am letzten Tage der vertragsmäßig gegebenen Frist zur öffentlichen Diktatur gebracht ward. Der Kaiser erteilte dem Reichsgutachten unverzüglich seine Genehmigung, und noch am Abend desselben Tages traf der aus Wien erwartete Kurier mit der Spezial-Vollmacht zur sofortigen Ausfertigung des kaiserlichen Kommissions-Ratifikations-Dekrets ein. Dieses wurde sofort dem Reichs-Direktorium insinuiert, und in der Nacht schon ging derselbe Kurier mit beiden Dokumenten, dem Reichsgutachten und dem kaiserlichen Ratifikationsdekret, nach Paris ab, wo am 16. März die Auswechslung der Ratifikationen erfolgte.

Für das Haupt des Hauses Österreich war der Friede von Lunéville, dem allgemeinen Eindruck nach,[1]) besser ausgefallen, als man es nach einem so unglücklichen Kriege hätte hoffen können. Wie der Kaiser selbst klagte, war seine Monarchie, an Land und Leuten erschöpft, außer Stande, im Gleichgewicht Europas den Platz einzunehmen, der ihr gebührte.[2]) Die moralische Niederlage des Reichsoberhauptes war nicht mehr gut zu machen, und nicht nach Wien, sondern nach Paris richteten sich die Blicke der Reichsstände. Das Reich schied sich in zwei Interessentengruppen, eine solche,

[1]) Bericht Kellers aus Wien 1801 25./2. (G. St.-A. Berlin, Rep. I, 187).

[2]) Der Kaiser an Cobenzl 1801 21./2. bei Vivenot S. 182.

Digitized by Google

welche auf Entschädigungen hoffte, und eine, welche sie fürchtete; beide aber erschraken über den neuen Kollegen aus Tuscien[1]), — Salzkönig[2]) wurde er im Gegensatz zu seinem Nachfolger, dem König von Etrurien, spaßweise genannt, — welcher die Erreichung ihrer sich entgegenstehenden Zwecke äußerst erschwerte. Wegen der direkten Beteiligung der Stände war die Entschädigungssache zur Behandlung durch den Reichstag eigentlich ungeeignet, und es trat der im Westfälischen Frieden V, 52 vorgesehene Fall ein, wie der Württembergische Legationsrat Batz[3]) ausführte, daß die Stände nicht mehr als eine Körperschaft gelten konnten. Konnten sich durch Stimmenmehrheit die Stände über eine Sache vereinigen, welche ihrer Natur nach die Geistlichen von den Weltlichen notwendig trennte? Die Schwierigkeit lag weniger in der Aufstellung eines Entschädigungsplans, als in seiner Anerkennung und der Fähigkeit, ihn mit eisener Faust gegen die widerstrebenden Elemente zur Ausführung zu bringen. Die Friedensbedingungen von Lunéville hatte Bonaparte diktiert; wer außer ihm hatte die Macht, die damit zusammenhängenden Fragen zu lösen? Er hatte auch sofort nach Abschluß des Friedens dem Berliner Kabinet Aussicht auf eine zusammen mit Rußland über den Gegenstand zu vereinbarende Konvention machen lassen. Es war fast die allgemeine Meinung der in gleicher Lage wie Preußen befindlichen Stände, daß das Entschädigungssystem als notwendige Folge des Friedensschlusses zwischen den kontrahierenden Mächten Frankreich und Österreich unter

[1]) (Batz), Über das kaiserl. Hofdekret vom 26./6., Landshut 1801 (Druck).

[2]) Bericht des Komitialgesandten v. Ompteda 1801 31./8.

[3]) (Batz), „Freimütige Bemerkungen über das jüngste kaiserliche Kommissionsdekret de dict. 5./3. in Beziehung auf die künftige Reichs-Beratschlagung von einem Patrioten. Bopfingen 1801" (Druck).

Digitized by Google

Zuziehung von Rußland und Preußen bestimmt und nur das Ergebnis dem Reich vorgelegt werden würde. Da forderte der Kaiser am 3. März 1801 ein Reichsgutachten über die reichsständische Mitwirkungsart zur Beendigung des Friedenswerkes ein, offenbar um das odiöse Geschäft von sich auf die Schultern der Reichsstände abzuwälzen. Es blieb nun abzuwarten, wie diese sich aus der Verlegenheit ziehen würden. Von einer tatsächlichen Mitwirkung konnte unter den obwaltenden Verhältnissen nicht wohl die Rede sein, sondern nur von der nicht zu verweigernden schließlichen Einwilligung zu den Anordnungen des ersten Konsuls.

Der Kaiser hatte, um ein Zurückgreifen auf seine Person zu verhindern, durch seine Gesandten wiederholt die Erklärung abgeben lassen, daß er einen Auftrag des Reichs, in dessen Namen die Entschädigungsangelegenheit zu berichtigen, keineswegs zu erhalten wünsche, und dafür die Einsetzung einer Reichsdeputation empfohlen. Gleichwohl neigten im Kurfürstenkolleg die drei geistlichen Herren zur „unbedingten" Überweisung an den Kaiser, dem sie ihr Schicksal vertrauensvoll in die Hände legen konnten. Kur-Böhmen schloß sich ihnen an, als es sah, daß der kaiserliche Vorschlag bezüglich der Deputation keine Unterstützung fand. Im Gegensatz zu den passiven Interessenten durften die aktiven annehmen, daß der Kaiser mehr für die Erhaltung der Geistlichkeit als für die Konsolidierung ihrer Staaten sorgen und bei Abweichung von seinen Grundsätzen sich mehr für den Großherzog als für sie interessieren würde. Sie wünschten daher die Zuziehung von Rußland und Preußen zu dem Geschäft, und Kurpfalz und Württemberg stimmten auch so, während Kur-Brandenburg zunächst abwartete. Es erschien auch fast aussichtslos, daß dieser Antrag durchgehen würde. Unter diesen Umständen gewannen die Ansichten des neutralen Staates Kur-Braunschweig erhöhte Bedeutung,

Digitized by Google

der allerdings im Herzen mehr zu der leidenden als zu der werbenden Gruppe neigte. Der hannoversche Komitialgesandte von Ompteda hatte sich seinem Hofe gegenüber für den Ausschluß aller fremden Mächte bei dieser internen Angelegenheit des Reichs erklärt, wenn er auch einsah, daß ohne die Diktatur Frankreichs die Gegensätze schwer zu vereinigen sein würden; aber seiner Ansicht nach konnte die Mitwirkung von dieser Seite auch durch eine französische Gesandtschaft beim Reichstag erfolgen. Er hatte das freie Beratungsrecht des Reichs befürwortet unter Ausschluß jedes Stellvertreters, selbst des Kaisers oder einer Deputation. In seinem Votum zeigte nun freilich Kur-Braunschweig (1801 30./3.) eine leichte Hinneigung zu der Anschauung der geistlichen Gruppe: der Kaiser solle die Vorverhandlungen einleiten und vor Abschluß dem Reiche davon Kenntnis geben, damit dieses durch ein neues Gutachten seine Meinung weiter erklären könne; ein Unterantrag für den Fall der Ablehnung des ersten kam auf die Einsetzung einer Deputation hinaus. Im Reichsfürstenrat stimmte von den beiden im Besitz des Königs von England befindlichen Stimmen allein Bremen wie Kur-Braunschweig, während sich Osnabrück „annoch" das Protokoll offen hielt, um sich aber am 27. April gänzlich der herzoglich bremischen Abstimmung anzuschließen, was es sonst in der Regel sogleich tat. Da sich im Kurfürstenkolleg auch Kurpfalz in einem Eventualantrag für die vorbereitende Tätigkeit des Kaisers erklärte (20./4.), und Kursachsen die von ihm beantragte Überweisung an den Reichstag in der Weise auslegte, daß verfassungsmäßig allerdings der Kaiser dabei die vorbereitenden Einleitungen zu treffen habe, da endlich Kurbrandenburg dem kurbraunschweigischen Votum beitrat (27./4.), um nicht durch seinen Stimmenausfall der anderen Partei zum Siege zu verhelfen, so standen sich die Stimmen gleich, 4 gegen 4, und als

Digitized by Google

nun sogar Kurmainz den Kaiser und seine Kollegen im Stich ließ, fiel der andern Seite der Sieg zu. Durch das Reichsgutachten vom 30. April 1801 wurde der Kaiser trotz seiner Weigerung mit den einleitenden Schritten zur Erledigung der einer besonderen Übereinkunft vorbehaltenen Gegenstände betraut, mit der Bedingung, die Ergebnisse dem Reiche zu einer schleunigen neuen Beratung vorzulegen.

Der kurbraunschweigische Komitialgesandte v. Ompteda sah das mächtige Kurbrandenburg zu seinem Votum bekehrt und zeigte sich nun über „den guten und ganz verfassungsmäßigen Ausgang" der Sache sehr befriedigt. Nicht aber der Kaiser, der wenigstens nach dem anderen Antrag eine unbeschränkte Vollmacht für seinen Auftrag vom Reich zu erhalten gehofft hatte, da er mit der bedingten bei der französischen Regierung auf keinen Erfolg rechnete. In seinem erst am 26. Juni ausgefertigten Kaiserl. Hofdekret an die Reichsversammlung zu Regensburg lehnte er wegen mangelnder Vollmacht den Auftrag ab, genehmigte aber unter merkwürdiger Teilung des Reichsgutachtens die Mitwirkung des Reiches, die doch erst nach der kaiserlichen Vorverhandlung einsetzen sollte, und forderte nun wiederum schleunigst ein Reichsgutachten über die noch zu berichtigenden Gegenstände. Sehr weitläufig und ziemlich dunkel erschien die Fassung dem hannoverschen Komitialgesandten, und die Franzosen erklärten die Antwort des Kaisers vielleicht als das dunkelste Stück, das aus seiner Kanzlei hervorgegangen sei. Es erhoben sich von dieser Seite bereits Klagen über die Verzögerung der Ausführung des Friedens von Lunéville seitens des Kaisers, der zwei Monate zur Beantwortung des Conclusums gebraucht hätte. Bacher drängte in Regensburg auf die baldige Berichtigung der Angelegenheit, da Frankreich nicht gleichgiltig gegen das Schicksal der Erbfürsten sein könne, welche auf die Befriedigung ihrer An-

Digitized by Google

sprüche warteten. Eine größere Beschleunigung lag aber auch im Interesse der geistlichen Staaten und ihrer Untertanen. Die zur Abdankung verurteilten Landesherren schlugen in Erwartung der Säkularisation die Forsten ab, verkauften Domänen, verschleuderten das Mobiliar, bemächtigten sich der Staatseinnahmen, kontrahierten Schulden, und so waren die letzten Akte ihrer wankenden Souveränität auf die Verwüstung des Landes gerichtet.[1]) Hatte das Reich bei der Ratifikation des Friedens von Lunéville bewiesen, daß es auch schnell zu arbeiten vermochte, wenn ihm der eiserne Wille des Siegers seinen Weg vorschrieb, so verfiel es, sich selbst überlassen, sofort wieder in seine gewöhnliche Erschlaffung.

Während der Kaiser die Unterhandlungen mit Frankreich für das Reich wegen unzureichender Vollmacht ablehnte, hatte er sie für sein Haus bereits in Gang gebracht. Sein Gesandter Cobenzl bemühte sich eifrigst in Paris für den Großherzog von Toskana zu den zugestandenen geistlichen Staaten Salzburg und Berchtesgaden noch das ganze Bayern rechts der Isar zu erlangen, bemühte sich, die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten durchzusetzen, von denen Bonaparte damals nur den fast staatenlosen Trierer unterdrücken wollte, zugleich aber Preußen auf das Bistum Hildesheim zu beschränken.[2]) Für sich selbst erhob der Kaiser keine Ansprüche und Venetien hatte er ja schon erhalten. Preußen suchte seine Hoffnungen auf die Säkularisationen durch die Absendung Lucchesinis nach Paris zu verwirklichen, eines geschmeidigen Diplomaten von wenig anziehenden Charakter-Eigenschaften, der aber damals dem Staate gute Dienste geleistet hat. Und so strömten auch die Gesandten

[1]) du Casse II, 401.

[2]) Talleyrand an Joseph Bonaparte 1801 2./5.; du Casse II, S. 305 ff.

Digitized by Google

der übrigen weltlichen Reichsstände in Paris zusammen, denn niemand wollte bei der Verteilung der geistlichen Beute leer ausgehen. Bonaparte sah Deutschland zu seinen Füßen und benutzte die Gelegenheit, auf Kosten der geistlichen Staaten den Freundeskreis der Republik zu stärken und zu vermehren und so diese selbst zu festigen. Paris wurde eine „ungeheure Börse" der geistlichen Länder, und reiche Geschenke flossen in die Taschen der französischen Beamten, auf deren einflußreiche Fürsprache man rechnete. Frankreich hatte die Übermacht erlangt, und nur durch ein Wunderwerk kluger Einfädelungen hätte eine Koalition der europäischen Mächte gegen dasselbe zusammengebracht und gefestigt werden können.[1])

Allein Rußland stand auf dem Kontinent dem allmächtigen Manne selbständig gegenüber, da es mit dem ganzen Handel nichts zu tun und auf seine Großmütigkeit nicht angewiesen war, und dieses Rußland war eben im Begriff, sich gleichfalls unter sein Joch zu beugen. Kaiser Paul bot dem ersten Konsul den Rhein als Grenze, bot ihm den Königstitel und die Thronfolge in seiner Familie[2]) in der Hoffnung, daß er sich nicht von der Revolution weiter fortreißen lasse, sondern seiner Macht eine solide Basis gebe.[3]) Der Zweck der Sendung Kolytschews nach Paris im Januar 1801 war der Abschluß des Friedens, zugleich aber die Herbeiführung einer Verständigung über das deutsche Entschädigungswerk. Der kluge Vertreter Rußlands durch-

[1]) Bemerkungen über den von Kurpfalz unter der Hand insinuirten Entschädigungsplan 1801 7./6. (Wien).

[2]) F. de Martens, Receuil des traités conclus par la Russie XIII, S. 252.

[3]) Instruktion für Morkow, den Nachfolger Kolytschews 1801 9./7.; Sbornik Rußk. (Recueil de la société historique imperiale Russe), Petersburg 1890, Bd. 70, S. 204.

Digitized by Google

schaute vollständig die Politik des ersten Konsuls, daß er Rußland nur als Mittel für seine Zwecke gebrauchen wolle, daß er es gegen England aufhetze, um diesem die Friedensbedingungen vorschreiben zu können, daß er die Zwietracht zwischen Österreich und Preußen schüre, um bei der Vollführung des Verteilungsgeschäfts mit Zutun Rußlands beide seinen Absichten zu unterwerfen. War Preußen Aussicht auf Zuziehung zu diesen Verhandlungen gemacht worden,[1]) so trat Talleyrand doch sehr bald mit dem Wunsch auf einfache Verständigung zwischen Frankreich und Rußland über den Entschädigungsplan hervor, um die Vergrößerungssucht des Berliner Hofes zu beschränken, und über den Grundsatz hatten sich beide Mächte leicht verständigt, daß die rivalisierenden Staaten Österreich und Preußen in einem richtigen Gleichgewicht zu halten seien.[2]) Während Preußen durch Rußlands Hilfe die Erfüllung der französischen Versprechungen zu erreichen hoffte, wurde es gegen die Verabredung von der Mitwirkung ausgeschlossen.

Kaiser Paul war mit England wegen der neutralen Schiffahrt in Streit geraten, und der glühende Haß gegen dieses führte ihn mit Bonaparte zusammen. Den Werbungen beider gelang es, auch Preußen trotz seiner friedlichen Neigungen in diese gefährliche Politik hineinzuziehen und sogar als Werkzeug gegen England zu benutzen. Schon Ende 1800 war König Friedrich Wilhelm der vom russischen Kaiser wieder ins Leben gerufenen bewaffneten Neutralität der nordischen Mächte, der Convention maritime, beigetreten. Von beiden Seiten wurde er nun bestürmt, Hannover als Geisel für die Freiheit der Meere entweder selbst zu besetzen oder doch durch die Franzosen besetzen zu lassen.[3])

[1]) Bericht Lucchesinis 1801 2./3.; Bailleu II, 30.
[2]) Sbornik 70, S. 106.
[3]) Bericht Lucchesinis 1801 25./1; Häusser II, 344.

Digitized by Google

In Folge des Friedensschlusses genoß Hannover nicht mehr den Schutz der preußischen Neutralitätsverträge und sollte nun für England büßen. Bonaparte forderte die Besetzung geradezu als Preis für eine nähere Verständigung Preußens mit Frankreich und Rußland, und auch der russische Kaiser ließ König Friedrich Wilhelm Ende Februar dazu auffordern.[1]) Kaiser Paul war fest entschlossen, ihm Hannover definitiv als Entschädigung zu überlassen, und gedachte in Verbindung damit die Entschädigungsansprüche seines Schwagers, des Herzogs Friedrich von Württemberg, zu regeln, der ihn um Unterstützung gebeten hatte. Der Herzog hatte seine Wünsche ausschließlich auf benachbarte Gebiete gerichtet. Wie groß war daher sein Erstaunen, als ihm der Kaiser in Form eines Ultimatums die Bistümer Osnabrück, Hildesheim, Münster, Paderborn für seine gesammten Forderungen anwies und zugleich mitteilte, daß den russischen Gesandten in Berlin und Paris bezügliche Weisungen[2]) bereits erteilt seien. Die Osnabrücker hatten also die beste Aussicht, zu guten Württembergern zu werden. Der mit kühner Hand entworfene und von Kaiser Paul im März 1801 bestätigte Entschädigungsplan[3]) ist infolge seiner Er-

[1]) Eine Abschrift des für die Geschichte Hannovers denkwürdigen Reskripts des Kaisers Paul an den Minister Rostoptschin von 1801 25./2. ((st. n.) besitzt das Geh. Staats-Archiv in Berlin (R. XI, Rußland, 149 A, Vol. I).

[2]) Siehe Sbornik S. 672.

[3]) Den Plan Kaiser Pauls hat nach den Mitteilungen des preußischen Gesandten Grafen Goertz in Regensburg der dortige hannoversche Gesandte v. Ompteda 1801 4./5. skizziert (Hann. Des. 92, XXXVII, A Ia, Nr. 93), und seine Angaben werden mir sowohl vom Kaiserl. Staatsarchiv in Petersburg als von der Königl. Württembergischen Archivdirektion in Stuttgart bestätigt. Wenn also Luccheſini auf Grund von Mitteilungen Kolytschews in Paris 1801 5./4. (Bailleu II, 37; vergl. S. XVI) neben Münster und Hildesheim

Digitized by Google

mordung am 23. März nicht zur Ausführung gekommen. Es liegt auf der Hand, daß eine so revolutionäre Versetzung eines süddeutschen Fürsten nach Norddeutschland das deutsche Staatensystem völlig durcheinander gebracht haben würde. Dem russischen Kaiser sagte man nach, daß er sich zum Vollstrecker der Pläne Bonapartes habe gebrauchen lassen, und es ging das Gerücht, daß seine Umgebung von Frankreich bestochen gewesen sei.[1]) Die persönliche Biederkeit König Friedrich Wilhelms und seine Furcht vor kriegerischen Verwickelungen schienen dem Ansinnen einer Besetzung des Nachbarlandes im Wege zu stehen.[2]) Es stand aber nach den Drohungen Bonapartes und Kaiser Pauls die sofortige Besetzung Hannovers durch französische Truppen bevor, wenn Preußen noch länger zauderte.[3]) In dieser Zwangslage ließ König Friedrich Wilhelm III. das Kurfürstentum als Mitpaziszent der Konvention Anfang April 1801 militärisch besetzen und die Flüsse schließen. Die Nachricht von der Ermordung des Kaisers, des „tollen Paul", wie ihn der König nannte,[4]) zeigte nun freilich fast unmittelbar den begangenen Fehler. Von seinem genialen Entschädigungsplan war, wie der württembergische Gesandte in Petersburg klagte, nicht mehr die Rede. Kaiser Alexander beeilte sich, zu einer Verständigung mit England zu kommen, sandte Woronzow nach London, um die dortige Regierung für einen

---

nicht Osnabrück und Paderborn, sondern die Unterpfalz zum Lose des Herzogs von Württemberg rechnet unter Zuteilung seines Stammlandes an Bayern, so muß hier ein Irrtum vorliegen.

[1]) Bericht Lusis 1801 14./4. (G. St.-A., Rep. XI, Rußland 149a, Vol. I).

[2]) Bericht v. Redens aus Berlin 1801 10./2. (St.-A. Hannover).

[3]) Bericht Luccheſinis 1801 10./3 (Bailleu II, 31); Reskr. des Kaisers an Kolytschew 1801 11./3 (Sbornik S. 672).

[4]) v. Ompteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen, S. 102.

Digitized by Google

Vergleich mit den nordischen Mächten zu sondieren, und schien die sofortige Räumung Hannovers am liebsten zu sehen, wodurch sich Preußen dem Gespött Europas ausgesetzt hätte.

Waren Bonaparte und Kaiser Paul darüber einig gewesen, das Kurfürstentum Hannover König Georg III. zu nehmen und gewissermaßen als englische Provinz zur Entschädigungsmasse zu schlagen, so hat doch König Friedrich Wilhelm kaum ernstlich mit der Möglichkeit gerechnet, auf diesem Wege zu einer Entschädigung für seine linksrheinischen Besitzungen zu kommen, so kurzsichtig im übrigen auch die preußische Politik sein mochte. Und König Georg erkannte sehr wohl, daß eine preußische Besitznahme im Vergleich zu einer anderen das geringere Übel sei und seinen Interessen keinen Schaden bringe. Die hannoverschen Minister dagegen hegten bei ihrem geringen Einblick in die politische Lage das stärkste Mißtrauen gegen den mächtigen Nachbar und begünstigten eine Politik, die das Land in das Verderben stürzen mußte. Die Absichten König Friedrich Wilhelms waren auf ganz andere Entschädigungen gerichtet. Das Ziel der preußischen Politik war die Verstärkung der Monarchie in Süddeutschland, um dort den Einfluß Österreichs zu brechen und es durch Böhmen in Schach zu halten. Hardenberg hatte, als im Februar 1801 die Entschädigungsfrage an die preußischen Minister wiederum herantrat, die Erwerbung der Bistümer Bamberg und Würzburg und einiger Teile von Eichstätt zur Konsolidierung der fränkischen Fürstentümer vorgeschlagen, während Heinitz sich für Westfalen entschied, und Haugwitz[1]) hatte dem ersteren Projekt den Vorzug gegeben; alle erklärten einstimmig die Hinzunahme des Bistums

[1]) Bericht von Haugwitz an den König 1801 20./2.; Bailleu II, 27.

Digitized by Google

Hildesheim sowohl wegen der guten Beschaffenheit des Landes als wegen der Nähe der Provinzen Halberstadt und Minden für wünschenswert. Der König[1]) begehrte außerdem Osnabrück und das Eichsfeld mit Erfurt. Die Bistümer Hildesheim und Osnabrück grenzten teilweise an die alten Provinzen Westfalens und konnten zur Sicherung Norddeutschlands dienen, wenn einmal die Beziehungen zu Frankreich eine Trübung erfuhren. Der König wollte mit Rücksicht auf die süddeutschen Erwerbungen lieber auf das in der Konvention von 1796 ihm zugesicherte Bistum Münster verzichten, welches er Kurpfalz vorbehielt, und hatte dem Oranier statt der ihm früher zugesagten fränkischen Bistümer Überreste der drei geistlichen Kurfürstentümer zugedacht. Die Verstärkung der preußischen Machtstellung in Süddeutschland erregte den Argwohn Frankreichs[2]) wie Rußlands, und auch in Wien war man bereits eifersüchtig geworden. Der König aber hegte die Absicht, die preußischen Truppen sofort in Bamberg und Würzburg einrücken zu lassen, sobald die französischen nach Austausch der Ratifikationen zurückgezogen seien.[3])

Bonaparte ging auf die Wünsche Preußens wenig ein und hatte nur das eine Ziel, England zum Frieden zu zwingen, wozu ihm auch die Entschädigungsangelegenheit dienen mußte. Wenn er darauf hinarbeitete, die provisorische Besetzung Hannovers zur definitiven zu machen, so verlangte Preußen zuvor die Auseinandersetzung mit England darüber, und an dieser Bedingung mußte natürlich das Projekt immer scheitern. Für den voraussichtlich eintreten-

[1]) Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenbergs I, 441; vgl. Bailleu II, S. XV, 34.

[2]) Bailleu II, 40.

[3]) Bailleu II, 33.

Digitized by Google

den Fall, daß Hannover an England zurückgegeben würde, stellte Preußen einen Doppelantrag auf Zuweisung der fränkischen Bistümer oder von Hildesheim, Osnabrück und Münster mit dem Eichsfeld und Erfurt,[1]) kam also, wenn auch zögernd, wieder auf seine süddeutsche Politik zurück. Die Erfolge der Engländer in Ägypten und die Auflösung des nordischen Seebundes nach Kaiser Pauls Tode brachten Bonaparte auf den Gedanken, die Besetzung der fränkischen Bistümer Preußen zuzugestehen[2]) unter der Bedingung einer französischen Besitznahme Hannovers. Inzwischen hatte sich aber Preußen schon selbst von der Unausführbarkeit seines süddeutschen Planes überzeugt. Das Eingehen darauf hätte es gleichzeitig mit England und mit Rußland und Österreich verfeindet und völlig der französischen Republik in die Arme geworfen. Man durchschaute die gefährliche Politik Bonapartes und beschränkte die Vergrößerungspläne auf Westfalen.

Wenn Preußens Forderungen mit seinen Verlusten im Mißverhältnis standen, so hatte es doch bei seinen eigenen Plänen nur die vertragsmäßig dazu bestimmten geistlichen Staaten im Auge und richtete nicht begehrlich seine Blicke auf Erbstaaten. Der Kaiser forderte in seinem im Juni 1801 aufgestellten Entschädigungsplane[3]) für den Großherzog von Toskana außer Salzburg und Berchtesgaden noch Passau, sowie 14 Abteien und 19 Reichsstädte in Schwaben, die zur Entschädigung von Kurpfalz für die Abtretung Bayerns bis zur Isar dienen sollten. Er beabsichtigte ferner dem Kurfürsten die preußischen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zuzulegen, natürlich um Preußen aus Süddeutschland zu entfernen, und dieses sollte dafür und zur

[1]) Erlaß an Lucchesini 1801 10./7.; Bailleu II, 51.

[2]) Talleyrand an Beurnonville 1801 8./8.; Bailleu II, 53.

[3]) Häberlin, Staats-Archiv (1802), VIII, S. 54 ff.; Fournier, Gentz und Cobenzl S. 26.

Digitized by Google

Entschädigung für seine linksrheinischen Gebiete das Herzogtum Berg, die Stifter Paderborn, Hildesheim und im Notfall die Stadt Bremen erhalten. Mit diesem Projekte veränderte Österreich die durch den Frieden von Lunéville festgesetzte Norm in den wesentlichen Grundzügen.[1]) Und war der den anderen Staaten gegenüber betonte Grundsatz möglichster Schonung der geistlichen Stände beachtet? Ähnlich wie früher Hannover wollte Österreich die Säkularisationen der geistlichen Stifter nur in drei Abstufungen zulassen und die drei geistlichen Kurfürsten nur im letzten Notfalle opfern. Wie konnte man sich der Hoffnung hingeben, bei so unmäßigen Forderungen eine bestimmte Anzahl großer geistlicher Lehen unversehrt zu erhalten? Das Projekt atmete einen ganz revolutionären Geist und bedeutete den völligen Umsturz der Reichsverfassung; in mancher Beziehung traf es genau mit Sieyès' Programm zusammen. Wir verstehen die Verwunderung und das Erstaunen Häberlins,[2]) daß das Reichsoberhaupt selbst solche Vorschläge mache. Der Plan, der die Grenze Österreichs bis an die Tore von München geschoben hätte, wurde von Kurpfalz zurückgewiesen, und auch die Zustimmung Frankreichs war dazu nicht zu erlangen. Bonaparte bestand auf der Integrität Bayerns und war nicht geneigt, Österreich auf dessen Kosten zu stärken. Er garantierte dem Kurfürsten gegen Abtretung seiner linksrheinischen Besitzungen durch Vertrag vom 24. August 1801 eine volle Entschädigung, wodurch er gegen die kaiserlichen Pläne sicher gestellt wurde. Die Verhandlungen mit Österreich wußte er hinzuziehen, gab sich wohl auch zuweilen das Ansehen, als wolle er hinter Preußens und Rußlands Rücken mit ihm schließen. Seine Absicht

[1]) Erklärung Preußens 1802 18./9.; Protokoll der a. o. Reichsdeputation zu Regensburg, Regensburg 1803, I, S. 100.

[2]) Häberlin, Staatsarchiv (1802) VIII, S. 54 ff.

Digitized by Google

war, die beiden führenden Staaten Deutschlands in steter Eifersucht zu halten, um dadurch seine eigene Macht desto mehr zu befestigen. Ein von Cobenzl in Paris im Anschluß an seine Verhandlungen mit Joseph Bonaparte Ende Juli 1801 bearbeiteter General-Entschädigungsplan[1]) befriedigt die Wünsche des Großherzogs von Toskana und des Hauses Habsburg, stellt dagegen Preußen nur ein Bistum im Norden, nämlich Paderborn, und die Abteien Werden und Essen nebst der Reichsstadt Dortmund zur Verfügung. Im übrigen waren die geistlichen Staaten in diesem Entwurf zur Ausstattung der drei geistlichen Kurfürstentümer zusammen mit deren Resten auf dem rechten Rheinufer bestimmt. Osnabrück aber hatte Cobenzl überhaupt nicht in seine Kombinationen gezogen. Das Interesse Österreichs an der Erhaltung des hierarchischen Systems ließ sich mit den revolutionären Grundsätzen des Siegers schwer vereinigen, und durch die Pflicht zur Versorgung des Großherzogs sah es sich „nicht sowohl listiger als gewaltsamer Weise" in weitführende Kollisionen verwickelt. Wenn es dann ratlos auf die Wiedereinsetzung des Großherzogs in Italien zurückkam, wurde es vom ersten Konsul schroff zurückgewiesen.

Bei der Erfolglosigkeit der Pariser Verhandlungen, die gleichwohl fortgesetzt wurden, fühlten Österreich und Preußen, gerade wie zur Zeit des Rastatter Kongresses, das Bedürfnis einer direkten Annäherung, und es mußte schon für beide Teile lehrreich sein, die gegenseitigen Ansprüche und Pläne kennen zu lernen. Man kam sich mit bemerkenswerter Offenheit entgegen, und es schien begründete Hoffnung auf eine Verständigung zu sein. Graf Stadion teilte Haugwitz[2])

[1]) du Casse II, S. 415. Einzelheiten über die Cobenzl'schen Tabellen verdanke ich der Gefälligkeit des Direktors des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Hofrat Dr. Winter.

[2]) Bericht von Haugwitz 1801 14./5. (G. St.-A. Rep. I, 187, Vol. II).

Digitized by Google

in Berlin den Inhalt des Geheimartikels des Friedens von Lunéville mit und entwickelte die österreichischen Grundsätze, eine verhältnismäßige Entschädigung nach der Größe der Verluste ohne Vergrößerung, die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten usw. Preußen war gern bereit, die österreichischen Pläne zu unterstützen unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit, doch ließen sich die geistlichen Kurfürstentümer nur erhalten, wenn Stoff zu ihrer Dotierung blieb, und an der gefährdeten Westgrenze des Reiches bildeten sie sicher einen sehr schwachen Schutz[1]). Die Verluste wollte man beiderseits durch Tableaux rechnerisch feststellen und auf ihren wahren Wert zurückführen, denn jeder Prätendent suchte die seinigen zu vergrößern, und der Kaiser gab zu, daß es mit dem Großherzog nicht anders sei.[2]) Österreichs Wunsch war nach wie vor, daß Preußen seine Entschädigungen in Westfalen suche und nicht in Franken. Der König hatte als geeignete Objekte Osnabrück, Münster, Hildesheim, das Eichsfeld und vielleicht noch Paderborn in Wien bezeichnen lassen.[3]) Die Berücksichtigung des Oraniers stieß dort auf Widerstand, während man um so mehr für die Entschädigung des Großherzogs von Toskana eintrat, obwohl sich beide insofern gleichstanden, als sie mit dem deutschen Reich gleichwenig zu tun hatten.

Der König von Preußen wünschte aufrichtig nicht nur seine Entschädigung und die des Großherzogs, sondern auch die der anderen Reichsfürsten mit dem Kaiser allein zu vereinbaren und dann den Plan dem Reiche nur zur Annahme

[1]) A. Beer, Zur Gesch. der österreichischen Politik in der Zeit 1801 1./2. (Archiv für österr. Gesch. 1872, Bd. 52, S. 491).

[2]) Bericht von Haugwitz 1801 7./8. (G. St.-A. Rep. I, 187, Vol. III).

[3]) Ordre an Keller in Wien 1801 23./7. (ebend. Vol. II). Vgl. Beer, Archiv für österr. Gesch. 52, S. 500; Bailleu II, S. XXII.

Digitized by Google

vorzulegen.[1]) Damit schien Preußen neben dem Wiener Hof die Hauptrolle bei der Beendigung des Friedenswerks zuzufallen. Haugwitz gab das formelle Versprechen, die österreichischen Arrangements bezüglich des Großherzogs zu unterstützen und am bayerischen Hofe in diesem Sinne zu wirken. Er drängte auf eine schleunige Verständigung, um den französischen hinterlistigen Entzweiungs-Absichten einen Riegel vorzuschieben und zugleich den französischen Einfluß auf die Beratschlagung des Reichstags zu vernichten. Als Sitz für die Verhandlungen zog er Berlin vor, ohne der Entscheidung des Wiener Hofes vorgreifen zu wollen. Aber er ging noch viel weiter und bot Österreich eine Allianz an. „Wenn je eine Allianz", sagte er,[2]) „natürlich genannt werden dürfte, so sei es jetzo die der preußischen mit der österreichischen Macht, um sich gegen die Masse, welche sie beide drückt, mit vereinten Kräften zu unterstützen." Rußlands Freundschaft sei ja für beide Höfe schätzenswert, aber es läge dem Sitze der Gefahr zu weit entfernt, als daß man sich von seiner Mitwirkung viel versprechen dürfe. Von der Aufrichtigkeit der preußischen Absichten war auch Stadion überzeugt. „Haugwitz sowohl," schreibt er, „als alle Geschäftsleute, die den König umgeben, müßten einen noch höheren Grad von Verstellung besitzen, als mir von ihnen bekannt ist, wenn sie nicht jetzo ein wahres Interesse für die augenblickliche Vereinigung der beiden Höfe hegten." Preußens guter Wille wurde auf der Gegenseite anerkannt, und man durfte auf einen erfreulichen Umschwung in der deutschen Politik hoffen.

---

[1]) Aufzeichnungen über die Unterredung des Grafen Stadion mit Haugwitz 1801 4./8., 8./8. (Wien).

[2]) Bericht Stadions über eine Unterredung mit Haugwitz 1801 14./8. (Wien).

Digitized by Google

Schienen sich die geistlichen Fürsten anfangs in die Säkularisation gefunden zu haben, und hatte sie nur noch die Frage ihrer lebenslänglichen Versorgung beschäftigt, so wurden sie durch den Tod Kaiser Pauls, die Auflösung der nordischen Allianz und die Ereignisse in Ägypten wieder zu neuen Hoffnungen belebt. Sie hielten Preußen schon für politisch isoliert und erwarteten unter Berufung auf den Ausdruck „collectivement" im Friedensinstrument die Übernahme des Verlustes von der Gesamtheit des Reichs und ratenweise Verteilung der Entschädigungen.[1]) Auch der Abschluß des Konkordats (1801 15./7.) und die Wiederherstellung des christlichen Kults in Frankreich befestigten die Hoffnung auf Beibehaltung des hierarchischen Systems. Der Reichstag war durch das kaiserl. Hofdekret vom 26. Juni 1801 abermals vor die Einreichung eines Reichsgutachtens gestellt und zerfiel wiederum in die verschiedensten Parteien. Die geistlichen Herren wollten die Sache in die Länge ziehen, um sie ganz zum Scheitern zu bringen, andere sie von neuem an den Kaiser verweisen, der sie eben an den Reichstag verwiesen hatte, noch andere an den Reichstag oder an eine Deputation. Da traf es sich günstig, daß die Verhandlungen Stadions die beiden deutschen Großmächte erheblich genähert hatten. Der Kaiser ließ durch seinen Abgesandten erklären, daß er dem König zu Liebe sogar seinen Widerstand gegen eine persönliche Beteiligung an dem Geschäfte fallen lassen würde, und versprach, sich dann in allen Dingen mit Preußen zu vergleichen. Haugwitz[2]) gab einer Deputation den Vorzug, und es war vorauszusehen, daß beim Einverständnis zwischen Österreich und Preußen deren Minister darin die führende Rolle spielen, und die

[1]) Versuch einer doktrinellen Auslegung des 7. Friedensartikels von Lunéville, Germanien 1801 (Druckschrift).

[2]) Bericht von Haugwitz 1801 7./8.

Digitized by Google

anderen Staaten ihre Entschließungen ihnen anpassen würden. Die Übereinstimmung der beiden Mächte über das Entschädigungsgeschäft schaltete vor allem die fremden Einflüsse aus. Beide Staaten einigten sich über eine Deputation von 8 Mitgliedern, und Preußen ließ auch seine anfänglichen Bedenken gegen die Zuziehung von Kurmainz fallen, von dem es eine Behinderung des Geschäfts befürchtete.

Der Reichsdirektorialgesandte hatte bei der Wichtigkeit der Sache für den Beginn der Beratungen über das Hofdekret eine nicht zu sehr beschränkte „Verlaßzeit" von 6 Wochen für notwendig erklärt und stellte bei Eröffnuug des Protokolls am 17. August 1801 im Kurfürstenkolleg sofort die Proposition auf Einsetzung einer Deputation zur ausschließlichen Bemessung der Be- und Entschädigungen. Kurtrier und Kurköln beantragten wiederum die unbeschränkte Übertragung des Friedensberichtigungswerks an den Kaiser, und die geistlichen Herren des Reichsfürstenrats schlossen sich ihnen an, ohne erst die Abstimmung des Kaisers selbst abzuwarten. Kurbrandenburg behielt sich wie viele andere Stände das Weitere vor. Da traf die Nachricht von der völligen Übereinkunft der beiden deutschen Großmächte in Regensburg ein. Der Antrag Kurböhmens (1801 14./9.) im Kurfürstenkolleg auf Einsetzung einer mit unbeschränkter Reichsvollmacht zu versehenden außerordentlichen Reichsdeputation fand nun sofort die Zustimmung von Kurbrandenburg und Kurpfalz, und am 21./9. schloß sich auch Kurmainz diesem „unwiderstehlichen Torrent" an, so daß bereits die Hälfte der Stimmen gewonnen war. Kurbraunschweig zeigte wieder eine bedenkliche Neigung zu der anderen Seite. Der Komitialgesandte v. Ompteda hatte sich die Abstimmung in beiden Kollegien vorbehalten und war wegen der besonderen Verhältnisse von Osnabrück in arger Verlegenheit. Dessen eigentümliche Eigenschaft als katholisches Hochstift

Digitized by Google

unter einem evangelischen Bischof hätte vielleicht eine Spezial-Instruktion nötig gemacht, und in Ermangelung einer solchen mußte er sich auf Grund der General-Instruktion als Vertreter des Stifts lediglich den anderen von Kurbraunschweig abhängigen Stimmen anschließen. Im Reichsfürstenrat zeigte sich anfangs eine starke Stimmenzahl für den Antrag der Geistlichkeit, und einige der Herren schmeichelten sich, daß ihnen auch Osnabrück zufallen würde, was Ompteda wohl nicht ganz ungern gesehen hätte. Ein Reskript (1801 20./9.) brachte ihm sogar den geheimen Wink, daß man der Übertragung der Angelegenheit an den Kaiser den Vorzug gebe, aber er sah keine Aussicht für eine Durchbringung dieses Antrages. Kur-Braunschweig stimmte also am 28. September ebenfalls für die Komitial-Deputation und stellte die Verweisung an den Kaiser mit unbeschränkter Vollmacht nur als Eventualantrag für den wenig wahrscheinlichen Fall, daß sich die Mehrheit dafür entscheiden würde. Im Reichsfürstenrat stimmte Bremen wie Kurbraunschweig, und Osnabrück trat dem soeben erfolgten Bremischen Votum, wie gewöhnlich, gänzlich bei. Das Reichsgutachten vom 2. Oktober 1801 übertrug die den Ständen des Reichs zukommende Mitwirkung beim Friedenswerk einer außerordentlichen Reichsdeputation von 8 Mitgliedern, nämlich den Kurfürsten von Böhmen, Brandenburg, Mainz und Sachsen, ferner dem Hoch- und Deutschmeister, Bayern, Württemberg und Hessen-Kassel, mit der Ermächtigung, die durch die Artikel 5 und 7 des Friedensschlusses einer besonderen Übereinkunft noch vorbehaltenen Punkte im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen. Die Bezugnahme auf Frankreich erregte anfänglich bei einigen Ständen Bedenken; man verwies aber darauf, daß sie im kurböhmischen und österreichischen Votum stehe, welche die Majorität für sich gehabt hätten. Erst am 7. November

Digitized by Google

1801 genehmigte ein kaiserl. Kommissions-Ratifikations-Dekret das Reichsgutachten für die mit der französischen Regierung vorbehaltlich der Ratifikation des Kaisers und des gesammten Reiches noch abzuschließende Übereinkunft, stellte also die bevorstehende Verhandlung als die Fortsetzung, nicht als die Folge des Friedensschlusses von Lunéville hin. Die Reichsdeputation war unter den günstigsten Verhältnissen von den beiden deutschen Großmächten ohne jede fremde Einmischung verabredet worden und konnte für die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung große Bedeutung gewinnen, wenn nicht noch während der Verhandlungen ein Ereignis eingetreten wäre, dessen Folgen alle Hoffnungen jäh vernichteten. So ist ihr nur der leere formale Abschluß zugefallen, während das Geschäft selbst Bonaparte ins Reine brachte.

Ein Bündnis zwischen Österreich und Preußen, wie es Haugwitz geplant hatte, würde unter den damaligen Verhältnissen der Geschichte des deutschen Reiches eine wesentlich andere Wendung gegeben haben, als sie tatsächlich genommen hat. Der Tod des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster, Maximilian Franz, am 27. Juli 1801 gab der jungen Freundschaft einen heftigen Stoß gerade in dem Augenblicke, als sie die besten Erfolge zu verheißen schien, zur größten Freude Frankreichs, welches die Annäherung bereits mit Eifersucht verfolgte. Die Nachricht wurde in Paris nach einem Bericht Cobenzl's[1]) als ein neues Beispiel aufgefaßt, wie sehr das Schicksal Bonaparte begünstige. Preußen stellte das gewiß berechtigte Verlangen, daß während der Unentschiedenheit der Reichsangelegenheiten vakante geistliche Lehen nicht besetzt würden, und jedenfalls der Kaiser vor der Regelung der aus dem Friedensschluß

[1]) Bericht Cobenzl's aus Paris 1801 16./8. (Wien).

Digitized by Google

sich ergebenden Verpflichtungen als Chef des Reichs bei den Wahlen nicht konkurriere. Obwohl Stadion bezügliche Zusagen gab, erfolgte doch die Absendung der kaiserlichen Wahlkommissare. Gewählt wurde des Kaisers Bruder Anton Victor, und es gelang, dessen Widerstand gegen den geistlichen Stand zu überwinden, so daß er heimlich die Tonsur nahm.[1]) Kurbrandenburg erhob verschiedene Male im Kurfürstenkolleg Protest gegen die Rechtsgültigkeit der vorgenommenen Wahlen, und auch der Eindruck in Petersburg war kein günstiger. Der König sah zu seinem Bedauern die Hoffnung auf eine gegenseitige Verständigung schwinden. Die Wahl in Münster war auch von einem anderen Gesichtspunkt aus ein politischer Fehler, da bei den großen Forderungen des Wiener Hofes für den Großherzog von Toskana die Erhaltung dieses Bistums ausgeschlossen war. Der Kaiser erklärte später, daß die Wahlen auf den Gang der Säkularisationen keinen Einfluß ausüben und seine eigenen Handlungen nicht beeinflussen würden; aber die üblen Folgen der unpolitischen Maßregel waren nicht mehr zu beseitigen. Der preußischen Politik wird man in diesem Falle die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß sie sowohl die welthistorische Bedeutung des Anschlusses an Österreich richtig erkannt, als auch nach Kräften dafür gewirkt hat, um das schwierige Geschäft ohne fremde Einmischung zum Abschluß zu bringen.

Erinnert man sich an den Gang der Entschädigungs-Verhandlungen zur Zeit des Rastatter Kongresses, so würde nach dem Scheitern der direkten Verständigung zwischen Österreich und Preußen eine Vermittelung Rußlands an der Reihe gewesen sein. Kaiser Alexander hatte den Vergleich mit England wegen der Meeresneutralität ohne Zuziehung

[1]) Bericht Kellers von 1801 29./8.

Digitized by Google

Preußens verhandeln lassen, welches sich dadurch mit Recht zurückgesetzt fühlte; er hatte bald nachher in derselben Weise mit Dänemark und Schweden geschlossen. Er strebte auch nach einem Arrangement mit Frankreich, wenn es ohne übermäßige Stärkung von dessen Übergewicht zu erreichen sei, wollte aber zuvor über das Los des Königs beider Sicilien Beruhigung haben. Sein Programm war eine allgemeine Pazifikation Europas, also dasselbe, welches auch Bonaparte für sein Interesse günstig fand, und dazu gehörte die Ordnung der deutschen Entschädigungsangelegenheit. Bonaparte zeigte sich sehr bereit, den Frieden mit Rußland zu zeichnen, hatte aber nicht die Absicht, in seinen weiteren politischen Bestrebungen sich von dieser Seite irgendwie beeinflussen zu lassen, und als Sieger brauchte er seinen Ruhm nicht zu teilen. Alexander vertiefte sich wie sein Vater in das deutsche Entschädigungswerk, allerdings unter weniger revolutionären Gesichtspunkten. Die Ansprüche Österreichs und Preußens fand er mit Rücksicht auf die Verluste gleich übertrieben. Die Absichten Österreichs auf Bayern widerstrebten seinen konservativen Anschauungen, und er hielt sogar die Stärkung einer solchen zweiten Macht für notwendig, damit sie dem Ehrgeiz der beiden deutschen Großmächte die Wagschale halte. Die Forderungen Preußens ließ er in einem Tableau vergleichsweise mit den Verlusten durch seine Minister zusammenstellen und dieses Kolytschew zu seiner Information mitteilen.[1]) Die Unruhe des ersten Konsuls[2]) über das geringe Eingehen Preußens auf seine Pläne gab Rußland die günstige Gelegenheit, hinter Preußens Rücken über das deutsche Entschädigungssystem zu einem

[1]) Reskript an Kolytschew 1801 28./4.; Sbornik S. 128.

[2]) Bericht Lusis aus Petersburg 1801 16./6. (G. St.-A. R. XI, Rußland 149 A, Vol. II).

Digitized by Google

Vergleich mit Frankreich zu kommen. Der preußische Gesandte in Petersburg sah das Intriguenspiel und machte wiederholt darauf aufmerksam, wie wenig Vertrauen den Versprechungen der französischen Regierung beizumessen sei, ohne freilich in Berlin Glauben zu finden. Alexander suchte vor allem einen Einblick in die französischen Pläne zu gewinnen, um den deutschen Vergrößerungsabsichten desto wirksamer entgegentreten zu können. Aufrichtiges Interesse zeigte er dagegen für eine vorteilhafte Ausstattung des Hauses Württemberg mit Rücksicht auf seine Mutter Maria Feodorowna. Die Verhandlungen des russischen Gesandten in Paris hatten keineswegs den erwünschten Fortgang genommen. Bonaparte hatte die Präliminarartikel für den Frieden mit England abgeschlossen (1801 1./10.) und hielt sich nun Rußland gegenüber nicht mehr an seine früheren Versprechungen.

Die Ersetzung des russischen Gesandten Kolytschew in Paris durch Morkow,[1]) einen ausgesprochen österreichisch gesinnten Mann, zum Abschluß der mit Frankreich schwebenden Verhandlungen trug nicht zur Verbesserung der russischen Beziehungen zu Preußen bei. Die Bitten Preußens um Unterstützung seiner Ansprüche wurden in Petersburg höflich, aber dilatorisch behandelt; man hielt äußerlich das gute Verhältnis aufrecht und tat alles, damit das Berliner Kabinett den Handel nicht durchschaue. Alexander hielt Österreich für den natürlichen Feind Frankreichs, Preußen für den Rußlands[2]) und suchte in seiner Unparteilichkeit die Verstärkung beider Mächte zu hintertreiben. In der kurz nach dem Friedensschluß (1801 8./10.) zwischen Frankreich

[1]) v. Vivenot, Thugut und sein politisches System, Wien 1870, S. 122.

[2]) Bericht Durocs an Bonaparte aus Petersburg 1801 2./7.; Sbornik S. 192.

Digitized by Google

und Rußland abgeschlossenen geheimen Konvention[1]) (10./10.) war die Feststellung der Entschädigungsobjekte Österreichs, Preußens und des Oraniers von Frankreich gestrichen und der Art. 1 auf die allgemeinen Grundsätze beschränkt worden,[2]) daß die beiden Kontrahenten sich über die Entschädigungen vergleichen und die Parteien zur Annahme ihrer Pläne bringen sollten. Für diese wurde die Aufrechterhaltung eines richtigen Gleichgewichts zwischen Österreich und Preußen als unveränderlicher Grundsatz aufgestellt. Bonaparte hatte sich nur zu Gunsten Württembergs und Bayerns zu gewissen Zugeständnissen herbeigelassen, die er in einer Deklaration auch auf Baden ausdehnte.[3]) Bayern erhielt wiederum die Garantie seines Besitzstandes, und eine Abtretung wurde von seinem Belieben und der Zustimmung der Kontrahenten abhängig gemacht. Morkow hat in der Tat in Paris für eine solche Abtretung an Österreich gewirkt, das Zeichen der Wiederherstellung des völligen Einvernehmens zwischen den beiden Kaiserhöfen. Bonaparte widerstrebte durchaus dem Projekt und riet dem Kurfürsten auf seine Anfrage mit großer Offenherzigkeit an, seine Erbstaaten nicht zu vertauschen „in dem Jahrhundert, in welchem wir jetzt leben".[4]) Daraus war zu entnehmen, in welchem Sinne seine eigenen Tausch-Anträge aufzufassen waren.

Die geheime Konvention mit Frankreich war für Rußland zu einer geheimen diplomatischen Niederlage geworden und hatte weder das deutsche Entschädigungswerk vorwärts gebracht, noch auch Kaiser Alexander zu dem erstrebten entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands verholfen. Inzwischen waren aber schon die beiden Inter-

[1]) de Clercq S. 474; Martens XIII, S. 266 ff.
[2]) Bericht Kolytschews 1801 3./6.; Sbornik S. 172.
[3]) Martens XIII, S. 270.
[4]) Bonaparte an Alexander 1801 10./10.; Sbornik S. 260.

Digitized by Google

essenten selbst als Bittflehende vor seinem Thron erschienen, und so war Aussicht vorhanden, auf geradem Wege zu erreichen, was durch Bonaparte nicht zu erreichen gewesen war. Kaiser Franz hatte die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Petersburger Hofe wieder angeknüpft, wie sie unter Katharina II. bestanden, hatte dem russischen Kaiser offen seine Lage dargelegt (1801 26./5.), ihm den geheimen Artikel des Friedens von Lunéville mitgeteilt und im August den Grafen Saurau nach Petersburg gesandt, um für sein Haus die gewünschten Entschädigungen durchzusetzen, die anderen Interessenten aber von schädlichen Vergrößerungsplänen abzuhalten. Vor allem rechnete er auf die Unterstützung Rußlands für die Ausstattung des Großherzogs von Toskana mit dem in Aussicht genommenen Teile Bayerns und dafür wollte er sich gegen Württemberg und Baden gefällig erzeigen, für die sich der russische Hof interessierte, und ihnen sogar „einigen Zuwachs" gönnen. Die Verständigung der drei Mächte über einen General-Entschädigungsplan hätte die Einmischung Frankreichs verhindert, und Alexander hoffte, daß sich an ihrem Zusammenschluß die Europa bedrohende revolutionäre Gefahr brechen würde. Sehr gern war er bereit, die Vermittelung behufs eines Anschlusses des Wiener Hofes an den Berliner zu übernehmen. Preußen hatte durch seine Verhandlungen in Paris bisher ebensowenig etwas erreicht, wie die beiden anderen Mächte, und konnte die Unterstützung Rußlands für seine Pläne nicht entbehren. Der König nahm die angebotene Vermittelung gern an,[1]) nahm auch den entwickelten Grundsatz einer Beschränkung der Entschädigung auf den Ausgleich der wirklichen Verluste an, selbstverständlich in der

[1]) Vgl. Schreiben Alexanders I. an Friedrich Wilhelm III., 1801 10./8.; P. Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. mit Kaiser Alexander I. S. 10.

Digitized by Google

Erwartung, daß er nicht allein zur weisen Mäßigung verurteilt sein sollte. Damit war der russische Hof von Österreich wie von Preußen als Schiedsrichter[1]) ihrer Ansprüche anerkannt.

An die russischen Staatsmänner trat nun die Aufgabe heran, die von den beteiligten Mächten eingesandten Berechnungen ihrer Verluste und Forderungen nach statistischen Notizen und besonders nach den nicht ganz einwandsfreien Zahlen Büschings nachzuprüfen und durch eine Art Gegenrechnung die Übertreibungen auf das wirkliche Maß zurückzuführen. Noch während der Arbeit wurden die bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris aufgestellten Berechnungen[2]) mitgeteilt, und man suchte nun durch Mittelziffern die Differenzen in der Bewertung auszugleichen, ohne doch den Flächeninhalt zu vermindern. So entstanden die russischen Tableaux comparatifs, die Anfang November 1801 zugleich dem Wiener und Berliner Hof vorgelegt wurden. Sie waren das Werk des auswärtigen Ministers Grafen Panin, der sie auf Befehl des Kaisers auch noch nach seiner Verabschiedung fortgesetzt hatte. Der russische Gesandte Rasumowsky in Wien hatte die Arbeit zum Abschluß gebracht und Panins Nachfolger Kotschubey nur die Versendung besorgt. Panin hatte die Forderungen des Berliner Hofes, wie einst Treilhard die des Wiener, als Apothekerrechnungen bezeichnet,[3]) aber gleich zugegeben, daß die Umstände erheischen würden, es nicht so genau zu nehmen. Über das Chaos der deutschen Indemnitäten klagt auch Kotschubey in einem Briefe an Woronzow[4]); ein wahres Meer sei zu

[1]) Bericht Krüdeners 1801 7./11.; Martens VI, S. 296.

[2]) Oben S. 222.

[3]) Bericht über die Konferenz des Vizekanzlers Cobenzl mit Rasumowsky 1801, Nov. (Wien).

[4]) 1801 9./11.; Archiv Knjazja Voroncova, Moskau (1880), XVIII, S. 249.

Digitized by Google

trinken, und schon zu tief habe man sich in die Sache eingelassen, die mit Rücksicht auf Frankreich gar nicht so ungefährlich war. Er hoffte aber, daß man die Hand noch aus dem Spiele werde ziehen können, denn dahinter stand das Kriegsgespenst, und man hatte keine Generale, keine Offiziere. Farbige Karten, statistische Tableaux, Zoll- und Souveränitäts-Dokumente der deutschen Fürsten liefen in der russischen Kanzlei ein. „Wir haben jetzt das Aussehen eines lit de justice erhalten", schreibt Kotschubey an Woronzow,[1]) und warf kurz entschlossen den gelehrten Kram ins Feuer, den er doch nicht zu beurteilen verstand. Aber die politische Lage hat er nüchtern und wohl im ganzen richtig beurteilt. Preußen wollte möglichst viel in Beschlag nehmen und mußte seine Absicht erreichen, wenn ihm Frankreich die Hand bot. Österreich erkannte nicht die vorteilhafte Lage seines Nebenbuhlers und die Notwendigkeit ihm zu weichen. Rußlands Aufgabe war also: Mäßigung in Berlin predigen, Wien zur Nachgiebigkeit bewegen und Frankreich gegen das preußische „Raubsystem" einnehmen.

Preußen war in den russischen Tableaux unter Verwerfung seiner eigenen Vorschläge nur gerade soviel ausgesetzt, wie es nach der Berliner geheimen Konvention von 1796 zu beanspruchen hatte, das Bistum Münster und die Grafschaft Recklinghausen, allerdings eine Entschädigung, die noch als reichlich bemessen gelten konnte. Zuerst hatte Alexander an die früher von Österreich[2]) angeregte Vertauschung der fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth gegen die kurpfälzischen Besitzungen am Niederrhein (Berg) gedacht, war aber wenige Tage nachher mit dem neuen Plane hervorgetreten, den Kurfürsten Maximilian, seinen Schwager,

[1]) Ebend. XVIII, S. 258.
[2]) Siehe oben S. 220.

Digitized by Google

mit Bamberg, Würzburg und Eichstätt zu befriedigen. Preußen hatte dagegen nichts einzuwenden und wollte nur vermieden wissen, daß jene Bistümer an das Haus Österreich kämen. Rußlands Absicht war, Preußen am Niederrhein, Kurpfalz aber in Franken als Vormauer gegen Frankreich zu verstärken. Auf keinen Fall wollte der Kaiser das Kurfürstentum Hannover in den Händen König Friedrich Wilhelms lassen. Dem Oranier hatten die Russen das Bistum Hildesheim zugedacht, um Hannover einen weniger starken Nachbar zu geben, als es Preußen gewesen wäre, und zugleich Frankreich zu Liebe den Prätendenten von seinen früheren Staaten möglichst zu entfernen. Dem Großherzog von Toskana aber hatte man alles bewilligt, was Kaiser Franz vorgeschlagen hatte, und Österreich erhielt nur den freundlichen Rat, zur Erleichterung des in Aussicht genommenen Tauschgeschäfts mit Bayern sich auf den Inn-Distrikt zu beschränken. Kaiser Alexander hatte übrigens die Hoffnung auf Wiedereinsetzung des Großherzogs in Italien noch nicht aufgegeben und betrachtete den Tausch mit Kurpfalz nur als den letzten Ausweg. In den 6 Tableaux waren allein die mächtigeren Staaten und diejenigen berücksichtigt, an denen Rußland ein Interesse nahm. Die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten war von der Größe des verbleibenden Überschusses abhängig gemacht. Der Ausbau des Systems und die Vergleichung darüber zwischen den Interessenten blieb den Präliminarverhandlungen vorbehalten. Der Plan sollte dann vom Reichstag durch eine zu vereinbarende Deputation angenommen und schließlich in Paris vorgelegt werden, wo nötigenfalls der russische Gesandte den nötigen Nachdruck geben würde.

Wider Erwarten ging der heftigste Widerstand gegen den russischen Plan gerade von dem Hofe aus, der alle seine Wünsche erfüllt sah. In Wien hatte der Plan einen schlechten

Digitized by Google

Eindruck gemacht wegen angeblicher Begünstigung Preußens, und man beklagte die Fahnenflucht[1]) Kaiser Alexanders, daß er sich vollständig den verderblichen Plänen des Nachbarstaates angeschlossen habe. Allerdings hatte er den Säkularisationen einen größeren Umfang gegeben und die Entschädigungen nicht auf einen strengen Ausgleich der Verluste beschränkt. Aber war das allein Preußen zustatten gekommen? Die Grafschaft Recklinghausen, die zu dem kleinen Überreste des rechtsrheinischen Kurfürstentums Köln gehörte, ein Objekt von 15 □ Meilen, wollte der Wiener Hof Preußen auf keinen Fall zugestehen und machte ihre Streichung aus dem Projekte zur Bedingung. Auch die Bewilligung des Bistums Hildesheim für den Oranier wurde mißtrauisch aufgenommen, da es in Zukunft einmal infolge der Erbverbrüderungen zur Vergrößerung des schon so mächtigen Hauses Brandenburg dienen könnte. Auf der anderen Seite wollte man die eigenen Ansprüche auch nicht durch das geringste Zugeständnis einschränken. Kaiser Alexander sah sich unendlichen Ansprüchen auf der einen Seite, auf der anderen der hartnäckigen Weigerung gegenüber, dem Nachbar auch nur den geringsten Vorteil zuzuwenden, und verzweifelte schon fast an dem Erfolg seiner Vermittlerrolle.

Mit viel mehr Recht konnte Preußen sagen, daß der Petersburger Plan unter dem Diktat des Wiener Kabinetts und ganz zu dessen Vorteil abgefaßt sei.[2]) Die Zustimmung König Friedrich Wilhelms[3]) erstreckte sich nur auf die all-

[1]) Österreichische Denkschrift über den russischen Plan von 1801 10./11 (Wien).

[2]) Reskript an Keller 1802 26./2. (G. St.-A. Rep. I, 188, Vol. I).

[3]) Schreiben Friedrich Wilhelms III. an Alexander 1801 11./11.; Bailleu, Briefwechsel S. 11.

Digitized by Google

gemeinen Grundsätze, wurde aber in Petersburg auf den Plan selbst bezogen. Haugwitz erkannte, daß die Berechnungen des Wiener Kabinetts als Grundlage gedient haben mußten, betrachtete Münster und Recklinghausen nur als eine Abschlagszahlung und forderte (1802 1/1.) eine Vermehrung des preußischen Loses.[1]) Preußen hatte die Zuziehung Frankreichs als Kontrahenten des Friedens von Lunéville beantragt, da es sich von dieser Macht nicht trennen wollte,[2]) und augenscheinlich durfte es eher auf eine französische Unterstützung rechnen als auf die Österreichs. Kaiser Alexander stimmte dem König bei,[3]) und so wurde Bonaparte schon in die Vorverhandlungen eingeweiht. Die Vermittelungsverhandlungen mußten sich nach der Morkow erteilten Weisung[4]) darauf richten, „diesen Kampf der Begierde" der beiden Höfe einzuschränken. Selbst über die Wahl des Ortes war eine Verständigung nicht zu erzielen. Preußen wünschte Berlin, womit sich Kaiser Alexander[5]) einverstanden erklärte; aber Kaiser Franz bestand auf Wien, da Berlin 1798 den Vorzug gehabt habe, wogegen wieder Preußen protestierte.

Alexander konnte dem Wiener Hofe nicht verhalten, wie ernst die Lage sei. Nur zu gut war bekannt, wie wenig günstig Bonaparte auf Österreich gestimmt sei, und daß er mehr zu Preußen neige. Rußland war erbötig, die Abwendung weiterer Forderungen des Berliner Hofes zu unterstützen. Zog es sich von der Mitwirkung an diesem Geschäft zurück, so blieb die Entscheidung über das Los Deutsch-

[1]) Martens VI, 296.
[2]) Erlaß an Lucchesini 1801 16./11.; Bailleu II, 61.
[3]) Bailleu, Briefwechsel S. 13.
[4]) Kurakin an Morkow 1801 7./12; Sbornik S. 304.
[5]) Schreiben Alexanders I. an Friedrich Wilhelm III. 1801 7./12.; Bailleu, Briefwechsel S. 13.

Digitized by Google

lands Frankreich allein überlassen, und voraussichtlich würde sich dann Preußen nicht an die ihm von Rußland zugedachten Erwerbungen halten. Nur im Interesse des Wiener Hofes lag es also, den russischen Vorschlägen beizutreten, und die ganz objektive Beurteilung der allgemeinen Lage durch den russischen Kaiser hätte überzeugen können.[1]) Auffälligerweise schien sich Bonaparte im Augenblick gegen Österreich willfähriger zeigen zu wollen; er bot als Ergänzung des Loses des Großherzogs das Bistum Eichstätt und die Kurfürstenwürde in der Absicht, die Anerkennung der in Italien getroffenen Veränderungen hinter dem Rücken Rußlands von ihm zu erlangen.[2])

Noch ein Nachzügler trat zur allgemeinen Überraschung mit Entschädigungsansprüchen hervor, obwohl er nicht zu den Verlustträgern gehörte, welche aus dem Frieden von Lunéville Ansprüche herzuleiten vermochten, der Kurfürst von Hannover. Mit Österreich verband ihn die gleiche Strenge der Entschädigungsgrundsätze, aber auch die gleiche Geneigtheit, bei der Aussicht auf eigenen Gewinn sie sofort aufzugeben, und endlich ein starkes Mißtrauen gegen Preußen und seine Pläne. Die hannoversche Regierung sah indes ein, daß mit den strengen Entschädigungsgrundsätzen nicht auszukommen sein würde, wenn der Großherzog von Toskana vom Reich entschädigt würde, und mußte hinter die Absichten des Wiener Hofes zu kommen suchen; wurde von dort gemeldet (1801 26./8.), daß der Kaiser für sich nichts verlange, „wegen Toskana hätte aber S. M. gebundene Hände", so konnte dies nachdenklich machen. Anzunehmen war, daß wie früher so auch jetzt die Wünsche Preußens auf Hildesheim gerichtet sein würden, und gegen diese Nach-

[1]) Erlaß Alexanders an Rasumowsky (Wien).

[2]) Talleyrand an Joseph Bonaparte 1801 9./12; du Casse II, 418.

Digitized by Google

barschaft hegte man noch dieselben Bedenken, wie in den Rastatter Tagen; wollte es aber auch noch Osnabrück nehmen, so wurde Hannover vollständig aus seiner passiven Haltung herausgedrängt und stellte „ausgedehntere" Grundsätze in Aussicht. Bezüglich Hildesheims traf vom Berliner Gesandten v. Reden die Bestätigung der Vermutung ein. Wegen der Erhaltung des Besitzes von Osnabrück hielt man es für zweckmäßig beim Wiener Hofe vorstellig zu werden, dem die erste Einleitung der Entschädigungsverhandlungen vom Reich übertragen war.

Unter den vielen Sorgen der hannoverschen Regierung stand obenan die Furcht vor einer dauernden Besitznahme des Kurfürstentums durch Preußen, denn man kannte den Groll Bonapartes gegen den König und glaubte zu wissen, daß das „sehr intrigante" bayerische Kabinett am stärksten dies Projekt zu betreiben suche. Österreich war mit seinen eigenen Sachen zu sehr beschäftigt und besaß auch zu wenig Einfluß, um die Wünsche anderer wirksam unterstützen zu können. Der russische Kaiser hatte seinen Frieden mit England gemacht (1801 17./6.), um die Grundlage für die Pazifikation des Nordens zu legen,[1]), und drängte fortgesetzt den Berliner Hof auf die Entsetzung Hannovers, von der er sein künftiges Verhalten zu ihm abhängig machen wollte.[2]) Die hannoversche Regierung hatte in Berlin dies Ziel nicht zu erreichen vermocht, und so geriet man auf den Gedanken, sich des Beistandes des Petersburger Hofes zu versichern. Der Vorschlag des russischen Botschafters in London, Graf Woronzow, einen hannoverschen Geschäftsträger nach Petersburg zu senden, fand den Beifall des

[1]) Schreiben Alexanders an Friedrich Wilhelm 1801 24./6.; Bailleu, Briefwechsel S. 6.

[2]) Instruktion für Morkow 1801 9./7.; Sbornik S. 210.

Digitized by Google

Königs. Man schwankte zwischen dem Kriegsrat v. Ompteda und dem Kammerrat Grafen Münster und wählte diesen, weil er ein stärkeres Vermögen und keine Familie besaß. Für den Fall aber, daß bei seiner Ankunft in Petersburg das Land bereits geräumt sein sollte, tröstete man sich damit, daß noch so manche für des Königs deutsches Interesse wichtige Gegenstände dort zu betreiben sein würden.

Der vorgesehene Fall traf fast unmittelbar nach Abschluß der Friedenspräliminarien Frankreichs mit England ein. Anfang November zogen sich die preußischen Truppen aus Hannover zurück, und so hätte Graf Münster gleich wieder in die Heimat zurückkehren können, wenn nicht die Entschädigungssache gewesen wäre. Seine Aufgabe bestand nun allein darin, das Ausscheiden derjenigen Länder aus der Entschädigungsmasse zu bewirken, auf welche Hannover Anspruch erhob, und für die Unverletzlichkeit der Rechte erblicher Landesherren einzutreten. Ähnlich wie Österreich bot auch Hannover Kaiser Alexander zunächst seine Unterstützung bei der Entschädigung der mit ihm verwandten deutschen Fürstenhäuser an, während den Vergrößerungsabsichten Preußens nach Kräfte entgegengearbeitet werden sollte. Für diese Aufgabe hätte man keine geeignetere Persönlichkeit als den Grafen Münster ausfindig machen können. Bezüglich des Hochstifts Osnabrück war die alternative Succession dem Hause Braunschweig-Lüneburg durch den Westfälischen Frieden gesichert; es war im Besitz Herzog Friedrichs von York, „und niemand", schrieb König Georg, „kann ein Recht haben, es ihm zu nehmen." Selbstverständlich würde es auch der König von Preußen niemals ohne Zahlung einer Abstandssumme seinem Schwager genommen haben, und da dieser genau zu rechnen verstand, wie sich unten zeigen wird, bleibt es fraglich, ob er nicht vielleicht einem preußischen Angebot den Vorzug gegeben hätte. Die Ansprüche Hannovers auf

Digitized by Google

das Stift Hildesheim datierten von der Hildesheimschen Fehde her und wurden nach ihrer vertragsmäßigen Erledigung von dem stiftischen Gesandten in Wien, Graf v. Kesselstatt, ebensowenig anerkannt, wie das hannoversche Besatzungsrecht in der Stadt Hildesheim. Endlich wollte der König auch Corvey für sich reservieren auf Grund von Ansprüchen, welche mit der hannoverschen Schutz- und Schirmvogtei zusammenhingen.

Der russische Entschädigungsplan war für die hannoverschen Forderungen außerordentlich günstig ausgefallen. Kaiser Alexander konnte antworten (1801 22./12), daß Osnabrück darin gar nicht erwähnt und über Hildesheim so verfügt sei, daß das Kurfürstentum einen Nachbar erhalte, der keinen Grund zu Besorgnissen biete. Auf die Unterstützung des russischen Kaisers konnte Hannover rechnen, und Kotschubey weihte den Grafen Münster rückhaltlos in alle Entschädigungsverhandlungen ein.[1]) Der Vizekanzler Fürst Kurakin schien die Unbilligkeit einer Einziehung von Osnabrück leicht einzusehen, aber die Ausschließung auch Hildesheims wies er mit dem Bemerken zurück (1801 4./12.), es sei nicht einzusehen, woher genügender Stoff zu den Entschädigungen kommen solle, wenn man geistliche Länder ausnehme. Die Säkularisation von Hildesheim war, wie Münster sofort erkannte, nicht zu umgehen, und Kurakin mußte man für den Vorschlag (1801 22./12) dankbar sein, Hannover wenigstens eine Eventual-Succession für den Fall des Abgangs des oranischen Hauses auszumachen. Man argwöhnte nämlich, daß das Bistum durch ein Tauschgeschäft schließlich doch Preußen zufallen würde, und wollte beizeiten Vorkehrungen treffen.

König Georg hatte schon im Oktober 1801 die Anregung gegeben, zur sachlichen Begründung der hannoverschen

[1]) Kotschubey an Woronzow 1801 10./12; Archiv Knjazja Voroncova, Bd. XVIII, S. 358.

Digitized by Google

Ansprüche eine Denkschrift ausarbeiten zu lassen. Nachdem die Daten aus dem dortigen Archiv zusammengetragen waren, ist im Januar 1802 die Déclaration verbale den beteiligten Höfen übergeben worden. Aus ihr und einem nur für die hannoverschen Gesandten beigegebenen Promemoria waren die leitenden Gesichtspunkte der hannoverschen Regierung zu ersehen. Die Deklaration wurde in Dresden und Wien sehr freundlich aufgenommen. Cobenzl hatte schon bei der Aufstellung des österreichischen Entschädigungsplanes in Paris gegen die Aufnahme von Osnabrück in die Entschädigungsmasse mit Rücksicht auf Hannover protestiert, während er die Zuteilung Hildesheims an den Oranier ganz angemessen zu finden schien. Der arme Kaiser mußte bei allen seinen Sympathieen für das Kurfürstentum erklären, daß er in seiner dermaligen Lage gar manches nicht durchsetzen könne, was ihn selbst anginge. In Berlin war man über die neue Schwierigkeit, welche sich einer schnellen Beendigung des Entschädigungswerks in den Weg stellte, aufs Höchste erbittert, und Haugwitz geriet bei der Übergabe der Denkschrift in große Erregung, ließ sogar Drohungen und gewalttätige Äußerungen fallen. Preußen war schon sieben Jahre des Genusses der Einkünfte aus seinen linksrheinischen Staaten beraubt, hatte während dieser Zeit das ganze nördliche Deutschland gegen die Kriegsdrangsale zum Teil mit eigener Aufopferung geschützt, wodurch es sich auf die Erkenntlichkeit der betreffenden Staaten einige Ansprüche erworben zu haben glaubte, und nun kramte einer von ihnen alte, zum Teil längst verjährte Forderungen aus den Archiven hervor. Preußen hatte bei den enormen Forderungen Österreichs alle und jede geistlichen Besitzungen in Anschlag bringen müssen, und so war auch das Hochstift Osnabrück mit in die Rechnung einbezogen worden. Der König erkannte aber die Rechte seines Schwagers und das

Digitized by Google

Interesse des ganzen englischen Königshauses an deren Erhaltung an und wollte auch gerne die Hand zu einer Verständigung bieten. Hannover lag noch mehr daran, hinsichtlich Hildesheims mit Preußen zu einer solchen zu kommen und zunächst die näheren Absichten des Berliner Kabinetts kennen zu lernen.

Österreich hatte alle Artikel des russischen Entschädigungsplans angenommen und nur gegen das Los Preußens Einspruch erhoben. Nach der bestimmten Erklärung des österreichischen Gesandten in Petersburg (1801 11./12.) wollte sich der Wiener Hof zur Einwilligung in die Vergrößerung Preußens durch Münster und Recklinghausen nur durch Gewalt zwingen lassen. Man suchte nun in Petersburg und Paris Zweifel über die Richtigkeit der preußischen Verlust-Schätzungen zu verbreiten und bei diesen Bestrebungen fand man einen eifrigen Mitarbeiter in dem Grafen Münster. Nach seiner eigenen Versicherung[1]) hatte er die historischen und geographischen Daten für die Note zusammengestellt, welche der Petersburger Hof dem Berliner zur Erklärung vorlegte. Kurakin hatte auf die Einwände Österreichs die sehr verständige Antwort gegeben, daß man es mit dem preußischen Teile nicht so streng zu nehmen brauche, wenn auch jener Staat eine Vermehrung der Einnahmen dabei erfahre. Und zeigte sich Österreich für das eigene Haus genügsamer? Die in Petersburg erhobene Klage,[2]) daß man dort alles für Preußen und nichts für Österreich tue, verriet die völlige Verkennung der tatsächlichen Lage. Haugwitz ließ (1802 8./1.) zur Widerlegung der Gegenrechnung eine vergleichende Zusammenstellung der Einkünfte der preußischen Provinzen links des Rheins und des Großherzogtums

[1]) Benutzt sind seine im St.-A. Hannover befindlichen Berichte.

[2]) Konferenz Kurakins mit dem österreichischen Gesandten Grafen Saurau 1802 7./1.; Sbornik S. 324.

Digitized by Google

Toskana anfertigen. Nichts war ihm erwünschter als das Scheitern der russischen Pläne, nicht weil sie zu viel, sondern weil sie Preußen zu wenig boten, und wenn die Gegner Preußens sich auf kalkulatorische Gründe stützten, so konnte er die Unannehmbarkeit des Projekts mit den Bedenken Frankreichs gegen eine Vermehrung der Berührungspunkte zwischen Preußen und der französischen, sowie der mit ihr verbundenen batavischen Republik begründen, Bedenken, die sich aus den allgemeinen Revolutions-Grundsätzen des Sieyès'schen Programms ergaben.

Preußen war in einer üblen Lage, denn überall stieß es mit seinen Entschädigungsansprüchen auf Widerspruch, und vielleicht hätte man es nicht ungern gesehen, wenn es seinen Verlust mit Entsagung getragen und die geistliche Beute ganz seinen Mitständen zur Verteilung überlassen hätte. Der Erweiterung seiner Macht in Franken standen die Interessen Österreichs und Bayerns im Wege, widerstrebten auch gleichmäßig Rußland und Frankreich, natürlich weil dieser Plan für seine Machtentfaltung die größten Vorteile bot; im Westen suchte sich Frankreich seine Nachbarschaft fern zu halten, und dessen, auch von Rußland anfangs begünstigtes Angebot von Hannover hätte zu einer abenteuerlichen Politik verleitet. Kaum war dieser Plan durch den Rückzug der preußischen Truppen endgiltig abgetan, trat Bonaparte bereits mit einem neuen von derselben Güte an Preußen heran. Um Preußen vom Rhein und von Westfalen zu entfernen und durch Bildung von Zwischenstaaten den Sieyès'schen Plan weiterzuführen, wünschte die französische Regierung die gefährlichen Länder dem Kurfürsten von Hannover oder den Herzogen von Mecklenburg zuzuweisen und dafür mit deren freigewordenen Staaten Preußen auszustatten. Mitte Dezember 1801 machte sie dem Berliner Kabinett diesen Vorschlag[1])

[1]) Bailleu II, S. 63 ff.

Digitized by Google

und begünstigte besonders den zweiten Fall. Für die Mecklenburger war das Bistum Münster, die Grafschaft Mark, der Rest des Herzogtums Cleve und der von Westfalen ausersehen, und auch Osnabrück[1]) wollte ihnen Talleyrand zukommen lassen. Dieser hatte die Absicht, ganz Deutschland umzuarbeiten, wie etwa ein altes Kleidungsstück, und setzte seine Hoffnung auf den starken Willen Bonapartes, der alle Hindernisse überwinden würde. Originell war freilich der Gedanke nicht; man war im Kreise wieder bei dem Einfall Friedrichs d. Gr. angelangt.

Der König widerstand leider nicht der Versuchung. Er setzte einen Brief an die beiden Herzoge von Mecklenburg[2]) auf (1801 29./12.); dreimal schrieb er ihn um, weil er ihn nicht „delikat" genug fand, und die Worte wollten sich nur widerwillig einfinden. Er wiederholte die von Frankreich bezeichneten Austauschobjekte außer Osnabrück und nahm auch die Grafschaft Mark aus, für die er reichlichen Ersatz bieten wollte. Den Gewinn der Herzoge berechnete er auf 95 □ Meilen, wodurch er ihnen den Umzug nach Westfalen annehmbarer zu machen suchte. Der Eindruck dieses Anerbietens war in Schwerin und Strelitz der gleiche, und die Antwort von beiden Höfen lautete gleich ablehnend.[3]) Von der Gerechtigkeit und Loyalität des Königs, der sich bisher den Schutz Norddeutschlands und der Reichsverfassung zur Ehre gerechnet habe, erwartete man, daß er

[1]) Ordre Talleyrands an Beurnonville 1801 18./12.; Bailleu II S. 64.

[2]) Mir standen die Akten des Schweriner Archivs zur Verfügung. Bailleu II, S. 69, A., hat über diese Verhandlungen nichts ermittelt.

[3]) Das Schreiben des Herzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin an König Friedrich Wilhelm ist datiert Ludwigslust 1802 6./1.

Digitized by Google

niemals einen so traurigen Vorschlag verwirklichen werde. Zu spät erkannte der König, daß er sich als Werkzeug der Revolution hatte gebrauchen lassen, und suchte sein Verhalten zu rechtfertigen. Ein Brief seines Schwagers aus Berlin läßt einen tiefen Blick in seinen Seelenzustand tun, und zeigt uns zugleich, welchen Anteil Königin Luise an dem Schicksal ihres Vaterlandes nahm. Als sich die Gelegenheit zur Aussprache gefunden hatte, wandte sie sich mit den Worten: „Hast Du dich schon deines Auftrags entledigt?" zu ihrem Bruder, aber der König fiel ihr gleich ins Wort: „Ich hoffe, man wird mich nicht verdammt haben; ich habe für meine Pflicht gehalten, den mir gemachten Vorschlag mitzuteilen, und übrigens kennen Sie mich." Er ließ den listigen Plan Bonapartes vollständig fallen und schrieb auch in diesem Sinne nach Schwerin (1802 13./1.). Das Gerücht von den neuen preußischen Entschädigungsabsichten hatte sich schnell an den Höfen verbreitet und erregte großes Aufsehen. Obgleich Preußen formell erklärt hatte, daß der Vorschlag von Frankreich stamme und ihm vollständig fremd sei, wurde es doch dafür verantwortlich gemacht.[1]) Vor allem nahm sich Kaiser Alexander, der Schwager des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, des gefährdeten kleinen Fürstenhauses an. Nur zu gut erkannte er (1802 13./1.), daß der erste Konsul ein schlechtes Spiel gespielt hatte, nachdem er anderen[2]) von einer Vertauschung ihrer Erbstaaten wegen der Gefahren dringend abgeraten. Er riet dem König, keinem Vorschlag mehr Folge zu geben, der nur die Schwierigkeiten in Deutschland vermehre und die Herzoge beunruhige. Von Schwerin aus wurde sogar ein Gesandter nach Rußland geschickt, um

[1]) Bericht des Obersten Caulaincourt aus Petersburg an Talleyrand 1802 14./3. (Sbornik S. 366).

[2]) Oben S. 232.

Digitized by Google

ein späteres Zurückkommen auf den Plan zu verhüten. Auch England hatte sogleich aus Rücksicht auf den Rostocker Hafen gegen das Tauschprojekt Einspruch erhoben, in welchem es eine Gefährdung der Unabhängigkeit des Nordens und der Ostsee sah.

Preußen kehrte nach diesem Abstecher wieder zum Säkularisationsprinzip zurück, welches die vertragsmäßige Grundlage der Entschädigungsverhandlungen bilden sollte. Den russischen Vorschlag erkannte es als ein richtiges Äquivalent nicht an und suchte wiederum die Zustimmung der Franzosen zur Erwerbung der westfälisch-niedersächsischen Bistümer nach dem Unterantrag[1]) vom Juli 1801 zu erlangen, obwohl doch ihre Bedenken gegen die Ueberweisung des Bistums Münster nicht zu heben waren. Man war auch bereit, auf dasselbe zu verzichten und beantragte in diesem Falle die Bistümer Hildesheim, Osnabrück und Paderborn, das Eichsfeld mit Erfurt und einige fränkische Parzellen zur Abrundung. Einen Streifen von Münster glaubte man aber zur Herstellung einer Verbindung zwischen dem rechtsrheinischen Teil des Herzogtums Cleve und den übrigen Provinzen nicht entbehren zu können und beanspruchte einen noch größeren Teil davon und zugleich die Grafschaft Recklinghausen, falls Osnabrück gestrichen würde.[2])

Die Interessen Hannovers wurden durch den neuen preußischen Plan ungleich mehr gefährdet, als durch den alten russischen, gegen den Graf Münster besser nicht intrigiert hätte. Hatte Preußen außer Hildesheim auch das Stift Osnabrück wiederum auf seine Liste gesetzt, so war dafür vorzüglich dessen geographische Lage bestimmend.

---

[1]) Oben S. 220.

[2]) Preußische Note aus Lombards Feder an Beurnonville 1802 17./1.; Bailleu II, S. 71.

Digitized by Google

Offenbar trennten sich bei dem damaligen Stande der Entschädigungsfrage die Interessen Hannovers scharf von denen Österreichs, was der hannoversche Gesandte in Petersburg übersah, und erst Lenthe mußte ihm bemerklich machen (1802 15./1.), daß der Kurfürst eigentlich keinen Beruf habe, die Wünsche des Kaisers für die Erhaltung der Reichsverfassung, und besonders der drei geistlichen Kurfürstentümer, bei dessen eigenen unmäßigen Forderungen zu unterstützen, daß vielmehr die Verstärkung mächtiger weltlicher Fürsten für das gemeine Beste wichtiger und nicht abzusehen sei, wie Preußen anders als durch das Stift Münster befriedigt werden könne. Machte es eben den anderen Versuch, so war doch die Aussicht, Osnabrück zu erlangen, gering und mit Rücksicht darauf hatte es sich ein Kompensationsobjekt schon ausgesucht. Vorauszusehen war, daß sich der erste Konsul nach den Friedenspräliminarien mit England auf eine Kränkung des englischen Königshauses nicht einlassen werde. In Hannover[1]) hate man auch bereits in Erfahrung gebracht, daß Bonaparte mit den preußischen Vorschlägen wenig zufrieden sei; er fand darin zu wenig Rücksichtnahme auf die Wünsche der anderen vier Großmächte und hatte Osnabrück nach sicheren Nachrichten sogleich von den Entschädigungsobjekten ausgeschlossen, weil es als „Apanage" des königl. Hauses anzusehen sei. General Beurnonville äußerte sich Haugwitz gegenüber in ähnlichem Sinne. Auch in Petersburg wurde das preußische Projekt mit geteilten Empfindungen aufgenommen, einmal weil damit die Ablehnung des russischen verbunden war[2]), welches Kaiser Alexander[3]) nach wie vor mit Rücksicht auf das Verhältnis

[1]) Kab.-Minist. in Hannover an Graf Münster 1802 26./1.

[2]) Haugwitz an das russische Ministerium 1802 28./1. (Hann. Des. 12 a, IV, Berlin, Nr. 183).

[3]) Krüdener an das Berliner Kabinett 1802 3./3.

Digitized by Google

zu den Verlusten für das richtigste hielt, und dann, weil die aus ihm entspringenden Schwierigkeiten vorauszusehen waren. Ohne sich in eine Prüfung der Berechnungen einzulassen, bemerkte der Kaiser nur, daß sich unter den Entschädigungsgegenständen solche befänden, auf welche andere Mächte, namentlich Hannover, Anspruch erhöben, und erwartete von der Mäßigung und Billigkeit des Königs, daß er das Eigentum anderer Fürsten nicht verletze.

Hannover konnte in der Tat nur in Petersburg Schutz gegen den neuen preußischen Plan finden, aber auch Preußen suchte dort für seine Interessen zu wirken, so daß man zwischen den Gründen des Grafen Münster und denen des Grafen Lusi die Entscheidung zu treffen hatte. Bei allen Sympathieen für Hannover verhehlte sich Kotschubey[1]) nicht, daß es mit Rücksicht auf die preußischen Forderungen schwierig sein würde, Hildesheim und Osnabrück von der Säkularisation auszuschließen. Nach der Behauptung des preußischen Hofes erforderten die Sicherheit und Unabhängigkeit Norddeutschlands, daß Osnabrück preußisch werde, in politischer Hinsicht wie vom militärischen Standpunkt. Lord Helens ließ alle Minen springen, um den Petersburger Hof gegen den Vorschlag zu stimmen.[2]) Es kostete ihm und dem Grafen Münster[3]) große Mühe, Kotschubey zu überzeugen, daß Osnabrück nicht wie andere geistliche Staaten beurteilt werden dürfe. Der russische Minister verstand von den Angelegenheiten Deutschlands nach seinem eigenen Geständnis eigentlich nichts und hätte, wie er scherzte, die königlichen und fürstlichen „Feldmesser" sehr gern aus eigener Tasche befriedigt, wenn er die Mittel dazu gehabt. In Wien

[1]) Kotschubey an Woronzow 1802 16./2.; Archiv Knjazja Voroncova XVIII, S. 268.

[2]) Caulaincourt an Talleyrand 1802 14./3.; Sbornik S. 366.

[3]) Bericht Münsters von 1802 2./3.

Digitized by Google

fanden die Ansprüche Hannovers auf Osnabrück unumwundene Anerkennung.[1]) Die Gegenvorstellungen verfehlten ihren Eindruck am Berliner Hofe nicht. Der König hatte auf die fränkischen Bistümer verzichtet, hatte auch auf Münster verzichtet; mit Rücksicht auf die beiden Kaiser trat er auch von Osnabrück zurück und erklärte sich in jede Unterhandlung gern einlassen zu wollen, welche das Haus Hannover bei der damaligen Konjunktur einzuleiten wünschen möchte.[2]) Das ließ sich auf eine Verständigung bezüglich Hildesheims deuten.

Preußen hatte das bloße Recht des kurfürstlichen Hauses auf abwechselnde Wahl in Osnabrück zur Begründung eines Einspruchsrechts nicht für ausreichend erachtet und an eine Ablösung gedacht, wie umgekehrt Hannover 1798 an einen Auskauf des katholischen Anteils gedacht zu haben scheint.[3]) Wie damals stand der hannoverschen Regierung die Sorge um Hildesheim noch unvermindert im Vordergrunde, und da man in dieser Hinsicht auch bei Rußland keine Unterstützung fand, ließ sich das ersehnte Ziel fast nur noch durch einen Tausch erreichen. König Georg war jedem Tausche von Untertanen abhold, hatte sich aber doch dem Grafen Münster gegenüber im Notfall zur Abtretung des alternativen Besitzes von Osnabrück behufs Eintauschung des ersehnten Stifts bereit erklärt. Zur Einleitung der Tauschverhandlungen begab sich der Kriegsrat von Ompteda im Januar 1802 nach Berlin unter dem Vorwand, seine dortigen Verwandten zu besuchen. Man hatte ihn gewählt, weil er das Vertrauen von Haugwitz besaß, und der offizielle Berliner Gesandte v. Reden wegen der Okkupation Hannovers mit

[1]) Bericht Kellers 1802 13./3. (G. St.-A. Rep. I, 188, Vol. I).

[2]) Bericht Münsters von 1802 1./4. (Hann. Des. 92, XXXVII, A V, 13, Nr. 2).

[3]) Siehe oben S. 193.

Digitized by Google

dem preußischen Ministerium in allerhand unangenehme Auseinandersetzungen geraten war. Haugwitz machte dem Ompteda im allerstrengsten Vertrauen die Mitteilung, daß der König nicht bloß von der Erwerbung von Osnabrück absehe, sondern sogar die Absicht hege, das Hochstift „als ein beständiges und erbliches Fürstentum" dem Kurfürsten zuzuwenden, stellte auch ein gütliches Arrangement bezüglich einzelner Hildesheimscher Ämter in Aussicht, die durch ihre Lage für Hannover von Wichtigkeit sein würden. Diese Begünstignng legte der kluge hannoversche Gesandte[1]) sofort so aus, daß sie den Ausgleich für andere Hannover zustehende Besitzungen und Gerechtsame bedeute. Tatsächlich plante Haugwitz eine Verständigung mit Frankreich wegen Überlassung des Bistums Osnabrück als vollständiges Eigentum an Hannover gegen dessen Verzicht auf Hildesheim und Sayn-Altenkirchen.[2]) König Georg legte auf die Erwerbung und Säkularisation von Osnabrück unter Aufhebung der Alternative, ungeachtet sie sonst sehr wichtig und vielleicht leichter als alles andere zu erreichen sein würde, doch nicht den Wert, daß sie den Verlust des anderen Stifts ausgleiche, und hatte dies Arrangement nur für den Fall in Aussicht genommen, daß selbst ein Teil von Hildesheim nicht zu erlangen sei.

Die nun auch vom Grafen Münster am Petersburger Hofe eingeleiteten Tauschverhandlungen litten von vornherein an dem Übelstande, daß die hannoversche Regierung sich nicht entschließen konnte, ein angemessenes Angebot zu machen und ihre Wünsche weise zu beschränken. Preußen aber kannte den hohen Wert des Hochstifts Hildesheim nur zu

[1]) Bericht v. Omptedas aus Berlin 1802 13./3 (Hann. Des. 92, XXXVII, A V, B, Nr. 2).

[2]) Haugwitz an Lucchesini 1802 12./4. und 7./5 (G. St.-A. Rep. XI, Frankreich Nr. 98, Vol. I).

Digitized by Google

gut, als daß es gern auch nur auf einen Teil desselben verzichtet hätte. Bot man zuerst die Pfandgerechtsame Hannovers an der Grafschaft Bentheim und das nach Ableben des Markgrafen von Ansbach eintretende Erbrecht auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen für die angrenzenden Ämter, so äußerte Kotschubey, daß ein Land, welches dem König erst später zufallen werde, und eine Grafschaft, die er nur pfandweise besäße, kein zulässiges Surrogat seien. Nur für den Fall des Scheiterns dieses Vorschlages wollte der König die Alternative auf Osnabrück opfern, unter der Voraussetzung der Entschädigung seines Sohnes.

Die Vermittelung Rußlands in der Entschädigungsangelegenheit war hauptsächlich durch die Schuld Österreichs fehlgeschlagen, und die Lösung der verwickelten Frage war nur noch von dem Willen Bonapartes zu erwarten. Talleyrand ließ die vorgelegten russischen und österreichischen Pläne liegen und hielt Morkow nur mit allgemeinen Redensarten hin, ohne eine Entscheidung zu treffen. Österreich wünschte die Verlegung der Verhandlungen nach Paris, und der russische Kaiser sah ebenfalls keinen anderen Ausweg und riet Preußen ein Gleiches zu tun. Beide Mächte hatten inzwischen ihre Sonderverhandlungen beim Kabinett der Tuilerien fortgeführt, ohne freilich etwas zu erreichen. Mit Zustimmung aller dabei interessierten Haupthöfe war nun die Entscheidung endgiltig in die Hände des ersten Konsuls gelegt, obgleich sich sicherlich keiner von ihnen schmeicheln konnte, in ihm und seinen Ministern die wesentlichste Eigenschaft eines guten Schiedsgerichts zu finden, eine strenge Unparteilichkeit.[1]) Die Proklamierung Bonapartes zum Chef der italienischen Republik durch die Konsulta in Lyon hatte

[1]) Lord Helens an Lenthe 1802 14./2 (Hann. Des. 92 XXXVII, A V, B, Nr. 2).

Digitized by Google

großen Eindruck gemacht. In demselben Maße wie die Spannung zwischen Frankreich und Österreich zunahm, verbesserten sich die Aussichten Preußens. Auch der schlechte Fortgang der Friedensverhandlungen mit England trug dazu bei, denn der Kongreß in Amiens stand vor der Auflösung. Bonaparte schien nun plötzlich von der lebhaftesten Teilnahme für das Wohl Preußens beseelt zu sein[1]) und gab seine Absicht zu erkennen, allein mit ihm ohne Zuziehung Rußlands ein Sonderabkommen zu treffen. Unter Außerachtlassung aller bisher von der Republik befolgten Grundsätze bewilligte er die preußischen Forderungen und legte noch die Überbleibsel des Kurfürstentums Köln auf dem rechten Rheinufer, das Herzogtum Westfalen und die Grafschaft Recklinghausen, als Ersatz für Osnabrück hinzu, erklärte auch, sofort eine geheime Konvention darüber abschließen zu wollen. Der König sollte nach der Unterzeichnung seine Entschädigungsprovinzen alsbald militärisch besetzen, gedeckt durch ein französisches Korps, welches zugleich die Lose des Oraniers und von Kurpfalz zu sichern hätte. Als Gegenleistung verlangte Bonaparte die Anerkennung der in Italien getroffenen Arrangements[2]) Wider Erwarten schnell schien Preußen noch über seine Wünsche hinaus befriedigt werden zu sollen, und nur der Gedanke, wie Rußland ein solches Sonderabkommen aufnehmen würde, warf einen Schatten auf die freudige Stimmung.

Nachdem der Sitz der Entschädigungsverhandlungen allerseits nach Paris verlegt war, konnte auch Hannover zur Betreibung seiner Ansprüche auf Hildesheim eine diplo-

[1]) Schreiben an General Beurnonville 1802 20./2. (Corresp. de Napoléon I, Bd. VII, S. 398).

[2]) Unterredung Lucchesinis mit Talleyrand 1802 19./2.; Bailleu II, 77. 79.

Digitized by Google

matische Vertretung daselbst kaum noch entbehren. Bisher hatte sich Lenthe der Vermittelung des französischen Agenten Otto in London bedient, eines sehr geschickten Mannes, und auch Entgegenkommen bei ihm gefunden. Aber die russischen Staatsmänner rieten zur Absendung eines eigenen Gesandten, und die Vorteile lagen auf der Hand; doch König Georg wollte nichts davon hören, denn Bonaparte bekäme er doch nicht zu sehen und würde also nur mit Talleyrand zu tun haben, „der ein sehr schlechter Mensch sei." Lenthe wollte nun freilich auch die Schlechtigkeit Talleyrands für die hannoverschen Interessen benutzen und wußte recht gut, wie viel damit in Paris auszurichten sei. Jedenfalls war die Hoffnung auf die anderen Höfe stark herabgedrückt. England nahm geringen Anteil an den deutschen Angelegenheiten, und in Amiens waren diese von der Verhandlung ausgeschlossen worden,[1]) wenn auch bezüglich Osnabrücks eine Zusicherung dort gegeben zu sein scheint.[2]) Das Petersburger Kabinett hatte schon selbst den Weg nach Paris gewiesen, und von der preußischen Expansionspolitik war für Hannover nichts Gutes zu erwarten. Nirgends anders als in Paris blieb Hilfe zu suchen, „am wenigsten für uns arme, allenthalben verlassene Hannoveraner" (1802 3./3.). „Die Krisis für uns ist jetzt fast so böse, wie sie noch nicht gewesen", schrieb der Minister Decken damals an Lenthe.

Bonaparte beabsichtigte, die ihrer Entschädigungen harrenden deutschen Staaten bis zum Abschluß des Friedens von Amiens hinzuziehen, um dann mit um so größerem Nachdruck sein Wort in die Wagschale werfen zu können. General Beurnonville wartete täglich auf die Ermächtigung,

[1]) Lenthe, Aktenmäßige Darstellung meines Verfahrens (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1856, S. 163).

[2]) Bericht Lucchesinis 1802 28./4 (G. St.-A. Rep. XI, Frankreich Nr. 89, Vol. I). Die Stelle hat Bailleu II, S. 81, nicht aufgenommen.

Digitized by Google

die Konvention mit Lucchesini abzuschließen. Kaiser Alexander suchte inzwischen den ersten Konsul zu bestimmen, Frankreich und Rußland gemeinsam zu Schiedsrichtern in der deutschen Entschädigungs-Angelegenheit zu machen,[1]) in dem Wahn, auf diese Weise seinen verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Er schien durchaus geneigt, in allen großen europäischen Fragen mit Frankreich zusammenzugehen.[2]) Rußland war offenbar vollständig in das Schlepptau Bonapartes geraten. Allerdings arbeitete eine mächtige Partei in Petersburg für den Anschluß an Österreich und England und gegen die Vereinigung mit Frankreich und Preußen, und auch Morkow huldigte dieser politischen Richtung. Krüdener,[3]) der russische Gesandte in Berlin, riet zum Abbruch der Verbindungen mit Frankreich und wollte ganz Europa gegen die Revolution mobil machen. Auch Graf Saurau, der österreichische Gesandte in Petersburg, wirkte im Widerspruch zu seiner Instruktion für das Zustandekommen einer Quadrupelallianz. Die Schuld an dem Mißlingen dieser Pläne trugen die legitimistischen Mächte insgesamt, und es erscheint ungerecht, eine einzelne dafür verantwortlich machen zu wollen.

Nach dem Friedensschlusse zu Amiens (1802 27./3.) ließ König Georg dem preußischen Hofe eine neue Verbalnote (1802 29./4.) zur Sicherung seiner Ansprüche auf Hildesheim, Osnabrück, Corvey und Höxter überreichen, die anscheinend denselben Eindruck hervorrief, wie die frühere. Des Königs Gerechtsame auf Osnabrück erkannte man an und wollte angenehme Anträge tun, aber die alten, längst verjährten Forderungen, mit denen sich Hannover in die große Entschädigungssache einzudrängen suchte, wurden zurück-

[1]) Bericht Caulincourts an Talleyrand aus Petersburg 1802 14./3.; Sbornik S. 366.

[2]) Corresp. de Napoléon VII, S. 410.

[3]) Krüdener an Kotschubey 1802 6./3.; Martens VI, S. 296.

Digitized by Google

gewiesen. Auf Luccheſinis wiederholte Nachfrage nach dem Schickſal Osnabrücks erwiderte Talleyrand, daß die Angelegenheit im Einvernehmen mit den intereſſierten Teilen geregelt werden würde, zur ſelben Zeit, wie die anderen dieſer Art. Abermals kam Lenthe in der höchſten Not auf den Plan einer diplomatiſchen Vertretung in Paris zurück, und abermals verwarf ihn der König mit Heftigkeit, weil er nur zu Avancen führen könnte. „Es würde mit Talleyrand zu negociiren ſein", ſagte er,[1]) „und das möchte auf eine Art geſchehen, die ſich kein redlicher Mann erlauben werde. Er wolle lieber nichts haben, als es durch Beſtechungen erhalten." So mußte man ſich alſo weiter der Vermittelung Ottos bedienen, der zwar aufrichtig war, aber ſchwerlich in Paris genügend Einfluß beſaß. Von Frankreich kam keine Antwort, und Otto ſchien auch keine mehr zu erwarten. Wenn er Lenthe zu verſtehen gab, die Hilfe Englands in Anſpruch zu nehmen, ſo war dies ein ſchlechter Troſt, und eher hoffte dieſer von Rußlands Einfluß, daß es Hildesheim nicht in preußiſche Hände kommen laſſen werde. Freilich ſtand einem Tauſchgeſchäft der Widerwille des Königs gegen eine Entäußerung von Beſitzungen und Untertanen im Wege, und es war ſchon zweifelhaft, ob er in die Abtretung des ganz iſoliert in Brandenburg gelegenen Amtes Klötze willigen werde. Lenthe ſah aber voraus, daß die Erwerbung von Hildesheim ſehr teuer zu ſtehen kommen werde, daß man das Hochſtift Osnabrück werde opfern und ſogar noch die Allodialbeſitzungen zulegen müſſen, und im Intereſſe der Sache hätte er gewünſcht, „daß an jeder Pflanze aus dem Berggarten ein Beutelchen mit Leder gehangen hätte."[2])

[1]) Lenthe an den Miniſter v. d. Decken, 1802 April (Hann. Deſ. 92, XXXVII, A V B, Nr. 2).

[2]) Privatſchreiben Lenthes an den Miniſter v. d. Decken in Hannover 1802 7./5. (Hann. Deſ. 92, XLI, Nr. 60a, Vol. I).

Digitized by Google

Bonaparte stand nach dem Friedensschlusse mit England als der allseitig anerkannte Gewalthaber da und konnte nun das Schicksal Deutschlands ganz nach seinem Gefallen gestalten und Kaisern und Königen seine Bedingungen vorschreiben. Das Reichsoberhaupt sah die Reichstagsmaschine in ihrem gemächlichen Gange weitergehen und traf selbst seine Entschließungen mit besorgniserregender Langsamkeit. Dem Hause Oranien war im Art. 18 des Friedensschlusses von Amiens eine Entschädigung für seine Verluste in den Niederlanden bewilligt, die der Kaiser lieber nicht bewilligt gesehen hätte, und für die Gegner der Säkularisation bedeutete diese Bestimmung nichts Gutes. Mit dem heftigsten Widerstande des Wiener Hofes mußte gerechnet werden. Die Maßnahmen des ersten Konsuls konnten aber auf widerstrebende Elemente einen ernsteren Eindruck machen, wenn sie durch einen legitimistischen Strohmann gedeckt wurden. In Rußland standen die persönlichen Interessen des Kaisers und der kaiserlichen Familie mit denen des Staates in einem gewissen Gegensatz, und die Sympathieen für die deutsche Verwandtschaft haben Kaiser Alexander von der nationalen Politik abgelenkt. Bonaparte wußte seine Schwäche für gewisse deutsche Fürsten geschickt zu benutzen, um seinen Willen durch ihn zur Ausführung zu bringen. Die Vergrößerungspläne Preußens stießen auch am Petersburger Hofe auf Widerspruch, der sich zum Sprachrohr der preußenfeindlichen Einflüsterungen machte, aber eher war immer noch dessen Gunst zu gewinnen, als die Österreichs. Die französischen Minister selbst rieten Preußen, alle Abmachungen mit dem ersten Konsul heimlich nach Petersburg mitzuteilen, und der König nahm das Angebot der guten Dienste Rußlands bei Frankreich zu Gunsten seiner Entschädigungsforderungen an.[1]) Kaiser Alexander hielt einen offenen Wider-

[1]) Haugwitz an Lucchesini 1802 5./4. (G. St.-A. Rep. XI, Frankreich, Nr. 89, Vol. I).

Digitized by Google

spruch gegen die preußischen Forderungen nicht mehr für nützlich, glaubte vielmehr den Berliner Hof in der Hoffnung erhalten zu müssen, daß seine Pläne die Zustimmung Rußlands finden würden.[1]) Bonaparte wünschte dreierlei Unterhandlungen,[2]) mit Rußland, um es für seine Pläne zu gewinnen, mit Preußen zur Vergleichung über die eigenen Entschädigungen, sowie die des Oraniers, Bayerns und Badens, und drittens mit Österreich wegen der dortigen Interessen. Er trat bei der Regulierung der wichtigsten Reichssache nach dem Westfälischen Frieden als höhere Macht über Kaiser und Reich auf und konnte nun ironisch fragen, ob unter solchen Umständen die Verfassung Deutschlands noch vorhanden sei.

Ende April 1802 hatte er seinen Absichten über die Verteilung der deutschen Entschädigungsländer feste Gestalt gegeben. Es handelte sich nun darum, den russischen Gesandten Morkow für den Verteilungsplan zu gewinnen, was bei dessen Abneigung gegen Preußen keine Kleinigkeit war. Mit Wohlgefallen entnahm dieser[3]) aus Talleyrands Mitteilungen, daß man bei Baden und Württemberg, aus Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen, die russischen Tableaux zu Grunde gelegt habe, und beiden sogar die Kurfürstenwürde zuteil werden sollte; daß man auch beim Großherzog von Toskana und bei Bayern im ganzen nach jenen gegangen war, allerdings unter Reservierung von Regensburg für den Kurfürsten von Mainz. Als sie aber dann zu dem Artikel des Königs von Preußen und des Prinzen von Oranien kamen, bemerkte er eine so große Verschiedenheit von den russischen Plänen, daß er starke Ein-

[1]) Martens VI, S. 296.

[2]) Corresp. de Napoléon Bd. VII, S. 427.

[3]) Berichte Morkows von 1802 30./4. und 10./5.; Sbornik S. 397. 400.

Digitized by Google

wendungen machen zu müssen glaubte. Bonaparte machte den Versuch, Preußen alles was es gewünscht, doch nicht das Bistum Osnabrück, aber dafür die rechtsrheinischen Überreste von Kur-Köln laut dem im Februar gegebenen Versprechen zu gewähren, und wollte auch den Oranier mit dem Bistum Fulda und noch einer Ergänzung reichlich bedenken. Die Überraschung Morkows läßt sich schwer vorstellen, und feierlich erklärte er, ohne die ausdrückliche Genehmigung seines Kaisers solchen Abmachungen nicht zustimmen zu können. Talleyrand wollte eine kleine Verringerung des preußischen Loses zu erreichen suchen, zeigte sich aber über den Aufenthalt sehr verstimmt. Er beabsichtigte den neuen Verteilungsplan in zwei gleichförmigen Noten mit Morkow sofort festzulegen, dann seine endgiltige Anerkennung seitens des österreichischen und preußischen Gesandten durch Zeichnung einer Deklaration zu veranlassen und diese endlich durch die Minister Frankreichs und Rußlands in Regensburg vorlegen zu lassen. Das beschriebene Verfahren hielt er für das kürzeste und einfachste, weil es alle weiteren Erörterungen abschneide, und er wollte so vorgehen, wie im Kriegszustande. Aber war nicht Kaiser Alexander eigentlich der Alliirte der beiden interessierten Großmächte? Morkow wollte die Form durchaus mit den Rücksichten unverträglich erscheinen, die man diesen schuldig sei. Hatte Talleyrand anfänglich versprochen, ihm den Verteilungsplan in wenigen Tagen schriftlich zu geben, so zögerte er nach der Aussprache damit, obwohl er im übrigen große Eile zeigte, zum Abschluß zu kommen.

Österreich hatte den russischen Vorschlag eben wegen der Höhe des preußischen Loses abgelehnt und wollte selbst Preußen nur das Stift Paderborn[1]) mit einigen Abteien

[1]) Siehe oben S. 222.

Digitized by Google

und der Reichsstadt Dortmund bewilligen. Von einer Zuziehung des österreichischen Gesandten durfte sich also Bonaparte ebensowenig etwas versprechen, wie von der des russischen, und er war entschlossen, zunächst mit Preußen allein ins Reine zu kommen. Eigentlich hatte sein Plan bezüglich desselben nur die Parität hergestellt, nachdem die Russen Kaiser Franz alle seine Wünsche bewilligt hatten. Der Widerstand von der gegnerischen Seite und die Bemängelung der preußischen Rechnungen hatten indes doch den einen Erfolg, daß Bonaparte die kurkölnischen Landesteile, das Herzogtum Westfalen und die Grafschaft Recklinghausen, Preußen entzog und ersteres dem Hause Hessen-Darmstadt,[1]) letztere dem Herzog von Aremberg[2]) gab. Den Ausfall hatte er durch Zuweisung des bevölkerten und fruchtbaren Teils des Oberstifts Münster auszugleichen gesucht. Lucchesini bemerkte die erhebliche Verschlechterung des preußischen Loses gegen das Projekt vom Februar und wollte auf das Herzogtum Westfalen nicht verzichten. Seine Klagen konnten aber unter den vorliegenden Verhältnissen kaum noch Beachtung finden. Bonaparte hatte den Grundsätzen Morkows in gewisser Hinsicht Rechnung getragen, weil er die Mitwirkung Rußlands nicht ganz entbehren mochte, und zugleich wohl, um der Bildung kleinerer Zwischenstaaten im Interesse der Republik Vorschub zu leisten. Er hatte auch die Enklaven in Franken gestrichen, und es drohte der Abbruch der Verhandlungen, als Lucchesini auf ihnen zu bestehen versuchte. Dem gewandten preußischen Diplomaten gelang es nur, eine günstigere Verschiebung der Grenzlinien im Oberstift

[1]) Vgl. A. Meister, Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft, Münster 1908.

[2]) Der der Reichsdeputation vorgelegte französische Indemnisationsplan ist in den Beilagen zu den Protokollen der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg I, S. 26, gedruckt.

Digitized by Google

Münster unter Einschluß der Stadt zu erreichen. Er stand vor einem fertigen Plan, an dem nichts mehr zu ändern war. Das reiche Erbe der mittelalterlichen Kirche Deutschlands war verteilt, und ein Federstrich Bonapartes hatte mit den geistlichen Wahlstaaten auch eine Masse weltlicher kleiner Reichsstände von der Landkarte gestrichen. Seinen definitiven Entschluß über die Regulierung der deutschen Entschädigungen hatte er in der ersten Hälfte des Mai 1802 gefaßt und dann die Unterhandlungen zum Abschluß einer Spezial-Konvention mit Lucchesini einleiten lassen. Da dieser sah, daß nichts weiter zu erreichen war, entschloß er sich[1]) zum unmittelbaren Abschluß der Konvention, die der Vertreter Frankreichs gern noch während der Nacht auf Grund seiner Entwürfe redigiert gesehen hätte. Für die Ratifizierung der Konvention[2]) vom 23. Mai 1802 hatte Bonaparte eine Frist von 14 Tagen gegeben. Er räumte Preußen das Recht zur unmittelbaren Besitznahme seiner Entschädigungsländer nach Austausch der Ratifikationen ein, verlangte aber dafür von ihm den formellen Verzicht auf seine linksrheinischen Besitzungen und zugleich die Garantie der in Italien vorgenommenen staatlichen Veränderungen.

Der Freundschaft Frankreichs hatte Preußen als Entschädigung für seine abgetretenen linksrheinischen Gebiete nicht allein das Hochstift Hildesheim, um welches es seit den Rastatter Tagen geworben, sondern auch Paderborn, Teile von Münster und viele andere, zur Abrundung, Verbindung und Ausdehnung seines Staatenkomplexes höchst notwendige Landesteile und so eine Stärkung seiner Macht zu verdanken, zu der Rußland und Österreich freiwillig niemals die Hand geboten hätten. Der erste Konsul hatte ihm

[1]) Protokoll der Konferenzen zwischen Lucchesini und Beurnonville, 1802, Mai 19.—21.; Bailleu II, S. 84 ff.

[2]) de Clercq I, S. 583.

Digitized by Google

ein „weniger streng" nach den Verlusten berechnetes Los gewähren wollen und seine Entschädigungsländer zwar höher als die preußische, aber niedriger, als die österreichische und russische Taxe lautete, bewertet. Es erhielt für einen Verlust von 46 □ Meilen und 123 000 Einwohnern mehr als das Vierfache zurück, nämlich 216 □ Meilen und 461 000 Einwohner.[1]) Das war allerdings keine bloße Entschädigung mehr, und im allgemeinen hat die preußische Vergrößerungspolitik wenig Sympathieen gefunden, aber auch andere Erwägungen lassen sich anstellen. War die vom Sieger bestimmte Säkularisation der geistlichen Staaten des deutschen Reichs nicht zu vermeiden, so ließ sich keine bessere Verwendung als zum Schutze des Vaterlandes denken. Die Verstärkung der preußischen Macht im westlichen Teile des Reichs mußte zum Wohle der gemeinsamen Sache ausschlagen, und Preußen konnte kaum zulassen, daß der geistliche Güterbesitz in Norddeutschland mindermächtigen Staaten zufiel, die sich in Zeiten der Not doch nur eben durch seine Hilfe behaupten konnten und für das gemeine Beste wenig oder nichts leisteten. Die größeren Fürsten des nördlichen Deutschlands wurden dnrch die neuen Erwerbungen stark beeinflußt. Kursachsen erhielt gegen Thüringen und das Eichsfeld auf eine größere Strecke die preußische Nachbarschaft. Dasselbe Eichsfeld mit Paderborn umklammerte auch Hessen und behinderte endlich zusammen mit Hildesheim die Braunschweig-Lüneburgischen Lande in ihrer politischen Freiheit.

Durch den eben mit Preußen geschlossenen Entschädigungsvertrag war der Ausgangspunkt für die Regulierung

[1]) Die Zahlen sind der Statistischen Übersicht der königl. preußischen Indemnitätserwerbungen von 1802 2./6. entnommen (G. St.-A. Rep. 67 B, Nr. 21). Häusser II, 408, berechnet den Verlust Preußens auf 48 □ Meilen, den Zuwachs auf 230 □ Meilen.

Digitized by Google

der übrigen Entschädigungen gefunden, und nur noch die Zustimmung Rußlands zu dem ersten entscheidenden Schritte blieb einzuholen. Die so beträchtlichen preußischen Erwerbungen bedeuteten eine starke Verschiebung des Machtverhältnisses der europäischen Staaten zu Gunsten Preußens, und im Interesse des Nachbars lag es, diese Verschiebung eher zu verhindern, als zu begünstigen. Hier hat nun Bonaparte mit meisterhafter Geschicklichkeit die persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen für seine Zwecke zu benutzen verstanden, die auf einer vom Erbprinzen von Mecklenburg,[1]) dem Schwager Kaiser Alexanders, vermittelten Zusammenkunft in Memel im Juni 1802 geknüpft wurden. Ohne Jemandem von seiner Umgebung etwas zu sagen, hatte sich der russische Kaiser zu der Reise nach Memel entschlossen, welche die nationalrussische Partei als „unpolitisch" verdammen mußte. Unmittelbar vor der bevorstehenden Zusammenkunft hatte Bonaparte die Konvention mit Preußen zum Abschluß bringen lassen, und bei der Ankunft in Memel erhielt der König einen Kurier mit dem abgeschlossenen Staatsvertrag. Er erhielt zugleich den Glückwunsch Bonapartes[2]) mit dessen stolzer Freudenbezeugung, etwas für das Anwachsen der Macht und der Kräfte Preußens getan zu haben. Ein zweites Handschreiben war unter demselben Datum an Alexander[3]) gerichtet. Aus diesem konnte der russische Kaiser mit Genugtuung entnehmen, daß der Abschluß der Entschädigungsverhandlungen mit Morkow bevorstehe, und Bonaparte in wenigen Tagen mit dem Kaiser zu-

[1]) Schreiben Kotschubeys an Woronzow 1802 7./5.; Archiv Knjazja Voroncova XVIII, S. 272. Vgl. Bailleu, Briefwechsel S. XI ff.

[2]) Bonaparte an Friedrich Wilhelm 1802 23./5.; Corresp. de Napoléon Bd. VII, 474; vgl. Thiers IV, 117.

[3]) Corresp. de Napoléon Bd. VII, Nr. 6094; Sbornik S. 405.

Digitized by Google

sammen dem Reichstag in Regensburg die Note vorzulegen hoffte, in welcher für die russischen Schützlinge Baden und Württemberg der Kurhut gefordert wurde. Nach dem Eintreffen dieses Schreibens in Memel[1]) mußte Kaiser Alexander glauben, daß sein Pariser Gesandter an dem bevorstehenden Abschluß des Entschädigungswerks hervorragend beteiligt sei. Nachdem der Boden in dieser Weise vorbereitet war, ließ sich das vor der Reise gegebene Versprechen, nicht von Staatsangelegenheiten zu sprechen, höchstens von den Monarchen selbst einhalten. Haugwitz beabsichtigte der russischen Regierung einen vollkommen offenherzigen Einblick in die preußischen Abmachungen mit Frankreich zu gewähren[2]) und ließ Kotschubey eine Note darüber zustellen. Der preußische Kabinettsrat Lombard suchte eine private Unterredung mit dem russischen Minister nach, sprach von dem Vertrage und bat um die Zustimmung des Kaisers. Kotschubey hielt es für besser, die Entscheidung bis zur Rückkehr nach Petersburg zu verschieben. Der Kaiser schien den Gedanken zu billigen, zeigte sich aber ziemlich verstimmt, als ihm sein Minister durch Gegenvorstellungen gegen Preußen zu beeinflussen suchte, und machte aus seiner Unzufriedenheit darüber kein Hehl.[3]) Die freundschaftliche Zuneigung der beiden Monarchen hatte vollbracht, was die russische Diplomatie mit allen Kräften zu verhindern gesucht hatte. In Paris wurde die Nachricht von der Memeler Zusammenkunft mit großer Begeisterung aufgenommen, und sie bedeutete in der Tat einen neuen Sieg der Bonaparte'schen Politik. Morkow sah die Schwierigkeit voraus, den Anteil Preußens an den

[1]) Tatistchef, Alexandre I. et Napoléon S. 30.

[2]) Denkschrift von Haugwitz 1802 21./5.; Bailleu II, 96.

[3]) Schreiben Kotschubeys an Woronzow 1802 14./6.; Archiv Voronc. XVIII, S. 275.

Digitized by Google

Entschädigungsländern noch so zu beschränken, wie er es wohl gewünscht hätte.

Auch für Hannover hat die Memeler Zusammenkunft eine gewisse Bedeutung gewonnen. Als Lombard das Verzeichnis der preußischen Entschädigungsländer Kotschubey zeigte, bemerkte dieser mit Unruhe Hildesheim darunter, und glaubte sich die Bemerkung nicht versagen zu sollen, daß Preußen auf die hannoverschen Reklamationen nicht die Rücksicht genommen habe, welche der Kaiser nach der Erklärung des Berliner Kabinetts erwarten durfte. Lombard versuchte nachzuweisen, daß König Georg durch die Säkularisation von Osnabrück schon reichlich entschädigt werde. Indes Kotschubey wies auf den Wunsch des Kaisers hin, wie dieser es gern sähe, wenn Preußen sich durch ein freundliches Abkommen zur Abtretung mittelst Tausches wenigstens des Teiles[1]) des Bistums Hildesheim verstehe, dessen Besitz wegen der Nähe der Hauptstadt für den König von Wert sei. Lombard erklärte sich zur Abgabe der formellen Versicherung ermächtigt, daß sein Herr sich gern mit der hannoverschen Regierung in ein Arrangement einlassen werde. Solche allgemeine Erklärungen waren auch schon früher der hannoverschen Regierung direkt gegeben worden, und es ist kaum zu bezweifeln, daß Lombard in dieser Weise den russischen Minister zu beschwichtigen gesucht hat.[2]) Später wurde preußischerseits freilich bestritten, daß die geringste Verpflichtung eingegangen sei.

Das Abkommen mit Preußen bildet die feste Grundlage des Bonaparte'schen Entschädigungsplans, und zum ersten

[1]) Nur ein Teil des Bistums ist in Frage gekommen nach dem Schreiben Kotschubeys an Baron Nicolai in London 1802 21./7. (Hann. Des. 12a, IV, Berlin, Nr. 184).

[2]) Vgl. auch H. Ulmann, Russisch-preußische Politik unter Alexander I, S. 41.

Digitized by Google

Mal war darin ein Anteil an den säkularisierten Stiftern bestimmt. Ein kurz vorher mit Württemberg[1]) geschlossener Vertrag (20./5.) enthält ebenso wie der frühere mit Bayern nur allgemeine Zusagen. Auf dem österreichischen Grundsatz einer strengen Ausgleichung der Verluste war der französische Plan offenbar nicht aufgebaut. Der österreichische Gesandte Graf Philipp Cobenzl war überhaupt zu den Verhandlungen nicht zugezogen worden, und eine wesentliche Bedingung Talleyrand's war gewesen, daß ihm auch keine Mitteilung davon gemacht werde. Morkow dachte nicht anders, doch konnte der Vertreter Rußlands unmöglich ganz übergangen werden. Etwa seit Mitte Mai unterhandelte Talleyrand wieder mit ihm, mehr freilich, um ihn auszuforschen und seine Einwände zu hören, als daß er ernstlich die Absicht gezeigt hätte, zum Schluß zu kommen.

Am 2. Juni endlich rief er ihn in sein Kabinett und zeigte ihm in größter Eile eine dem Reichstag vorzulegende Note mit dem ganzen Entschädigungsplan. Morkow konnte das Schriftstück nur eben durchfliegen, bemerkte indes sogleich die stärksten Abweichungen von seinen Tableaux. Der Gesandte bat um Zeit zur Vergleichung, bat um Abschrift. Talleyrand hatte aber gar keine Zeit: es sei die erste Minute, daß er selbst das Schriftstück habe lesen können; es sei wohl auch noch verbesserungsbedürftig, und er habe es ihm nur schnell mitgeteilt, da er die Ungeduld des ersten Konsuls kenne, die Angelegenheit rasch beendigt zu sehen. Morkow mußte zufrieden sein, wenigstens einen Auszug machen zu dürfen. Die Einleitung las sich ganz tröstlich, Ersatz der anerkannten Verluste und Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beiden Haupthäusern Deutschlands, wie es vor dem Kriege bestanden, aber die Ausführung im

[1]) de Clercq I, S. 582.

Digitized by Google

Einzelnen entsprach diesen strengen Grundsätzen wenig, wie er zu seinem Schmerze gewahren mußte; überall überstiegen die Entschädigungen die Verluste, und das Gleichgewicht stürzte der Plan fast vollständig um. Preußen und der Oranier waren in unerhörter Weise begünstigt. Talleyrand erklärte, der erste Konsul sei durch Zusicherungen gebunden, erklärte aber auch, daß man zu anderen Mitteln greifen müsse, falls der russische Kaiser zu ihrer Erfüllung nicht die Hand biete. Und waren die Vorteile der russischen Verwandtschaft weniger erheblich? Talleyrand kam zuletzt auf die Zusammenkunft in Memel und die freundschaftlichen Beziehungen des Kaisers zum König von Preußen zu sprechen, und mit Erstaunen hörte Morkow, daß der vorgeschlagene Plan von seinem Herrn sogar schon gebilligt sei, hörte aber auch, wie man ihm sein Übelwollen gegen Preußen vorwarf und ihn verantwortlich machte für eine etwaige Nichtteilnahme des Kaisers an einem so wichtigen Geschäfte. Der Plan war einseitig durch Bonaparte festgesetzt, nicht durch Übereinkunft mit Kaiser Alexander, und sollte diesem eben als Gesetz (comme loi) aufgedrungen werden, wogegen sich Morkows Gewissen sträubte; aber Vorsicht war geboten, und den Verdacht persönlicher Voreingenommenheit wollte er nicht auf sich sitzen lassen, wollte die verschiedenen Ansichten in Einklang bringen, wollte neue Instruktionen abwarten, erinnerte auch schüchtern an das Hauptziel der russischen Verbindung mit Frankreich, gleichzeitig mit dem Wiener Hofe ein Abkommen zu treffen. Das erklärte nun Talleyrand bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Interessen für durchaus unmöglich. Der erste Konsul beabsichtigte vielmehr das Reichsoberhaupt ganz zu übergehen und sich direkt an den Reichstag zu wenden. Verharrte Morkow auf seiner Weigerung, so war ein heftiger Ausbruch des leidenschaftlichen Temperamentes Bonapartes zu befürchten, und

Digitized by Google

diesem Ungewitter wollte sich selbst der Russe nicht aussetzen. Er zeichnete die für den Reichstag bestimmte Note mit dem französischen Entschädigungsplan in zwei Exemplaren unter Vorbehalt der Genehmigung seines Kaisers und zugleich einen zweiten Akt, durch welchen der erste bei der Weigerung desselben für null und nichtig erklärt wurde.[1]) Nach dem zwischen Talleyrand und Morkow am 3. Juni 1802 getroffenen Abkommen war die Genehmigung des russischen Kaisers innerhalb 50 Tagen, wenn nicht eher, einzuholen und der Plan vorher keinem anderen Kabinett mitzuteilen.[2]) In Morkows Augen bedeutete er die Umwälzung Deutschlands, die Erniedrigung des Hauses Österreich und die Vernichtung des katholischen Einflusses im Reich, doch beschwichtigte ihm Talleyrand damit, daß man auf etwaige Einwendungen Rücksicht nehmen wolle. Die französische Diplomatie hatte über das mächtige Rußland einen vollkommenen Sieg errungen.

Kaiser Alexander befand sich noch auf der Reise,[3]) als ihm die von Morkow abgeschlossenen Verträge vorgelegt wurden. Er wollte nichts überstürzen und verschob die Prüfung bis zu seiner Rückkehr nach Petersburg. Verweigerte er seine Genehmigung, so überließ er Frankreich allein die Regelung der deutschen Entschädigungssache und verzichtete für immer auf ein direktes Eingreifen in die Angelegenheiten des Reiches. Bonaparte schien entschlossen, im Notfalle allein im Namen Frankreichs seinen Plan an den deutschen Reichstag zu bringen. Der französische Gesandte Hédouville in Petersburg hatte den Auftrag, auf eine so-

[1]) Bericht Morkows 1802 4./6.; Sbornik S. 416.

[2]) Sbornik S. 414.

[3]) Schreiben Alexanders an Friedrich Wilhelm III. 1802 25./6.; Bailleu, Briefwechsel S. 19.

Digitized by Google

fortige Entschließung zu drängen und keine Zeit zur Absendung von Kurieren nach Wien zu lassen; bei unübersteiglichen Schwierigkeiten sollte er noch vor Ablauf eines Zeitraums von 10 Tagen den Kurier zurücksenden, damit man die nötigen Maßregeln treffen könne. Der König von Preußen und der Markgraf von Baden schrieben direkt an Kaiser Alexander, daß er seine Zustimmung beschleunige. Die beschränkte Frist konnte unmöglich eingehalten werden, und Preußen entschuldigte den Kaiser deshalb bei Bonaparte. Talleyrand suchte in einem langen Brief auf den Vizekanzler Kurakin einzuwirken, und dieser empfahl auch seinem Herrn die Annahme des Planes. Seine Stimmung war Preußen außerordentlich günstig. Selbst Kotschubey sprach sich gegen Österreich aus, und Hédouville war darüber um so mehr überrascht, je mehr dessen Hinneigung zu Morkows politischer Richtung bekannt war. Kaiser Alexander erhob gegen die Entschädigungen der größeren Staaten keine Einwendungen und zeigte sich nur darüber unzufrieden, daß Frankreich nicht einmal die Regulierung der kleineren Lose dem Reichstag überlassen habe. Hédouville besaß in seinem Siegesrausch die unerhörte Dreistigkeit, dem russischen Ministerium Abschrift einer zur Entschließung drängenden Note Talleyrands zu übergeben, was fast wie eine Drohung aussah, zog sie aber auf die Vorstellung der Minister wieder zurück. Am 16. Juli ging ihm dann die Nachricht von der Genehmignng des Entschädigungsplans durch den Kaiser zu. Alexander hatte sich nur ein paar ziemlich unerhebliche Änderungsvorschläge erlaubt, um wenigstens den Schein der Selbständigkeit zu wahren, u. a. daß in der Überschrift der Ausdruck Note durch Déclaration à la diète de Ratisbonne ersetzt werde.[1])

[1]) Hédouville an Talleyrand 1802 16./7.; Sbornik S. 473. Vgl. M. Bignon, Hist. de France depuis le 18. Brumaire, Paris 1829, II, S. 331.

Digitized by Google

Die einzige Hoffnung Morkows war gewesen, daß der Kaiser der von ihm signierten Konvention seine Ratifikation versagen werde. Als ihm der preußische Vertrag nach dem Austausch der Ratifikationen zur unverzüglichen Weiterbeförderung an seinen Herrn mitgetheilt wurde, äußerte er sein Erstaunen über eine „so brüske Abmachung".[1] Lucchesini glaubte aber doch schon eine Abnahme seines Widerstandes gegen den Plan zu bemerken, und bereits schien er mit der Möglichkeit einer Bestätigung zu rechnen. Mit großer Ungeduld wurde in Paris die Entschließung des russischen Kaisers erwartet. Seinem Gesandten gegenüber entschuldigte sich Alexander mit dem Wunsche einer Beendigung der Angelegenheit und der Beseitigung des Zustandes der Unsicherheit in Deutschland, vor allem aber mit der Absicht eines einträchtlichen Zusammengehens mit Frankreich. Der erste Konsul konnte mit dem erzielten Erfolge zufrieden sein, der inzwischen bereits durch einen noch größeren überholt war. Er drückte Morkow seine Befriedigung über die Genehmigung des Indemnitätsplans durch den Kaiser aus und ging dann sofort auf die Proklamation seines lebenslänglichen Konsulats ein, von der er eine Konsolidierung der französischen Regierung und dadurch eine weitere Beruhigung Europas erwartete.

Kaiser Alexander hatte nicht bloß die Entschädigungen seiner deutschen Verwandten und des befreundeten Preußenkönigs, sondern sämtliche Vorschläge Bonapartes in Pausch und Bogen genehmigt. Vor seinen Augen stand das Schreckgespenst des Krieges für den Fall der Weigerung, und er gestand, daß ihm das Glück Rußlands nicht gestattet haben würde, an einem solchen Teil zu nehmen.[2] Richtiger hat

[1] Bericht Morkows 1802 8./7.; Sbornik S. 465.

[2] Reskript Kaiser Alexanders an Rasumowsky 1802 16./7. (Wien).

Digitized by Google

vielleicht die politische Lage der Herzog von Holstein-Oldenburg[1]) beurteilt, wenn er die Ratifikation des Kaisers als ein Werk der Unkunde und Übereilung bezeichnete. Hätte er sie versagt, so würde schlimmstenfalls Frankreich seinen Plan allein haben durchsetzen müssen, wodurch ihm die erforderliche Sanktion gefehlt hätte. Der Herzog bedauerte die in den meisten Kabinetten herrschende unbegreifliche Schwäche und übertriebene Idee von der französischen Übermacht, von der man durch einen vereinten Angriff auf den Koloß leicht zurückgekommen wäre. Er sah aber wohl ein, daß die Stimmung unter den verschiedenen Höfen einem aufrichtigen und wirksamen Zusammengehen nicht günstig sei. Die Rolle, welche Kaiser Alexander bei dem Entschädigungsgeschäft gespielt hatte, erschien auch Lenthe[2]) als seinem Ansehen und seiner Macht nicht angemessen.

Noch trauriger war aber die Rolle Österreichs, welches in Folge seines fortgesetzten Widerstrebens von der tätigen Teilnahme ausgeschlossen und von Bonaparte vollständig isoliert war. Von diesem trennten es die Absichten auf Bayern, die Absichten auf Italien. Dem österreichischen Gesandten Grafen Philipp Cobenzl in Paris teilte Talleyrand den französischen General-Entschädigungsplan erst Ende Juni mit. Der Chef des Reiches, der allen Ständen Protektion schuldete, sollte gleichgiltig zusehen, wie die Reichsverfassung verletzt, das Gleichgewicht Europas durch die große Anzahl der Säkularisationen zum Schaden Österreichs gestört wurde! Cobenzl beschränkte sich Talleyrand gegenüber auf die Äußerung, daß er den Plan nach Wien senden werde. Eine Teilnahme an der „willkürlichen und ungerechten" Verteilung lehnte er ab und wollte das Urteil seines Kaisers abwarten.

[1]) Bericht des Kriegsrats v. Ompteda 1802 7./9. (Hann. Des. 12a, IV, Berlin, Nr. 184).

[2]) Lenthe S. 159.

Digitized by Google

Er beklagte die französische Politik, welche die Vergrößerung Preußens begünstige und eine totale Änderung der Beziehungen zwischen den Hauptmächten Europas herbeiführe. Dem Großherzog von Toskana waren die schwäbischen Besitzungen gestrichen, die zum Austausch gegen die bayerischen Gebiete dienen sollten, und dafür die Bistümer Trient und Brixen zugelegt, über die der Kaiser bereits allerlei Rechte besaß, die er also als einen Zuwachs nicht ansehen wollte; gestrichen war ferner ein Teil des Bistums Passau mit der Stadt. Österreich war von Kaiser Alexander in Stich gelassen, so sehr sich auch Morkow seiner Interessen angenommen hatte. Was half es, daß sich der russische Kaiser nachträglich bei Bonaparte für die Befriedigung der dortigen Wünsche verwandte? Talleyrand bot die Güter des Malteserordens in Deutschland zur Ergänzung des Loses des Großherzogs an, die aber gleichfalls für ungenügend befunden wurden. Da alles verteilt und wesentliche Änderungen des Planes kaum noch durchzusetzen waren, hielt es schwer, die hohen Nachforderungen Österreichs zu befriedigen, auch wenn Bonaparte mehr Geneigtheit dazu gehabt hätte.

Das Schicksal der geistlichen Staaten des deutschen Reiches mit alleiniger Ausnahme von Kurmainz, auch das Osnabrücks, ist durch Morkows Unterschrift am 3. Juni 1802 besiegelt worden. Durch den französischen Generalplan[1]) wurde dem Kurfürsten von Hannover das seinem Hause bereits im Alternat zugehörige Bistum Osnabrück für ewig übertragen gegen den Verzicht auf seine Ansprüche auf Hildesheim, Corvey und Höxter, auf seine Gerechtsame in Hamburg und Bremen und im Bereiche ihres Territoriums (jährliche Einkünfte 26 000 Taler), auf das Gericht Wildes-

[1]) Beilagen zum Protokoll der a. o. Reichsdeputation zu Regensburg (1803), I, S. 28.

Digitized by Google

hausen (jährliche Einkünfte 9000 Taler) und die Eventual-Succession in der Grafschaft Sayn-Altenkirchen. Die angebotene Kompensation für einige teilweise ziemlich problematische und nicht sehr ertragreiche alte Familienansprüche hat der russische Vizekanzler Kurakin[1]) wohl mit Recht als „sehr vorteilhaft" bezeichnet. Die hannoverschen Geh. Räte bemerkten freilich mehr, was ihnen in Hildesheim, „der Kornkammer Westfalens", entging, als was sie mit Osnabrück erwarben, und klagten nun, wie sehr wenig diese Erwerbung als etwas „Beträchtliches" anzusehen sei. Preußen schickte sich übrigens an, seine Entschädigungsländer unverzüglich in Besitz zu nehmen, um anderen zuvorzukommen, welche sie begehrten, was auf Hildesheim und die Hannoveraner zielen konnte, doch nur provisorisch, bis sie ihnen seitens des Reichs feierlich zugesprochen seien. König Georg hatte gegen die in Aussicht genommene Besitznahme von Hildesheim am kaiserlichen Hofe alles aufbieten lassen, mußte aber schließlich in die Zurückziehung der hannoverschen schutzherrlichen Truppen aus der Stadt willigen. Er tat dies in der Hoffnung, daß die Tauschverhandlungen zu dem gewünschten Ergebnis führen würden, und die preußische Regierung erklärte sich abermals zu einer Verständigung über seine deutschen Angelegenheiten bereit. Am 3. August 1802 erfolgte der Einmarsch der preußischen Truppen in Hildesheim.

Die Annahme der Souveränität des Bistums Osnabrück durch den König von England konnte unter den gestellten Bedingungen auf Schwierigkeiten stoßen. Talleyrand rechnete auf die Vermittelung des Königs von Preußen, der sich seines Schwagers, des Herzogs von York, als Werkzeug

[1]) Bericht Kurakins an Kaiser Alexander 1802 25./6.; Sbornik S. 449.

Digitized by Google

bedienen sollte, und am Berliner Hofe zeigte man sich auch ganz geneigt, die Verhandlung in die Hand zu nehmen, denn an dem Verzicht auf die Hildesheimschen Ansprüche hatte man ein eigenes Interesse. Eine ganz vertrauliche Anfrage des französischen Gesandten Otto in London,[1]) ob der Vorschlag der Erwerbung Osnabrücks den Absichten und Wünschen König Georgs entsprechen würde, unter geflissentlicher Verschweigung der Bedingungen, beantwortete Lenthe ziemlich kühl, daß die Erwerbung allerdings wichtig sei, der König aber hauptsächlich auf Hildesheim Wert lege, und falls dieses Preußen bestimmt sein sollte, auf ein Abkommen mit diesem rechne. Die amtliche Benachrichtigung von der Erwerbung Osnabrücks und dem ganzen Entschädigungsplan erfolgte durch beide Mächte, Rußland und Frankreich. Otto sprach im Namen der französischen Regierung in dem Schreiben (1802 31./8.) die Hoffnung aus, daß die gestellten Bedingungen nichts weniger als lästig erscheinen würden, und forderte die schleunige Einsendung der Verzichtsakte. Daran war nun freilich vorläufig noch nicht zu denken, wenn man auch bezüglich Osnabrücks den Plan „vorerst" genehmigen wollte. Lenthe fand (20./8.) den auf die Erwerbung dieses Stifts gesetzten Preis sehr hoch, ohne sich die geringe Ertragfähigkeit der abzutretenden Gerechtsame zu verhehlen, und empfahl die Annahme des Antrags, von welcher er eine Erleichterung der ferneren Verhandlungen erhoffte. Der König ging auf seinen Vorschlag ein und versagte nur den Abtretungen an Bremen und Hamburg seine Bestätigung, die mit dem Frieden von Lunéville nichts gemein hätten, versprach aber im übrigen der Ausführung des Art. 7 des Friedensschlusses keine Schwierigkeiten

[1]) Schreiben Lenthes an das Kab.-Minist. in Hannover 1802 25./6. (Hann. Des. 92, XLI, Nr. 60a, Vol. II).

Digitized by Google

zu bereiten. So wenig man Osnabrück als hinreichenden Ersatz für Hildesheim anerkannte, so setzte man sich doch in der Hoffnung auf die guten Dienste Frankreichs zur Herbeiführung des ersehnten Tausches über alle Bedenken hinweg. Der Herzog von York war zur Abtretung seines Bistums bereit und hatte wegen der Bedingungen schon Unterhandlungen angeknüpft. Die französische Regierung verlangte unterdessen die bedingungslose Annahme des Antrags auch bezüglich Bremens und Hamburgs, und Otto zweifelte, daß sie sich in das Tauschgeschäft einmischen werde. Die formellen Erklärungen des Königs haben noch lange auf sich warten lassen.

Hinsichtlich des Tausches war Preußen bisher nur zu allgemeinen Erklärungen zu bewegen gewesen. Trotz der wenig tröstlichen Aussichten gaben sich die hannoverschen Geheimen Räte (1802 28./6.) in beneidenswertem Optimismus der Hoffnung hin, nicht bloß das Hochstift Hildesheim, sondern „womöglich noch" Corvey zu erwerben, während sie daneben auch die Erwerbung nur einzelner hildesheimscher Ämter gegen Osnabrück oder andere Entschädigungen beschäftigte. Bei der größeren Geneigtheit des Königs, Geld zu opfern als Untertanen abzutreten, konnten sie sogar wähnen, ohne jede Landabtretung nicht bloß in den Besitz Hildesheims zu kommen, sondern vielleicht auch noch das Stift Osnabrück retten zu können. Sollte sich aber eine Landabtretung nicht vermeiden lassen, so dachte man vor allem an die Hingabe hannoverscher Enklaven. Wie man sieht, entwickelte die hannoversche Diplomatie in ihren Plänen nicht gerade viel politische Einsicht und Weltklugheit. Die einlaufenden Nachrichten über den französischen Entschädigungsplan ließen schon erkennen, daß ihr verschwommenes Programm infolge des Willens einer höheren Macht manche Änderungen erleiden würde. Der „gewalttätige Streich"

Digitized by Google

der Besetzung Hildesheims durch preußische Truppen konnte vollends aus den Träumereien aufrütteln. Lenthe beruhigte indes seine Bedenken sofort wieder damit, daß wenn Preußen seine anderen Entschädigungsprovinzen gleich besetze, es wegen dieser einen keine Ausnahme machen könne.

Haugwitz wußte Ompteda von Monat zu Monat hinzuhalten und zeigte sich unerschöpflich in der Erfindung neuer Ausflüchte. Er wollte kein neues Geschäft anfangen, ehe nicht das erste völlig beendet sei, wollte die russische Ratifikation des Planes abwarten, beteuerte vor der Besetzung von Hildesheim, über das beiderseitige Interesse in Verhandlung treten zu wollen, um nach derselben in seinem Eifer sofort wieder zu erkalten. Der preußische Gesandte von Jacobi-Kloest sollte sich wegen der Sache unverzüglich nach London begeben, und Haugwitz wollte mit Ompteda über das Tauschgeschäft konferieren, wenn jenem die Instruktion nachgeschickt sei; das könne erst nach der näheren Untersuchung des in Besitz genommenen Landes geschehen, doch würde ein Mann von der Tätigkeit und dem Scharfsinn des Grafen Schulenburg mit der Aufgabe unschwer zu Stande kommen. Dann fand man wieder seit Jacobis Abreise die Verhältnisse völlig geändert; wollte die Schlußverteilung abwarten und die ganze Verhandlung bis zum Ausgang der Arbeiten der Deputation in Regensburg verschieben. Jacobi sollte unterdessen Lenthe durch artige aber unverbindliche Antworten hinhalten. Ende September meinte Haugwitz, daß vor der Rückkehr Schulenburgs schwerlich ein Entschluß werde gefaßt werden können, und der würde erst in ein paar Monaten mit seinen Arbeiten fertig werden.

Haugwitz gefiel die Vertauschung Hildesheims gegen Osnabrück in keiner Form[1]), und Lenthe hatte schon vor Jacobis

[1]) Haugwitz an Balan 1802 13./8. (G. St.-A. Rep. XI, England Nr. 73, Vol. II).

Digitized by Google

Ankunft in London bezweifelt, durch den Gesandten etwas ausrichten zu können, weil Haugwitz „nicht will". König Friedrich Wilhelm hatte nach Jakobis eigenem Zeugnis von dem Tausch nichts hören wollen, und dieser erhielt schließlich auch den Auftrag, Lenthe entschieden die gänzliche Unzulässigkeit desselben zu erklären. Er scheute sich aber, mit der Wahrheit hervorzutreten, und tauschte Freundschaftsbezeugungen und Höflichkeitsphrasen aus. Die Abneigung König Friedrich Wilhelms gegen Osnabrück fand in den Worten Ausdruck, er wolle kein Heidekraut.[1])

Die Politik des Kabinetts von St. James ließ Hannover völlig in Stich. Lord Hawkesbury erklärte offen, daß sich England in die Entschädigungs-Angelegenheit Deutschlands nicht mischen werde, wovon die Kabinette von Wien und Petersburg mehrfach verständigt seien. Da auch Frankreich nicht eingreifen wollte, Österreich aber nicht konnte, blieb Hannover die einzige Hoffnung auf die Unterstützung Rußlands. Kaiser Alexander hatte der französischen Regierung bei der Uebersendung der Ratifikation des Generalentschädigungsplans die Befriedigung der hannoverschen Forderungen anempfohlen. Bei dem üblen Willen der englischen Minister, des Königs deutsches Privatinteresse zu befördern, konnten freilich die russischen Staatsmänner dem Grafen Münster den geringen Einfluß nicht verschweigen, den ihre Unterstützung der Sache Hannovers geben werde. Sie machten ihn auch wiederholt darauf aufmerksam, daß Preußen nicht zu vermögen sein werde, das ganze Bistum Hildesheim abzutreten, und er hatte selbst den Eindruck, daß sich Rußland nur für die Abtretung der Hannover am nächsten gelegenen Gebiete mit Nachdruck verwenden werde. Gleich-

[1]) Bericht Omptedas über eine Unterredung mit Schulenburg 1802 23./12. (Hann. Des. 12 a, IV, Berlin, Nr. 184).

Digitized by Google

wohl ermäßigte er seine Forderung in keiner Weise, sondern erwiderte Kurakin, daß der König seine deutschen Lande mit einem Teilgebiet nicht gesichert glaube. Graf Woronzow, seit September 1802 Chef des auswärtigen Departements, wollte das unheilbar verdorbene deutsche Entschädigungswerk baldigst beendet sehen und gab Graf Münster auf seine statistischen Darlegungen die bestimmte Antwort, daß die beständige Vereinigung einer ansehnlichen Provinz, die selbst zur Zeit der Alternative dem Kurfürstentum keinen direkten Nutzen gewährt habe, nicht nach den bloßen Geldeinnahmen berechnet werden dürfe. Die Einwendungen mußte der hannoversche Gesandte als berechtigt anerkennen. Er schlug nun für den Fall eines partiellen Tausches die Abtretung von Bentheim und dem Osnabrückischen Amte Reckenberg vor.

Eine von der hannoverschen Regierung ausgearbeitete Denkschrift[1]) sollte König Friedrich Wilhelm vor Augen führen, wie viel er bei dem Tausch gewinnen würde. Der Flächeninhalt des Hochstifts Osnabrück, hieß es darin, betrage nach der vor mehreren Jahren angestellten Vermessung 56 □ Meilen, so daß er um 10 □ Meilen den von Hildesheim überstiegen haben würde. Tatsächlich betrug er nach den amtlichen Quellen nur 45 □ Meilen,[2]) aber allerdings findet sich die höhere Zahl bei Büsching (VI, 197[7]), dessen Irrtum den Zwecken des Kurfürstentums dienstbar gemacht zu sein scheint. An Zahl der Einwohner (138 311) übertraf Osnabrück das andere Stift um 20 000 Seelen. Dagegen konnte die bessere wirtschaftliche Entwickelung und

[1]) Kab.-Min. an Ompteda in Berlin 1802 6./8. (Hann. Des. 12 a, IV, Berlin Nr. 184).

[2]) Nach der Ausmessung des Generalmajors du Plat. Eine statistische Tabelle des Hochstifts (Landesarchiv B, Nr. 69) gibt genau $44^7/_8$ □ Meilen an.

Digitized by Google

größere Fruchtbarkeit Hildesheims nicht gut bestritten werden, und überhaupt ist kaum anzunehmen, daß die Ausführungen der hannoverschen Diplomatie in Berlin großen Eindruck gemacht haben werden. Schulenburg hatte sich auf Grund seiner im Lande selbst gewonnenen Kenntnisse ganz entschieden für die Beibehaltung Hildesheims erklärt, und dazu bestimmten ihn nicht bloß postalische Gründe, wie sich der Kriegsrat v. Ompteda einreden wollte.

Während sich die deutschen Fürsten bereits zur Besitznahme der ihnen in geheimen und einseitigen Verabredungen von Bonaparte zugeteilten Länder anschickten, war von der verfassungsmäßigen Mitwirkung des deutschen Reiches bei der Entschädigungssache nach der Beschlußfassung über die Bildung einer Deputation und deren Ratifikation durch den Kaiser im November 1801 nichts mehr zu hören gewesen. Bonaparte hatte die Anerkennung seines Generalplans von Preußen und Rußland erwirkt, ohne sich um das Reich und sein Oberhaupt weiter zu bekümmern. Vom Reichstag konnte der hannoversche Komitialgesandte nur immer den vollständigen Stillstand aller Geschäfte melden. Anfang Juli ging man sogar von verschiedenen Seiten damit um, „förderſamſt" Reichstagsferien eintreten zu lassen. Dagegen erhob Preußen im Einverständnis mit dem französischen Minister Bacher Einspruch. Eine sehr wichtige Eröffnung über die Erfüllung des Vertrages von Lunéville stand in Aussicht, und eine Note Talleyrands vom 3. Juli 1802 kündigte die Vorlegung des französischen Entschädigungsplans an. Das Reich sollte über die Verteilung der Entschädigungen beraten, nachdem sie bereits verteilt waren.

Der Kaiser wurde durch den groben Verstoß gegen den verfassungsmäßigen Gang dieses wichtigen Reichsgeschäfts an seine Pflicht gemahnt und hielt es endlich an der Zeit, durch Hofdekret vom 22. Juli 1802 die baldmöglichste „Aus-

Digitized by Google

rückung" der außerordentlichen Reichsdeputation nach Regensburg anzuordnen, um den preußischen Hof von der angezeigten Besitznahme abzuhalten, was nun leider nicht gelang. Wünschte der Kaiser die Verteilung der Entschädigungen nur auf gesetzmäßigem Wege und unter Fernhaltung aller gewaltsamen Schritte, so folgte er doch sehr bald selbst dem gegebenen bösen Beispiel und ließ nicht bloß die ihm zugeteilten Stifter Salzburg und Berchtesgaden, sondern am 17. August auch Passau durch kaiserliche Truppen besetzen, welches der französische Generalplan Bayern zugeteilt hatte.

Die nach Regensburg einberufene Reichsdeputation hatte laut Reichsgeneralvollmacht[1]) (1802 3./8.) die Aufgabe, die in den Artikeln 5 und 7 des Friedens von Lunéville einer besonderen Übereinkunft noch vorbehaltenen Gegenstände mit der kaiserlichen Plenipotenz und im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen, vorbehaltlich der Ratifikation durch das Reich. Tatsächlich war ihre Mitwirkung auf die Annahme des von den Vertretern Frankreichs und Rußlands dem kurmainzischen Deputierten von Albini als Directorialis noch vor dem Zusammentritt übergebenen französischen Entschädigungsplans beschränkt. Es war ihr nicht bloß eine Frist von zwei Monaten dafür gesetzt, sondern auch jede Veränderung der getroffenen Verfügungen ausdrücklich untersagt. Hinsichtlich der zahlreichen Reklamationen stand ihr keine andere Befugnis zu, als die Entscheidungen der vermittelnden Mächte und besonders Frankreichs zum Beschluß zu erheben, welches etwaige Abänderungen fast ganz selbständig traf. Die beiden bisher am Münchener Hofe akkreditierten Minister Frankreichs und Rußlands, Laforest und Freiherr von

[1]) Protokoll der a. o. Reichsdeputation zu Regensburg, Regensburg 1803, Beilagen I, S. 6.

Digitized by Google

Bühler, erließen ihre Weisungen an die Deputation und trieben sie wiederholt zu größerer Eile an, hatten sich also als die eigentlich bestimmende Instanz hinter den Kulissen konstituiert. Aber auch der Vertreter Rußlands wurde fast nur befragt, wenn das russische Interesse konkurrierte, und spielte eine „ganz despektierliche Rolle".[1]) Alles und jedes im Entschädigungs-Detail hing von Frankreich ab. Der Minister Laforest, ein lebhafter Franzose, verfügte über einen nicht gewöhnlichen Phrasenschwall und verstand es in viertelstündigen Tiraden seine Anschauungen aus dem Westfälischen Frieden heraus zu entwickeln, daß er damit fast jeden „confundierte" und Meister auf dem Platze blieb.[2]) Nicht einmal der deutschen Sprache mächtig, mußte er sich für die Erklärung deutscher Schriftstücke auf die Unterstützung seines Gehilfen, des Bürgers Matthieu verlassen, der in Straßburg studiert hatte.

Die Deputation trat in dem kurfürstlichen Zimmer im Rathause zu Regensburg am 24. August zur ersten Sitzung zusammen. Kurböhmen und der Hoch- und Deutschmeister waren infolge der Nichterfüllung der kaiserlichen Wünsche von Anfang an in eine oppositionelle Haltung gedrängt; Kurmainz und Sachsen bildeten eine vermittelnde Gruppe, und Preußen konnte auf Bayern, Württemberg und Hessen-Kassel zählen. Albini wies in seiner Ironie auf die verschiedene Behandlung der großen Höfe und Virilstimmen führenden Reichsstände gegenüber den übrigen Kuriatstimmen führenden Ständen hin; wie man sich bei jenen an den genauen Ersatz der Verluste nicht gebunden, sondern die strengen Grundsätze augenscheinlich durch einige politische Rücksichten modifiziert habe, bei den anderen aber die größte

[1]) Bericht des Komitialgesandten v. Ompteda 1802 31./10. (Hann. Des. 92, XXXVII, A I a, Nr. 96).

[2]) Bericht Omptedas 1802 14./11.

Digitized by Google

Unparteilichkeit in der Bemessung der Entschädigungen habe walten lassen. Drängte die erste Gruppe unter Vortritt Kurbrandenburgs und Bayerns auf die sofortige Annahme des Planes, so verlangte die andere die gründlichste Prüfung. Preußen trat bei den Verhandlungen nach seiner ausdrücklichen Erklärung nicht bloß als Stand des deutschen Reichs, sondern zugleich in seiner Eigenschaft als souveräne europäische Macht auf und wollte sich unter Berufung auf die Konvention vom 23. Mai hinsichtlich etwaiger Änderungen mit den übrigen Reichsständen nicht unbedingt gleichstellen lassen, deren Verhältnisse erst durch den Generalplan reguliert werden sollten. Der König erwartete von der Deputation nur die Vervollständigung der staatsrechtlichen Form und hatte den Gesandten Grafen v. Görtz[1]) angewiesen, auf keine die Bestimmungen der preußischen Konvention beschränkenden Modalitäten einzugehen.

Während der Kaiser durch Kurböhmen eine Grundverbesserung der „Haupt- und Urmängel" des Planes verlangte, schwenkte Kurmainz nach der anderen Seite ab und beantragte die Annahme, dankbar, selbst dem Schicksale der Säkularisation entgangen zu sein. Tatsächlich wurde der Plan schon in der dritten Sitzung am 8. September 1802 angenommen. Damit war, wie das hannoversche Kabinettsministerium[2]) erfreut dem König meldete, die Erwerbung des Hochstifts Osnabrück von Reichswegen anerkannt. Über den ganzen Inhalt des französischen Plans war „vorläufig" die Entscheidung gefallen und ein Conclusum „herausgeschnellt", „das doch wohl fast ebenso viel auf dem Rücken hatte, als die ganzen fünfjährigen Verhandlungen des Westfälischen Frie-

[1]) Instruktion für Görtz 1802 23./7. (G. St.-A. R. 67. B n. 1, c. 12 a, Vol. XII a).

[2]) Bericht von 1802 23./9. (Hann. Des. 92, XLI, Nr. 60 a, Vol. II).

Digitized by Google

dens". Mit diesen Worten hat der hannoversche Gesandte v. Ompteda in Regensburg das für den alten Komitialisten tief erschütternde Ergebnis einberichtet.[1])

Kurböhmen protestierte gegen die vorläufige Annahme; die kaiserliche Plenipotenz verweigerte den Beitritt; blieb also nur übrig, ohne diesen den Beschluß den Ministern der vermittelnden Mächte zuzufertigen, wie solches zu Rastatt mehrmals geschehen. Die kaiserliche Plenipotenz unterzog sich auch des Auftrags, so daß die Verhandlungen wenigstens keine Störung erfuhren. Vorauszusehen war, daß die Forderungen Österreichs nur durch einen Staatsvertrag mit Frankreich geregelt werden würden, wie ihn Preußen abgeschlossen hatte. Hätte man nach dem Wunsche des Kaisers die Beschlußfassung über das Ganze so lange ausgesetzt, bis die einzelnen Teile ins Reine gebracht waren, würde die Erledigung in weite Ferne hinausgeschoben sein.

Nachdem der Plan als Ganzes angenommen war, blieben noch eine Menge Reklamationen zu erledigen, die zumeist von den kleineren Ständen einliefen und vielfache Abänderungen nötig machten. Bezüglich der größeren Höfe ließen die vermittelnden Mächte wesentliche Umgestaltungen nicht zu. Matthieu war damit beschäftigt, die Änderungen des Planes in einer Déclaration supplémentaire zusammenzustellen, nach deren Einbringung alle weiteren Einreden abgeschnitten sein sollten. So sah man jetzt ein ungemeines Laufen und Drängen der Bittsteller, die den Schlußtermin nicht versäumen wollten. Matthieu erteilte dieser und jener Partei Zusicherungen und fand schließlich, daß er mit seiner Freigebigkeit am Ende stand, und Land und Leute nicht mehr zureichten. Er mußte daher manchem wieder nehmen, was er ihm schon gegeben, und anderen zur Verbesserung zulegen.

[1]) Bericht des Komitialgesandten von Ompteda 1802 7/.9.

Digitized by Google

Er war aber ein sehr gefälliger Mann, wenn man ihn zu behandeln verstand, und die Bittsteller bemerkten wohl, daß er jedem gleichsam nach den Fingern sehe. Das Mitglied einer Subdelegation hörte man sagen: „Wir haben noch schöne Sachen bekommen, jedoch es uns auch etwas kosten lassen." Als nun die Entschädigungsmasse erschöpft war, geriet man auf die Auskunft, solchen Ständen, deren Los zu übermäßig ausgefallen, Geld-Renten zur Zahlung an andere minder Begünstigte aufzulegen. Eine Weisung aus Paris vom 1. Oktober bestimmte die Heranziehung der Mediatstifter zur weiteren Vervollständigung der Entschädigungen. Matthieu arbeitete alles selbst aus und ließ Niemand, selbst fast seinen Minister Laforest nicht, in die Karten sehen. Mit Spannung wurde sein Ergänzungswerk erwartet, das der Verfasser selbst scherzweise L'Évangile de St. Matthieu[1]) nannte.

Der neue Plan sollte dem hannoverschen Komitialgesandten v. Ompteda keine kleine Überraschung bereiten. Wie er unter der Hand erfuhr, war noch bei der letzten Bearbeitung eine ewige Rente von 10000 Gulden auf die Osnabrücker Mediatstifter und Klöster zu Gunsten des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin gelegt worden, welche zur Erwerbung des Amtes Neuhaus im Herzogtum Sachsen-Lauenburg dienen sollte, eines zu den Erblanden des Königs gehörigen Gebietes, war ferner eine Cession der Abtei Wietmarschen in der Grafschaft Bentheim zu Gunsten des Fürsten von Ligne eingeschwärzt und endlich auch zu Gunsten der Reichsstadt Bremen das Interesse des Kurhauses geschädigt. Das Haus Mecklenburg hatte sich unter Umgehung der Deputation unmittelbar an die Minister der vermittelnden Mächte gewandt, und Bühler mußte zugestehen,

[1]) Bericht des Komitialgesandten v. Ompteda 1802 4./10.

Digitized by Google

daß er die Angelegenheit des befreundeten Fürstenhauses zu betreiben angewiesen sei, hatte aber selbst erst ein paar Tage vorher den fertigen Plan zu Gesicht bekommen. Matthieu hatte das Amt Neuhaus anfänglich unmittelbar zur Entschädigung für Mecklenburg bestimmt, und erst auf den Einspruch des preußischen Gesandten Görtz, der seiner Entrüstung über das Verfahren mit den Worten Ausdruck gab, daß man auf diese Weise jedem ehrlichen Manne den Rock vom Leibe ziehen könne, war die Rentenzahlung zur Erleichterung des Arrangements eingeschoben worden.

Mit der Vorlegung der offiziellen Erklärung König Georgs über die Annahme des Hochstifts Osnabrücks und die Einwilligung in den gewünschten Verzicht durfte nun nicht länger gezögert werden. Am 9. Oktober 1802 kam die vom vorhergehenden Tage datierte hannoversche Note in der Deputation zur Verlesung, worin sich der König mit der „erblichen" Erwerbung des Hochstifts unter der Bedingung einverstanden erklärte, daß es gänzlich und ohne Ausnahme mit dem Kurfürstentum vereinigt werde.[1]) Aus „Konsideration" für die französische Regierung bewilligte der König noch die seine Verhältnisse mit den Reichsstädten Bremen und Hamburg betreffenden Bestimmungen der französisch-russischen Deklaration.

Die neue Bestimmung zu Gunsten Bremens war direkt von der französischen Regierung verfügt worden und erklärte sich aus ihren Sympathieen für die deutschen Reichsstädte. Wegen der Kleinheit des Objekts wollte der König keine Schwierigkeiten machen, und eine Note Ompteda's[2]) (1802 26./10.) tat seinen Entschluß der Deputation kund. Auf die beiden anderen Punkte mochte er aber unter keinen Um-

[1]) Beilagen zum Protokoll der Reichsdeputation II, S. 17.

[2]) Beilagen II, S. 168.

Digitized by Google

ständen eingehen. Matthieu suchte Ompteda zu überzeugen, daß es gegen den dem König schuldigen Respekt verstoße, wenn man über Gegenstände von so geringfügiger Beschaffenheit neue Unterhandlungen anfange, machte auch auf die Schwierigkeiten der französischen Regierung aufmerksam, andere Entschädigungsmittel zu finden. Diese Schwierigkeiten ließen sich vielleicht auf eine gewisse Weise wenn nicht heben, so doch mildern. Laforest hatte sich von dem Verdacht der Bestechlichkeit freizuhalten verstanden, sah es aber gleichwohl nicht ungern, wenn seine Kanzlei bedacht wurde, und der Bürger Matthieu ließ durch seine äußerliche Geflissenheit wohl erkennen, daß er etwas erwarte. Weshalb sollte man es sich nicht auch ein Stück Geld kosten lassen, um ihn zu günstigeren Berichten zu bestimmen oder auch nur bei guter Laune zu erhalten, falls nicht gleich auf den ersten Hieb der Baum fiel? Bei der „jetzigen Verkommenheit" trug das Kabinettsministerium keine Bedenken (1802 19./10.) von diesem Mittel Gebrauch zu machen und stellte Ompteda 2000 bis 3000 Pistolen zu dem Zwecke zur Verfügung. Matthieu erhielt davon 1000, die Gesandtschaftskanzlei 400 und der Vermittler, ein ehemaliger Emigrant namens Baudus, 100 Pistolen. Zugleich wollte man mit dem Gelde den Überraschungen eines etwa drohenden „neuen Supplements" zu dem Entschädigungsplan vorbeugen.

Die Ergänzungen Matthieus, die ursprünglich für sich erscheinen sollten, waren noch in letzter Stunde in die Hauptdeklaration selbst hineingearbeitet worden. Die zweite durchaus vermehrte und zugleich in bessere Ordnung gebrachte Ausgabe des Generalplans[1]) wurde von den beiden Ministern der vermittelnden Mächte dem Albini zur unverzüglichen Vorlegung in der Deputation übersandt. Das

[1]) Beilagen II, S. 25.

Digitized by Google

Schriftstück kam am 9. Oktober 1802 zur Diktatur, in derselben Sitzung, in welcher die Zustimmung König Georgs zum ersten Hauptplan vorgelegt wurde. Der neue Plan schuf, wie vorauszusehen war, neue Reklamationen, ohne daß er der wichtigsten alten Abhilfe brachte, der des Hauses Österreich. Der Artikel über die Entschädigungen des Großherzogs von Toskana war unverändert geblieben. Kurbrandenburg trug auf die endliche und definitive Annahme an. Albini dachte mitleidigen Herzens an den unerträglichen Zustand der Untertanen der geistlichen Staaten, sah die Abneigung der größeren Mächte, besonders Preußens, gegen weitere Abänderungen und kam zu den Entschluß, daß vollbracht werden müsse, was nicht zu ändern sei. Kurmainz schloß sich also Preußen an und ließ seinen Kaiser abermals in Stich. Über die Verwahrung Kurböhmens, über des Hoch- und Deutschmeisters Wunsch einer Verschiebung der Abstimmung wurde hinweggegangen und in der Sitzung vom 21. Oktober auch der neue Plan von der Deputation angenommen.

Es war für Ompteda keine leichte Aufgabe, die französische Gesandtschaft zur Zurücknahme der für die hannoverschen Interessen nachteiligen Bestimmungen des neuen Planes zu vermögen. Bei der Deputation hatte er in einer Note[1]) (1802 26./10.) Verwahrung gegen die Nachträge eingelegt. Kurbrandenburg kam dem schwachen Nachbarlande zu Hilfe, erklärte sich für die Notwendigkeit einer Abänderung des Plans und beantragte die Mitteilung der hannoverschen Note zur Aufklärung an die Minister der vermittelnden Mächte, die auch beschlossen ward (30./10). Der kaiserliche Plenipotentiarius sprach in dem Schreiben[2]) an

[1]) Beilagen II, S. 168.
[2]) Ebend. S. 181 ff.

Digitized by Google

diese (1./11.) die zuversichtliche Hoffnung auf Abhilfe aus. Der „gute" v. Bühler, der russische Gesandte, versprach alles Mögliche und nahm sich auch der Sache redlich an, aber seine Kräfte reichten einmal gegen den weit überwiegenden Einfluß Frankreichs nicht aus. Auch Laforest schien anfangs von den Gründen Ompteda's überzeugt zu sein und wollte in diesem Sinne an seine Regierung berichten, während sich sein Gehilfe damals weniger willfährig zeigte. Als dann der Weg zu dessen Herzen gefunden war, fand der hannoversche Gesandte zu seiner Verwunderung die Situation völlig verändert. Matthieu kam in einer Gesellschaft freudestrahlend auf ihn zu und versicherte ihm unter freundschaftlichem Händedruck, daß alles vollkommen nach seinem Wunsche erledigt werden würde. Aber bald mußte er bemerken, daß ihm Laforest auszuweichen suchte, und als er dann doch endlich die Gelegenheit zur Aussprache mit ihm fand, hörte er wenig tröstlichen Bescheid, daß die Angelegenheit wegen Wietmarschen abgetan sei, es aber mit der Osnabrücker Rente bei der Bestimmung des neuen Plans sein Verbleiben habe. Matthieu beobachtete die Unterhaltung von fern und erzählte nachher Ompteda unter der Hand treuherzig, daß von Paris keine Verfügung über diesen Punkt gekommen sei, und er bei Laforests guter Stimmung in der Sache die Regelung desselben zuversichtlich angenommen habe; fügte aber zur Rettung seiner Ehre hinzu, es sei schon der dritte Fall, wo der Gesandte nach anfänglich festesten Versprechungen „ihn doch am Ende habe stecken und ihm gleichsam die Bombe in seiner Hand zerspringen lassen." Laforest blieb bei der Erklärung, daß die Sache zu geringfügig sei, um zwischen zwei so großen Regierungen Anstoß zu erregen, und rief bei einer anderen Gelegenheit Ompteda schreiend zu, daß es beinahe durch die ganze Gesellschaft schallte: Plaignez-moi, plaignez-moi que je ne puis pas répondre à vos désirs.

Digitized by Google

Eine förmliche Konferenz (13./11.) im französischen Quartier zwischen den vermittelnden Ministern und sämtlichen Deputations-Mitgliedern, außer, wie gewöhnlich, Kurböhmen und dem Hoch- und Deutschmeister, sollte die Entwürfe der an die Deputation auf die Reklamationen zu erlassenden Antworten den Teilnehmern zur vorläufigen Kenntnis bringen und annehmbar machen. Fast eine Stunde wurde hier über die hannoversche Angelegenheit debattirt. Bühler trat tapfer für den Kurfürsten ein, und es gelang zwar nicht „den Stein ganz zu heben", aber doch den Druck erheblich zu mildern. Nicht bloß die Abtretung von Wietmarschen, sondern auch die des Amts Neuhaus wurde gestrichen; die Osnabrücker Rente blieb bestehen, doch unbeschadet der mit den König von England ferner zu treffenden Vereinbarungen. König Georg sollte also über den Gegenstand mit den vermittelnden Mächten weiter verhandeln, und Görtz und Bühler meinten, daß bei Versagung seiner Zustimmung die ganze Bestimmung auf sich beruhen bleiben würde. Ompteda zweifelte nach reiflicher Ueberlegung, ob diese Erklärung zutreffend sei.

In dem angegebenen Umfang tragen den hannoverschen Ansprüchen die neuen Abänderungen[1]) des Planes Rechnung, welche von den Ministern der vermittelnden Mächte der Deputation in der Sitzung vom 16. November vorgelegt wurden. Albini fand die Note der fremden Minister mit so großem Fleiß und so viel Rücksichtnahme für die Deputation abgefaßt, daß er sich nunmehr wahrscheinlich ganz mit dem Plan vereinigen zu können hoffte. Das Los des Großherzogs von Toskana war abermals unverändert geblieben. Die französische Regierung drängte auf den eiligsten Abschluß der Entschädigungsangelegenheit, ohne auf die Verständigung mit Österreich Rücksicht zu nehmen. Man be-

[1]) Beilagen III, S. 70.

Digitized by Google

schloß (18./11.), daß der Deputations-Hauptschluß nunmehr zu verfassen und der Deputation vorzulegen sei. Albini arbeitete Tag und Nacht an dem Entwurf des Rezesses. Darauf erfolgte die Verlesung und Berichtigung desselben in der Deputation. Kurböhmen konnte auf eine in naher Aussicht stehende Übereinkunft seines Hofes mit den vermittelnden Mächten hinweisen und erklärte sich damit einverstanden, daß zur Beschleunigung des Geschäfts in der weiteren Behandlung des Hauptschlusses fortgefahren werde. Laut Beschluß vom 23. November wurde nunmehr der Hauptschluß dem Protokoll einverleibt und sodann an die kaiserliche Plenipotenz mit dem Ersuchen um Beitritt und Mitteilung an die Minister der vermittelnden Mächte gebracht. Hügel entledigte sich schon am 29. November des Auftrags unter Vorbehaltung aller Erinnerungen. Diese von der kaiserlichen Plenipotenz entwickelte ganz unerwartete Eile brachte man mit einem ausdrücklichen kaiserlichen Befehle in Verbindung.

Ompteda hatte sehr wohl erkannt, daß die neue Formulierung des Artikels über die Osnabrücker Rente die Sache nur in die Länge zog, die zu einer solchen Separatverhandlung zwischen den Mächten durchaus ungeeignet war, und bestand im Einvernehmen mit Görtz und Bühler auf sofortiger Erledigung. Dem Laforest erklärte er, zu einer starken Verwahrung gegen die Nachträge ermächtigt zu sein, wollte aber aus Rücksicht auf die vermittelnden Minister noch damit zurückhalten. Er wußte auch viel von der geringen Ertragfähigkeit der Osnabrücker Mediat-Stifter und Klöster zu erzählen, die sich nachher[1]) freilich in ganz anderer Beleuchtung zeigen werden. Laforest hörte aufmerksam zu und gestand, von diesem Umstand bisher noch nichts gewußt zu haben. Die ganze außerordentliche Reichsdeputation mitsamt dem russischen Minister stand vollständig ohnmächtig der einen Person

[1]) Siehe unten S. 310.

Digitized by Google

des französischen Ministers gegenüber, der noch keine Entscheidung aus Paris erhalten haben wollte. Ompteda hatte seine Verwahrung gegen die Rente bereits gedruckt in der Tasche und zeigte den Druck (1803 5./1.) Bühler und Matthieu, diesem, damit er den Inhalt seinem Herrn verdolmetsche. Alle baten, mit der Übergabe an das Direktorium noch wenigstens einen Tag zu warten, um eine neue Verschleppung zu verhüten, denn die französische Regierung zeigte sich bereits sehr ungeduldig. Die Frist von zwei Monaten war ja längst verstrichen. Am 7. Januar erhielt Ompteda endlich zu seiner Genugtuung von den Ministern Frankreichs und Rußlands die bündige Versicherung, daß die Sache gänzlich abgetan sei. Mit der Rente von jährlich 10 000 Gulden wurde statt der Osnabrücker Klöster der Rheinschiffahrts-Oktroi[1]) belastet, was freilich eine Kürzung des Fonds für den Kurfürsten-Erzkanzler bedeutete. Der Komitialgesandte v. Ompteda hatte durch sein „ernstliches Manöver"[2]) den hartnäckigen Widerstand des französischen Ministers Laforest besiegt und sein Vaterland vor einer drückenden Verpflichtung bewahrt. Mit Recht durfte er auf diesen Erfolg stolz sein.

Auch der Kaiser mußte sich schließlich wegen der Entschädigungen seines Hauses mit Bonaparte verständigen, dem er für kurze Zeit zu trotzen versucht hatte, und zugleich seine Wünsche erheblich einschränken. Seine Hoffnungen auf die Erwerbung der schwäbischen Besitzungen zum Eintausch des bayerischen Nachbargebietes hatte er fast bis zuletzt aufrecht erhalten, was eine Absage des bayerischen Subdelegierten (1802 30./10.) in der Deputation hervorrief. Die ernsten Vorstellungen Rußlands, das zur Ergänzung des Loses des

[1]) Protokolle Bd. II, S. 863.

[2]) Bericht Omptedas aus Regensburg 1803 7./1. (Hann. Des. 92, XXXVII, A Ia, Nr. 97).

Digitized by Google

Großherzogs von Frankreich angebotene Bistum Eichstätt anzunehmen und Passau sofort und bedingungslos zu räumen, machten schließlich Eindruck. Der russische Kaiser hatte die Verpflichtung übernommen, gemeinsam mit Frankreich das deutsche Entschädigungswerk zum Abschluß zu bringen, und warnte den Wiener Hof bis zum Äußersten zu gehen: auch seine Freundschaft für Österreich habe ihre Grenzen, und vor allem müsse er tun, was das Wohlergehen seines Reiches erfordere. Der einzige Freund Österreichs drohte es im Stich zu lassen. Die am 26. Dezember 1802 mit Frankreich abgeschlossene Konvention[1]) zur Regulierung der Entschädigung des Großherzogs von Toskana verschaffte diesem nur das Bistum Eichstätt als Ergänzung, welches an Wert vielleicht sogar den von Frankreich früher angebotenen, aber vom Kaiser ausgeschlagenen Bistümern Trient und Brixen nachstand.

Bonaparte hatte die schleunigste Annahme des Deputationsschlusses durch das Reich ohne Rücksicht auf das mit dem Kaiser zu treffende Abkommen gewünscht, und bei der Weigerung Österreichs hatten die Minister der vermittelnden Mächte das Werk ihrer freundschaftlichen Überwachung (surveillance amicale) mit Umgehung der Deputation am 3. Dezember 1802 direkt an den Reichstag zur Ratifikation gelangen lassen. Der Konsul hatte schon den ersten Hauptplan dem Reichstag unmittelbar vorzulegen beabsichtigt, aber seinen Entschluß geändert, als der Kaiser dann unverzüglich die Deputation einberief. In der Deputation eilte man, die Verhandlung über den Hauptschluß zu Ende zu bringen, um ihn noch selbst der allgemeinen Reichsversammlung vorlegen zu können, ehe auf Grund der Note der vermittelnden Minister die Beratungen dort begönnen. Die

[1]) de Clercq I, S. 608.

Digitized by Google

„Verlaßnehmung" hatte der Reichstag bis zum 7. Januar ausgedehnt, und zwei Tage vorher wurde ihm der Hauptschluß von der Deputation vorgelegt, wodurch die verfassungsmäßige Form gewahrt blieb. Gleichzeitig mit der unmittelbaren Einbringung des Hauptschlusses hatten sich die vermittelnden Minister noch einen anderen höchst gewaltsamen Eingriff in die Verfassung des Reichstags erlaubt. Durch eine besondere Note von demselben Tage hatten sie die vorläufige Aufhebung der säkularisierten geistlichen Stimmen des Fürstenrats beantragt, bis die neuen Besitzer in der Lage sein würden, sie auszuüben. Auch Osnabrück stand in der Liste. Nach dem ganz unerwarteten, gegen alle Formen der Reichsverfassung verstoßenden Antrag sollten diese Stimmen schon bei der nächsten Ratifikations-Beratung nicht mehr aufgerufen werden. Bei der Verlesung dieser Note entstand ein ziemlich lautes Gemurmel. Die Minister schienen aber auf den förmlichen Ausschluß der Stimmen beim Aufruf nicht bestehen zu wollen. Ompteda beabsichtigte[1]) nach dem Beispiel anderer Gesandten bei der Aufrufung von Osnabrück „non instructus" zu antworten.

Bei der Eröffnung des Reichstags am 7. Januar war von den drei geistlichen Herren im Kurfürstenkolleg nur Kurmainz zur Stelle; bezüglich der beiden anderen trägt das amtliche Protokoll den Vermerk „abest". Im Reichsfürstenrat paradierte auf der geistlichen Bank ganz allein und verlassen der Vertreter der Regensburger Stimme, die durch den Hauptschluß auf Kurmainz überging. Beim Aufruf der Stimmen der abwesenden geistlichen Fürsten setzte das Direktorium gewöhnlich hinzu: „abwesend" oder „vacat". Die anwesenden, zugleich auch geistliche Stimmen vertretenden Gesandten weltlicher Fürsten umgingen die Abstimmung auf

[1]) Bericht des Komitialgesandten v. Ompteda 1802 13./12.

Digitized by Google

mancherlei Art, gewöhnlich in der verabredeten Weise mit „non instructus“, und auch der Hoch- und Deutschmeister war nicht instruiert. Der vorsichtige Ompteda stimmte in seiner Eigenschaft als Osnabrückischer Delegierter in der gewohnten Weise: „wie Bremen“, und als Vertreter Bremens „wollte er sich vor der Hand das Protokoll offen behalten.“ Nur 11 Stimmen hatten beifällig votiert, und an ein Conclusum war vor vollständiger Klärung der Verhältnisse mit Österreich nicht zu denken. Zum letzten Mal war das Hochstift Osnabrück in der allgemeinen Reichsversammlung als Mitglied des Reichsfürstenrats in Tätigkeit getreten, aber tatsächlich existierte es damals als Staat schon nicht mehr, und das „vor der Hand“ offen behaltene Protokoll hat es niemals auszufüllen vermocht.

Der Kaiser wünschte die Aussetzung der Reichsberatung, bis die durch die Konvention mit Frankreich nötig gewordenen Abänderungen des Hauptschlusses von der Deputation an den Reichstag gebracht seien. Laforest bat persönlich Ompteda, aus diesem Grunde mit seiner Abstimmung noch zurückzuhalten. Die Note der vermittelnden Minister mit den neuen Änderungen des Planes erschien am 11. Februar und enthielt die Vervollständigung der Entschädigung des Kaiserhauses, wie die von Hannover gewünschten Berichtigungen. Wegen der Abänderungen und Zusätze mußte der Hauptschluß abermals einer Überarbeitung in der Deputation unterworfen werden, und noch manche Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe er vollständig berichtigt, laut Beschluß der Deputation vom 25. Februar, an die allgemeine Reichsversammlung gebracht werden konnte. Das Eintreffen der endgiltigen Redaktion gestattete am 28. Februar die Wiedereröffnung der Reichstagsberatungen. Bremen konnte nun endlich seine Stimme im Reichsfürstenrat abgeben, aber angesichts des abgeänderten Planes kam es wiederum zu keinem

Digitized by Google

Entschlusse und bat um Zeit zur Einholung von Instruktionen. Die sämtlichen Gesandten der der Säkularisation verfallenen Reichsstände waren ferngeblieben. Zuletzt hatte noch eine auf Verlangen der vermittelnden Minister in den Schluß eingefügte Neuordnung des Fürstenrats[1]) Österreich in seinen Interessen empfindlich verletzt. Das kaiserliche Kommissions-Ratifikations-Dekret vom 27. April bestätigte das Reichsgutachten vom 24. März und damit den Hauptschluß, doch unter Ausschluß dieser verfassungswidrigen Bestimmungen. Inzwischen erfuhr aber infolge des drohenden Ausbruches des Krieges zwischen Frankreich und England Österreichs politische Lage eine völlige Veränderung. Die Vertreter Frankreichs und Rußlands wurden von ihren Regierungen angewiesen, bei der Erledigung der „gegenwärtigen épineusen Angelegenheiten" sich tunlichster Zurückhaltung zu befleißigen. Laforest zeigte eine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen Österreich und hätte dem Kaiser und einigen katholischen Reichsständen etliche Stimmen mehr gern gegönnt. Aus Paris erhielt er die bestimmteste Weisung, keinen Tag länger mit seiner Abreise zu zögern. Am 9. Mai 1803 erklärten die fremden Minister durch schriftliche Noten ihren Auftrag für beendigt, wodurch der Kaiser von der demütigenden Einmischung des Siegers befreit wurde. Die Reichsdeputation wurde Tags darauf durch kaiserliches Kommissionsdekret aufgelöst. Laforest verließ am 13. Mai Regensburg, um sich nach Berlin zu begeben, wo wichtige Angelegenheiten seiner harrten. König Georg hatte eine reiche Tabatière im Werte von etwa 2000 bis 2500 Talern für ihn bestimmt, die aber kurz vor der französischen Besitznahme des Landes nicht mehr zur Aushändigung kam.[2])

[1]) L. K. Aegidi, Der Fürstenrat nach dem Lunéviller Frieden, Berlin 1853.

[2]) v. Ompteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen. S. 137.

Digitized by Google

Sämtliche verfassungsmäßigen Formen waren erfüllt, und der Entschädigungsplan hatte völlige Gesetzeskraft erlangt, ohne daß die meisten Beteiligten diesen Zeitpunkt abgewartet hätten. Bonapartes Entscheidung hatte ihnen die geistlichen Staaten zugeteilt, nicht der Reichstag, und die Wünsche der Untertanen hatten sich höheren politischen Rücksichten unterordnen müssen. In Osnabrück fürchteten die Regierungsbehörden, die Stände, die Geistlichkeit nichts so sehr als die Veränderung der „glücklichen" Verfassung des Hochstifts, als das „harte Schicksal" der Säkularisation, als die Abtretung an eine „alliirte" Macht, nämlich Preußen, offenbar weil durch den Übergang in ein straff organisiertes Staatswesen ihre Alleinherrschaft im Lande gebrochen wurde. Herzog Friedrich vertröstete den Osnabrücker Geh. Rath v. d. Busche nach dem Friedensschluß von Lunéville auf ein Einschreiten des hannoverschen Ministeriums zu Gunsten des Hochstifts am Reichstag, aber dieses Ministerium befand sich selbst infolge der drohenden preußischen Okkupation in großer Bedrängnis. Als dann der Reichstag die erste Einleitung der Entschädigungsverhandlung dem Kaiser überlassen hatte, wurde auf Antrag v. d. Busche's (1801 29./5.) die hannoversche Gesandtschaft in Wien angewiesen, sich der Interessen des Herzogs anzunehmen zur Abwehr etwaiger Säkularisationsgelüste. Das Erscheinen des russischen Entschädigungsplans, welcher das Bistum Münster Preußen bestimmte, brachte den Osnabrücker Geh. Rat (1801 28./11.) auf den genialen Gedanken der Erwerbung des Münsterschen Amtes Vechta für Osnabrück, zum Ausgleich der „ansehnlichen Forderungen" des hannoverschen Hauses an das deutsche Reich. Die hannoversche Regierung nahm die Beweise der Anhänglichkeit an das Kurhaus anscheinend sehr gnädig auf. Eine Immediateingabe des Domkapitels und der Landschaft beantwortete der König im Februar 1802 mit der allge-

Digitized by Google

meinen Beteuerung seiner „fortdauernden Teilnahme an des Hochstifts Wohlergehn". Als dann nach der Eröffnung der Reichsdeputation in Regensburg die Kunde von der völligen Überlassung des Hochstifts an das Kurhaus in Osnabrück eintraf, trat der Geh. Rat v. d. Busssche oder vielmehr der Kanzleidirektor Lodtmann, der für ihn die Feder führte, sofort wiederum mit dem vortrefflichen Vechta-Projekt hervor (1802 31./8.), dessen Realisierung man im Ausgleich mit den dem Kurhaus zugemuteten Cessionen erwartete, die doch schon den Entgelt für die katholische Hälfte von Osnabrück darstellten. Selbst das Bekanntwerden der Nachricht von der beabsichtigten Vertauschung des Hochstifts im September vermochte der Politik der Osnabrücker Staatsmänner keine andere Richtung zu geben; man erinnerte an die Vorteile der Verbindung Osnabrücks mit dem Kurhause, die Jahrhunderte alten Beziehungen, die günstige Lage des Stifts für den Verkehr nach Holland, den Nutzen für das königliche Postwesen usw., um schließlich wieder auf den Vechtaer Plan zurückzukommen. Herzog Friedrich wollte von dieser Eingabe den besten Gebrauch machen und keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um sich nach Möglichkeit nützlich zu erweisen.

Es muß eigentlich das Gefühl des tiefsten Mitleids erregen, wenn man sieht, wie der beschränkte Horizont der leitenden Behörde des kleinen Staatskörpers die große Umwälzung des deutschen Reichs in hausväterlicher Weise zu einem Landerwerb zu benutzen sucht, während dessen territoriale Selbständigkeit und damit ihre eigene Macht schwer gefährdet oder schon fast vernichtet war. Die hannoverschen Minister haben freilich in diesen gefährlichen Zeiten keine größere politische Einsicht bewiesen. Bei der Unzufriedenheit König Georgs mit dem ihm von Bonaparte zugeteilten Lose und dem dringenden Verlangen Rußlands nach

Digitized by Google

dem Abschluß des Entschädigungswerkes mußte Kurakins Ratschlag einer tatsächlichen Besitzergreifung des Bistums Osnabrück mit Vorsicht aufgenommen werden. Er begründete ihn damit, daß sich dann das Tauschgeschäft leichter bewirken lassen werde, und Graf Münster leuchtete dies so ein, daß er in seinem Berichte wiederholt auf die Besitznahme hindrängte, von der er auch bei der Säkularisation der Klöster Vorteile erhoffte. „Nehmen wir das Osnabrückische nicht vorläufig als einen Teil des Kurfürstentums zu uns," schrieb er, „so entgehen uns zuverlässig die Klöster ganz." Der König mochte nicht gern einem Beispiel folgen, welches er an Preußen mißbilligte, und es war zu besorgen, daß dann auch mit den Hannover zugemuteten geringfügigen Abtretungen von den Interessenten ebenso verfahren würde. Haugwitz schien mit der Besitznahme Osnabrücks ganz einverstanden zu sein, und wir werden unten sehen, wie diese Absicht genau in seine Politik hineinpaßte. Der kluge Kriegsrat v. Ompteda durchschaute aber den Gedankengang und hat der hannoverschen Regierung seine Bedenken nicht verschwiegen.[1]) Konnte nicht die wenn auch nur provisorische Besetzung des Entschädigungslandes leicht als Anerkennung der Bedingungen ausgelegt werden, unter welchen die Erwerbung erfolgen sollte? Eine befriedigende Antwort auf diese Frage vermochte er nicht zu geben. Sie verdiente aber wohl die reiflichste Erwägung, denn unter den Bedingungen befand sich bekanntlich der Verzicht auf alle Hildesheimschen Ansprüche. Der vorgeschlagene Akt band dem König die Hände, und die hannoverschen Geh. Räte hätten den russischen Standpunkt niemals zu dem ihrigen machen und lieber auf die Warnung Omptedas hören sollen. Sie wollten aber in den Besitz des Tauschobjekts kommen,

[1]) Bericht des Kriegsrats v. Ompteda 1802 7./9. (Hann. Des. 12 a, IV, Berlin, Nr. 184).

Digitized by Google

fürchteten auch, sonst an die Langwierigkeit der Reichsdeputation gebunden zu sein, und hatten vor allem den Ehrgeiz, sich damit auf gleiche Stufe wie Preußen zu stellen. Lenthe hielt wie der König die Besitznahme anfangs auch für bedenklich, schloß sich aber schon nach einer Woche (1802 17./9.) der Ansicht des hannoverschen Ministeriums an, und gegen den König bedurfte es ebenfalls keiner großen Überredungskünste. Nun war noch die geeignete Persönlichkeit für die in Osnabrück zu treffenden Einrichtungen zu finden. Lenthe dachte anfangs an Reden, der in Berlin entbehrlich war, und dessen Entfernung von dort auch der König ganz gern gesehen hätte, um Ompteda mehr Bewegungsfreiheit zu geben. Man mußte sich aber leider sagen, daß er wohl auch für das schwierige Osnabrücker Geschäft nicht der geeignete Mann sein würde. Es wurde also der Minister v. Arnswaldt vom König mit dem Auftrage der Einverleibung des Hochstifts in das Kurfürstentum betraut, der Land und Leute genau kannte, da er während der Minderjährigkeit Herzog Friedrichs von 1780—1783 als Geh. Rat die Regierung geführt hatte.[1])

Herzog Friedrich hatte seine landesherrlichen Rechte bereits in eine lebenslängliche Rente umgesetzt, als er den Geh. Rat v. d. Bussche seine Mitwirkung zur Abwendung des Tauschgeschäftes versprach, und es erscheint menschlich begreiflich, daß er sich mehr für die Höhe jener Rente als für die Schicksale eines Landes interessierte, dem er zeitlebens fremd geblieben war. Lenthe hatte auf Befehl des Königs mit ihm Rücksprache genommen[2]) und die Einnahmen (123 000 Taler) und Ausgaben (23 001 Taler) aus den

[1]) M. Bär, Abriß einer Verwaltungsgeschichte des Reg.-Bez. Osnabrück S. 18. 19.

[2]) Osnabrücker Landesarchiv A 38, B 67.

Digitized by Google

Schatullrechnungen der letzten 15 Jahre im Durchschnitt festgestellt. Die Überschußsumme stellte sich unter Berücksichtigung von drei Beamten-Besoldungen, die der Herzog auf seine Privatkasse übernehmen wollte, auf 100 900 Taler, und in englischem Gelde wurde ihm eine Jahresrente von 16 800 Pfd. Sterl., zahlbar vom 1. Oktober 1802 an, vom König bewilligt. Der 1. Oktober wurde als Endtermin der bischöflichen Regierung festgesetzt, so daß alle später eingehenden Einkünfte, auch die Restanten, dem König zufallen sollten. Für die Säkularisation der Osnabrücker Stifter und Klöster wurde der erste Dezember in Aussicht genommen, an welchem Termin, nach Art. 43 des Hauptschlusses, die Nutznießung der zur Entschädigung angewiesenen Güter für diejenigen Fürsten beginnen sollte, die nicht in der Lage gewesen waren, vor den Deklarationen der vermittelnden Mächte den Zivilbesitz zu ergreifen.

Von allen übrigen Besitzergreifungen infolge der Säkularisation unterschied sich die Osnabrücker durch die völlige Übereinstimmung des abgehenden Landesherrn mit dem neuen, weshalb sie auch nach Lenthes Ansicht weniger Eile hatte. Aber die schnelle Annahme des Generalplans durch die Deputation machte doch den König nachdenklich, und die veränderte Lage spornte zu rascherem Handeln an. Zwar traf man in London über die Art der Ausführung keine Entscheidung, sondern überließ die zu ergreifenden Maßregeln lediglich dem Kabinettsministerium in Hannover; um aber gegebenen Falls allen Aufenthalt zu vermeiden, sandte man diesem schon im voraus ein Reskript des Herzogs (24/9.) an den Geh. Rat v. d. Bussche mit den dann nötigen Anweisungen, das ihm erst am 30. Oktober eingehändigt wurde, nachdem ihm von dem getroffenen Abkommen schon vorher vertraulich Kenntnis gegeben war. Die bevorstehende Einverleibung in das Kurhaus beunruhigte das

Digitized by Google

Land nicht so sehr wie die geplante Vertauschung, welche die Aufhebung der bisherigen Verfassung zur notwendigen Folge haben mußte. Das Domkapitel erhoffte aus der näheren Verbindung mit dem Kurhause sogar die Beibehaltung seines „teuersten" Regenten, mit dem es nun 38 Jahre verbunden war, also die Fortdauer der bisherigen staatlichen Verhältnisse und die Abwendung der Säkularisation. Man wird es dem König schwerlich verdenken können, daß er sich zu solcher Entsagung nicht bereit finden ließ.

Zur Besitznahme konnte erst geschritten werden, nachdem durch die Vorlegung des offiziellen Annahme- und Cessionsaktes des Königs am 9. Oktober die Formalität bei der Haupt-Deputation in Regensburg ins Reine gebracht war. Für die Besitzergreifung selbst entwarf das hannoversche Ministerium die Dokumente, die zur Unterzeichnung nach London gesandt wurden. Herzog Friedrich hat seine Cessionsurkunde am 29. Oktober, der König das Annahme- und Versicherungs-Instrument am 1. November vollzogen. Der Herzog trat sein bisheriges Hochstift Osnabrück mit der Landes-Regierung und Hoheit an den König und dessen Nachfolger in der Kur zum erblichen Eigentum ab und entließ seine bisherigen Diener und Untertanen der Eide und Pflichten. Der König nahm das Hochstift zum erblichen völligen Eigentum an sein Haus und verpflichtete sich in einer geheim zu haltenden Versicherungsakte zur Zahlung der vereinbarten Abfindung. Das ad mandatum speciale vom hannoverschen Kabinettsministerium gezeichnete Besitznehmungs-Patent vom 4. November[1]) kündigt gleichzeitig die Regierungs-Übernahme durch den König an und heißt Domkapitel, Ritterschaft und alle Untertanen ihn nun für ihren alleinigen

[1]) Codex constitutionum Osnabrugensium II, 2, S. 788.

Digitized by Google

Landesherrn achten, gegen das Versprechen seines Schutzes „bei ihren in der nunmehrigen Verfassung habenden Rechten".[1]) Die von dem Geh. Rat v. d. Busche in Erledigung des erhaltenen herzoglichen Spezialbefehls vom 24./9. vollzogenen Patente[2]) vom 10. November taten dem Hochstift Osnabrück, den Landständen und Landeskollegien die Niederlegung der Regierung seitens des Herzogs, die Entlassung der Untertanen aus ihrem bisherigen Verbande und ihre Überweisung an den König kund. Die beiderseitigen Patente wurden in allen Kirchen des Landes von den Kanzeln verlesen und durch Anschlag im Hochstift bekannt gemacht.

Die Besitznahme sollte nur provisorisch, doch nicht bloß, wie in den anderen Ländern, eine militärische, sondern an sich schon ganz vollständig sein und kraft der Abtretung des bisherigen Landesherrn die völlige Übernahme der Landeshoheit und Regierung in sich begreifen. Das zur Besetzung bestimmte Truppenkorps rückte unter dem Oberbefehl des Oberst v. Hassell am 8. November 1802 in Osnabrück ein.[3]) Als bevollmächtigter Kommissar hielt am folgenden Tage, nachmittags 1/4 4 Uhr, der Staats- und Kabinettsminister v. Arnswaldt seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Eine halbe Stunde vor der Stadt war er von einer Kavallerie-

[1]) Der für eine Privilegien-Bestätigung ungewöhnliche Ausdruck beseitigt, wie man sieht, die alten Rechte und ist erst durch Korrektur in das Patent gekommen. Der Konzipient, Hofrat und Advocatus patriae v. Berg, hatte zuerst geschrieben: „bei ihren wohlhergebrachten, mit der nunmehrigen eintretenden veränderten Verfassung vereinbarlichen Rechten" (Landesarchiv B 63), welche Fassung offenbar verworfen wurde, weil sie den alten Privilegien noch zu viel zugestand.

[2]) Osnabrück, Abschn. Archiv 12a, Nr. 82.

[3]) Der Bericht des Oberst v. Hassell vom 10. November 1802 ist benutzt bei v. Hassell, Das Kurfürstentum Hannover S. 58.

Digitized by Google

Eskorte in Empfang genommen und am Stadttor vom Magistrat, umringt von der bewaffneten Bürgerschaft, mit Musik begrüßt worden. Der Bürgermeister v. Gülich überreichte ihm hier für den neuen Landesherrn die Stadtschlüssel. Er nahm sie zwar als Zeichen der Unterwerfung an,[1]) gab sie aber sogleich mit dem Bemerken, daß sie in guten Händen seien, zur bisherigen Aufbewahrung wieder zurück und erteilte dem Magistrat eine den Umständen angemessene Zusicherung der königlichen Huld und Gnade gegen die Stadt. Die in solchen Fällen übliche Rückgabe der Schlüssel erregte unter der Bürgerschaft eine beinahe „ausschweifende" Freude. Der Zug bewegte sich durch die Reihen der zum Teil laut jubelnden Bürgermiliz nach dem Schlosse. Alles, was waffenfähig war, und selbst sehr angesehene und reiche Bürger nicht ausgeschlossen, hatte mit Fahnen und Feldmusik auf beiden Seiten der Straßen Aufstellung genommen, und man schätzte die Zahl auf 1500 Mann. An der Schloßtreppe wurde v. Arnswaldt von dem bischöflichen Hofmarschall v. Freitag und dem Offizierkorps empfangen und in die für ihn bereiteten Zimmer geleitet, wo er es sein erstes Geschäft sein ließ, eine Milderung des militärischen Zeremoniells mit dem Obersten v. Hassell zu verabreden. Bald stellte sich der Geh. Rat v. d. Busssche ein, mit dem man die herzoglichen Patente durchging und in manchen Stücken veränderte. Am nächsten Tage machten die Stände und alle Kollegien ihre Aufwartung. Als erster erschien der bei Katholiken und Protestanten gleich beliebte Weihbischof v. Gruben als Untertan des Königs und erhielt die beruhigende Versicherung, daß der katholische Gottesdienst nicht gestört werden würde, worauf er fröhlicher, als

[1]) Nach dem amtlichen Berichte Arnswaldts vom 14./11., womit der Bericht Bergs vom 10./11. zu vergleichen ist (Landesarchiv B 63).

Digitized by Google

er gekommen, schied. Mit ihm war das evangelische Konsistorium eingetroffen, und bald darauf stellte sich auch ein Teil des Domkapitels ein. Bei dem größten Teile der Bevölkerung glaubte Arnswaldt die unverkennbare Freude über die Einverleibung in das Kurfürstentum zu bemerken, und die übrigen zeigten sich wenigsten mit ihrem Lose zufrieden. Allerdings wurde die Freude durch die Furcht, vertauscht zu werden, beeinträchtigt, und die an ihn herantretende Frage konnte Arnswaldt immer nur mit dem Hinweis auf die Unlust der preußischen — nicht der hannoverschen — Regierung beantworten.

In die freudige Stimmung der Bevölkerung drang nur zu bald ein schriller Mißton. Die bisherige Regierung war bestätigt worden und durfte unter dem Titel: „Königl. Großbritannische Kurfürstlich-Braunschweig-Lüneburgische verordnete Regierung im Fürstentum Osnabrück" ihre Amtsverrichtungen fortsetzen. Wurden die Osnabrücker Regierungs- und Verwaltungsbeamten vom Staate Hannover übernommen, so doch nicht die zum Hofetat gehörigen Beamten und Pensionäre, die, wie es heißt, zu des Herzogs eigener Verfügung gestellt blieben. Herzog Friedrich aber hatte die Weisung (5./11.) erteilt, seinen gesamten Hofetat, den er als Regent gehabt, unter Zubilligung des Gehalts bis Ende des Jahres einfach zu entlassen. Die Unterhaltungspflicht des Herzogs war durch § 59 des Reichs-Deputationshauptschlusses festgestellt, und ihr durfte er sich nicht entziehen. Die Aufkündigung des gesamten Hofpersonals hätte einen äußerst unangenehmen Eindruck und unbeschreibliche Sensation gemacht, auch den König in bedenklicher Weise exponiert und die gesetzliche Verpflichtung doch nicht aufgehoben. Wie der Hofmarschall vorstellte, hätten die alten Unterbeamten, wenn nichts für sie geschah, vom Mitleid des Publikums leben und betteln gehen müssen.

Digitized by Google

Der Geh. Rat v. d. Busſche nahm Anſtand, die Verfügung zu publizieren, und Arnswaldt teilte ſeine Bedenken, denn er ſah voraus, daß man den Schritt „im ganzen Publikum verſchreien“ würde. Das Kabinettsminiſterium wandte ſich in größter Verlegenheit kurz vor Jahresſchluß (26./12.) an Lenthe, daß er eine andere Entſchließung herbeiführe, hatte auch bereits die Aufkündigung bis auf weiteres auszuſetzen befohlen. Der Herzog beſtritt zwar ſeine geſetzliche Verpflichtung, da der Hauptſchluß weder zur Zeit der Verhandlungen über die Ceſſion des Fürſtentums, noch auch bei ſeiner Entſchließung in London bekannt geweſen ſei, hielt es aber doch für gut, auf Lenthes Vorſtellung mit ſeinem Vater das Abkommen zu treffen, daß dieſer nunmehr auch ſämtliche Hofbediente übernahm. Der Entſchluß koſtete ihm eine Kürzung der Jahresrente um 400 Pfd. Sterl.[1]) Erfreulich iſt es aber, daß der letzte Landesherr des Hochſtifts Osnabrück ſchließlich doch den Forderungen der Billigkeit Gehör geſchenkt und den Anlaß zu mißliebigen Nachreden noch in letzter Stunde beſeitigt hat.

War nun das Hochſtift Osnabrück formell in den Beſitz des Kurfürſten übergegangen, ſo mußte ſich nach der Auffaſſung der hannoverſchen Staatsmänner das Tauſch-Geſchäft um ſo leichter bewirken laſſen, an dem man mit erſtaunlicher Geduld, aber immer mit dem gleichen Ungeſchick und Mißerfolge weiter arbeitete. Niemand freute ſich über das tatkräftige Vorgehen Hannovers mehr als Haugwitz. Der offizielle Verzichtsakt König Georgs und die Annahme von Osnabrück hatten in ſeinen Augen das Kurhaus jedes Schattens von Recht an Hildesheim beraubt. In der

[1]) Von der dadurch auf 16 400 Pfd. Sterl. reduzierten Rente verkaufte Herzog Friedrich 1812 dem Prinzregenten 4000 Pfd. Sterl. gegen eine Abfindungsſumme von 40 000 Pfd. Sterl., weil er für eine „zu treffende Einrichtung“ Geld brauchte.

Digitized by Google

Notifikation der Besitzergreifung fand sich nicht die geringste Erwähnung des Tauschprojektes, und daraus schloß er, daß sich Hannover nicht mehr damit befasse. Jacobi[1]) trat nun endlich in London mit der bündigen Erklärung hervor, daß der König an den Tausch nicht denke, und kein Versprechen seinerseits über den Gegenstand gegeben sei. Der russische Gesandte Alopaeus in Berlin führte auf eigene Hand eine Aussprache mit Haugwitz herbei und entrang ihm nicht allein die Bereitwilligkeits-Erklärung zu einem partiellen Tausch und die Anerkennung des Memeler Versprechens, sondern sogar eine Bezeichnung des Zeitpunktes, wann sich Preußen die Lokalkenntnis von Hildesheim angeeignet haben würde, welche es zur Voraussetzung des Tausches gemacht hatte[2]): nicht vor Mai 1803 sollte das sein. Kaiser Alexander hatte nicht die Absicht, sich aus diesem geringfügigen Anlaß mit Preußen zu verfeinden, aber Jacobis formelle Absage setzte ihn in solchen Widerspruch zu seinem bisherigen Verhalten, daß er die Unterhandlung unmöglich in diesem Stadium auf sich beruhen lassen konnte. Alopaeus wurde am 20. Januar 1803 angewiesen, wenigstens die teilweise Erfüllung des Versprechens in Berlin anzuregen. Haugwitz machte wiederum allerhand Ausflüchte, vertröstete wiederum auf Schulenburg. Rußland hatte mit dem Berliner Hofe eine so nachdrückliche Sprache geredet, daß es nicht wohl weiter gehen konnte, noch wollte.

Hatte Haugwitz bisher fortwährend auf die Schulenburg'sche Untersuchung des Hildesheimer Landes vertröstet, so trat er im März 1803 mit einem ganz neuen Gedanken hervor, der den Abschluß des Geschäfts in weiteste Ferne rückte. Ompteda hatte sich gerade wieder einmal bei ihm

[1]) Siehe oben S. 278.

[2]) Bericht des Kriegsrats v. Ompteda 1802 18./12 (Hann. Des. 12a, IV, Berlin, Nr. 184).

Digitized by Google

nach dem Stand der Angelegenheit erkundigt, welche durch Schulenburg bisher aufgehalten sei, als er eine ganz überraschende Antwort erhielt: auf die Schulenburgsche Untersuchung komme es überhaupt nicht mehr an, vielmehr seien die preußischen Forderungen für die Verpflegung der englischen Armee 1793/5 zuvor zu befriedigen, und man verlangte die Kleinigkeit von 3 bis 400 000 Talern. Über die Hineinziehung der Forderung an einen fremden Staat in diese hannoversche Angelegenheit konnte Ompteda sein Erstaunen nicht verbergen. Einige Wochen später berechnete Haugwitz die unbefriedigten Forderungen Preußens an die Krone England bereits auf 6 Millionen und machte außerdem die Wiederherstellung der früheren Grenzen von Hildesheim gegen Hannover, insbesondere die Rückgabe des Klosters Marienrode, zur Vorbedingung. Die hannoversche Regierung sah endlich die Aussichtslosigkeit dieser Verhandlungen ein und wollte nun das ganze Geschäft nach Petersburg unter die Augen des russischen Kaisers verlegen, arbeitete auch eine neue Instruktion für den Grafen Münster aus. Endlich beschränkte man sich definitiv auf einen Teil von Hildesheim, aber wiederum wurden verschiedene Projekte zur Auswahl gestellt. Von ihren pedantischen „Gradationen" konnten die hannoverschen Staatsmänner nicht loskommen. Das Hochstift Osnabrück schloß man nach der Einschränkung der Wünsche als Austauschobjekt aus. Sobald man sich mit dem russischen Hofe geeinigt, sollte dieser die Verhandlungen mit dem preußischen einleiten. Ompteda wurde in den ganzen Feldzugsplan eingeweiht (1803 26/4.) und mit der Münster'schen Instruktion bekannt gemacht. Bei der veränderten politischen Lage konnte indes ihre Anwendung „im gegenwärtigen Augenblick" beim russischen Hofe noch nicht erfolgen und blieb der Zukunft vorbehalten.

Auf diese Zukunft hat die hannoversche Regierung ver-

Digitized by Google

geblich gewartet. An demselben Tage (1803 8./3.), an welchem Haugwitz mit seinen neuen Forderungen hervortrat, kündigte eine königliche Botschaft an das Parlament den nahen Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich an, dem Hannover zum Opfer fallen sollte. England verweigerte die Räumung Maltas, dessen Rückgabe an den Johanniterorden der Friedensschluß von Amiens bestimmte, und schon schickte sich Frankreich an, die Konsequenzen zu ziehen.[1]) Preußen hatte seit 1795 durch seine Verträge mit Frankreich die Kriegsfackel von Norddeutschland ferngehalten, und Hannover hatte die Vorteile der auf dem Baseler Frieden begründeten Neutralität angenommen, da es sich nicht umsonst für England aufopfern wollte.[2]) Durch den Reichsfrieden waren die Neutralitätsverträge aufgehoben, und der sich erhebende kleine Sturm[3]) kündigte den Weltbrand an. Nur durch Preußen konnte das hilflose Land Schutz finden, und Preußen hatte selbst ein lebhaftes Interesse daran, die Franzosen von den hannoverschen Grenzen fernzuhalten. Die kurzsichtige Politik der hannoverschen Staatsmänner wollte aber auf dieser Seite nur Vergrößerungsabsichten bemerken, und durch den mißglückten Tausch war der Argwohn verstärkt. Hannover warf sich Rußland in die Arme, welches ihm unmöglich helfen konnte. Lenthe rief dessen Hilfe zur Rettung des Kurfürstentums an, um ebenso eine französische wie eine preußische Okkupation abzuwenden.[4]) Graf Münster sah seine Bemühungen am russischen Hofe zur Vereitelung der preußischen Absichten zu seiner lebhaftesten Freude von

---

[1]) Durocs Bericht über seine Mission in Berlin, 1803, März, Bailleu II, S. 129.

[2]) Lenthe S. 145 ff.

[3]) Bericht Luccheſinis 1803 14./3.; Bailleu II, S. 125.

[4]) Privatschreiben Lenthes an Arnswaldt 1803 12./4. (Landesarchiv B 68).

Digitized by Google

Erfolg gekrönt.[1]) Kurz vor dem Anmarsch der Franzosen, im Anblick der drohenden Gefahr, sollte dann Preußen schleunigst helfen, und man wollte ihm alle Forderungen bewilligen.[2]) Auch Kaiser Alexander[3]) lud nun König Friedrich Wilhelm zu Maßregeln zum Schutze Norddeutschlands gegen die französische Invasion ein. Indes der König erinnerte sich der schweren Verdächtigungen, denen er sich durch die erste Besitznahme des Kurfürstentums ausgesetzt hatte, und verharrte ohnehin nicht ungern in seiner passiven Haltung. Die Kapitulation von Sulingen bildet den Schlußstein der unheilvollen hannoverschen Politik, die Lenthe später vergeblich zu rechtfertigen versucht hat.

Eigentlich hätte sich Hannover sehr wohl an dem ihm zugefallenen Bistum Osnabrück genügen lassen können, das es für teilweise recht zweifelhafte Ansprüche eintauschte. Die erst bei der weiteren Ausgleichung ihm angesonnenen Opfer stellten einen Verlust an Einkünften dar, der durch das Erhaltene reichlich aufgewogen ward. Allein die Einnahmen aus den geistlichen Gütern des Bistums Osnabrück, die bei allen Anschlägen außer Betracht gelassen waren, wurden nach gewissenhafter Schätzung[4]) auf jährlich 111 837 Taler veranschlagt, während der Überschuß aus sämtlichen Ämtern nur 36 000 Taler betrug, also um zwei Drittel geringer war. Durch die Klugheit und Geschäftsgewandtheit des Komitialgesandten v. Ompteda war die auf diese Güter gelegte Rente glücklich abgewandt worden. Konnte man wohl von Preußen verlangen, daß es das Bistum Hildesheim, das beste Stück seines Loses, hinterher im Tausch

[1]) Häusser in den Forschungen zur deutschen Geschichte III, S. 246.
[2]) v. Hassell S. 211.
[3]) Haugwitz an den König 1803 4./6.; Bailleu II, S. 152.
[4]) Schätzung des Landes-Ökonomierats Meyer 1803 20./3. (Landesarchiv B 65).

Digitized by Google

weggeben sollte, nachdem es ihm einmal zugeteilt war? Zum Austausch eines Teiles hatte es sich bereit erklärt; aber waren nicht die Wünsche der hannoverschen Regierung eigentlich fast bis zuletzt weit über diese Verpflichtung hinausgegangen?

Die Einverleibung des Bistums Osnabrück in das Kurfürstentum Hannover brach den Einfluß der Beamtenhierarchie, des Domkapitels und der Stände, und befreite die minder bevorzugten Gesellschaftsklassen von einem beschwerlichen Drucke. Der Landmann und die mittleren Klassen der Bevölkerung, mit Ausnahme der Advokaten, segneten geradezu die eingetretene Regierungsveränderung, und Arnswaldt suchte durch eine möglichst prompte und gebührenfreie Geschäftsbehandlung, wie sie bisher unerhört gewesen war, die günstige Stimmung zu erhalten. Die bischöfliche Regierung hatte sich in der letzten Zeit keiner großen Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Der letzte eigene Landesherr hatte seine Regierung von London aus geführt, wo er erzogen war, und verstand kaum die deutsche Sprache, wie auch Lenthe sich im Verkehr mit ihm des Französischen bediente. Bei seinem ersten Besuche in Osnabrück 1781 war mit Rücksicht auf die „zu gebenden Antworten im Deutschen" um möglichste Beschränkung des öffentlichen Empfanges ersucht worden, und Möser hatte damals vorgeschlagen, daß die Membra statuum sich stumm vorzustellen hätten, so daß es dann von dem Prinzen abhängen würde, ob und in welcher Sprache er sie anreden wolle. Der Landesherr hat sich auch später nicht die Mühe gegeben, seinen Untertanen näher zn treten, und vielleicht beruhte gerade auf der örtlichen Trennung die von den herrschenden Klassen gepriesene „milde" Regierung des Herzogs, sein glückliches Verhältnis zum Lande.

Seine Geh. Räte hätten sich in der Tat eine mildere Regierung kaum noch wünschen können. Die beiden geist-

Digitized by Google

lichen geheimen Räte, Prälaten der Domkirche, waren gleich bei ihrer Ernennung 1783 von der Teilnahme an den Sitzungen für immer dispensiert worden,[1]) bezogen also ihre jährliche Besoldung von je 1000 Taler für nichts. Die Absicht des Landesherrn beim Antritt seiner Regierung war gewesen, durch solche Gehälter das Domkapitel und die Stände zu bestechen[2]) und zur Anhänglichkeit an seine Person zu verpflichten, was aber „bei mehreren" doch nicht gelungen war. Der einzige weltliche Geh. Rat v. d. Bussche mußte also in Abwesenheit des Herzogs das Steuer allein führen, und die Instruktion gewährte ihm die größten Vollmachten. Rechtschaffenheit, gute Absichten und große Kenntnisse des Landes wurden ihm nachgerühmt, doch konnte er sich zuweilen etwas schwer entschließen und war ein willenloser Mann. Arnswaldt erwartete seinen Abgang, indes ließ er selbst von einer solchen Absicht nichts merken und schien sich die neue Gestalt der Dinge gefallen lassen zu wollen. Zum Vortrag der Regierungssachen war ein geheimer Referendar bestellt, und dieser führte die eigentlichen Arbeiten des Geh. Rats aus. Der große Einfluß, den Möser († 1794) in dieser Stellung auf die Landesregierung ausgeübt hat, ist bekannt genug, und in seiner Amtsperiode hatte die Staatsmaschine glatt und zur Zufriedenheit der Untertanen gearbeitet.[3]) Sein Nachfolger Lodtmann wurde nach dem Zeugnis Arnswaldt's[4]) von nur sehr wenigen geliebt, während die große Mehrzahl mit ihm unzufrieden war. Er hatte aber zugleich das Direktorium in der Kanzlei

[1]) Bär S. 19.

[2]) Nachrichten von den Verhältnissen der Regierung und der Kammer 1802 (Landesarchiv B, Nr. 69).

[3]) Heinrich David Stüve S. 27 ff.

[4]) Korrespondenz Arnswaldt mit Lenthe 1802/3 (Landesarchiv B 68).

Digitized by Google

und im evangelischen Konsistorium inne. Wollte der gemeine Mann eine Beschwerde anbringen, bei der Regierung, der Justizkanzlei, dem Konsistorium, überall traf er Herrn Lodtmann, konnte also eine Abhilfe niemals erhoffen. Man klagte auch über zu langsame Expedierung, über Nepotismus; eigentliche Straftaten konnten ihm aber nicht nachgewiesen werden. Die Entscheidung bei den obersten Landesbehörden des Hochstifts lag im Wesentlichen in der einen Hand, und durch die Persönlichkeit des Beamten war das Vertrauen des Publikums erschüttert.

Die Justizpflege war vor allem in trauriger Verfassung. Die Kanzlei war bei der Menge Regierungs- und Polizeisachen, die sie an sich gezogen hatte, nicht mehr im Stande, ihren eigentlichen Pflichten und Aufgaben nachzukommen, und das war ein großer Übelstand in einem Lande von 130 000 Einwohnern, die in dem Rufe standen, gern Prozesse zu führen.[1]) Eine Änderung der bisherigen Organisation der beiden obersten Landeskollegien konnte gegen den überwiegenden Einfluß des allezeit widerstrebenden Domkapitels der Regent, auch wenn er es wünschte, nicht herbeiführen. Die Mißbräuche der Patrimonialgerichtsbarkeit ließen die Untertanen nicht mehr gleichgiltig, denn die Revolution hatte ihnen die Augen geöffnet, und auf den Landtagen wurde gewarnt, veraltete Rechte in dieser Zeit geltend zu machen. Die Begünstigung des Adels stieß überall auf herbe Kritik. Die Trennung der Regierungs- und Polizeigewalt von der Justizpflege war vielleicht die dringendste Aufgabe. Die Bestellung von Landreutern zur Bebekämpfung der Vagabunden- und Bettlerplage war bisher an dem Widerstande der Landstände gescheitert, welche die damit verbundenen Kosten scheuten, und so blieb die Auf-

[1]) J. Möser, Osnabrückische Geschichte I (Sämtliche Werke, herausgegeben von Abeken VI, S. 100).

Digitized by Google

rechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, wie im Mittelalter, dem Aufgebot der Bürgerschaft und des Landmannes überlassen, wenn man nicht gerade auf das Militär zurückgreifen wollte.

Das Prinzip der französischen Revolution hatte Osnabrück und die anderen geistlichen Staaten Deutschlands dem Untergange geweiht, die wie jenes zum Teil auf eine mehr als tausendjährige Geschichte zurückblickten. Bonapartes starker Wille hatte in wenigen Monaten ein Werk vollbracht, über welches die deutschen Fürsten unter sich niemals einig geworden wären. Er hat die geistlichen Staaten des deutschen Reiches dem modernen Staatsleben zugeführt und damit nach der Ansicht der Franzosen[1]) sich nicht allein um Deutschland verdient gemacht, sondern um das Menschengeschlecht überhaupt. Die Umwälzung hatte die deutsche Verfassung in ihren Grundfesten erschüttert, und niemals wieder hat sie sich von diesem Eingriff zu erholen vermocht. Deutschland hatte den Herrn gewechselt; nicht mehr in Wien, sondern in Paris wurden seine Geschicke gemacht.[2]) Bonaparte hatte die Hand dazu geboten, daß Österreich geschwächt und Preußen vergrößert wurde, daß Preußen die durch das Revolutionsprinzip zum Untergang verurteilten geistlichen Territorien innerhalb seiner Machtsphäre seinem Staatskörper anzugliedern und damit dessen Kraft zu Deutschlands Wohle zu stärken vermochte. Die Politik Preußens steuerte bei allen ihren Schwankungen mit großer Konsequenz auf dieses eine Ziel los, und in den Augen eines durchaus nicht preußisch gesinnten Zeitgenossen[3]) erschien sie als die richtigste

[1]) M. Bignon, Hist. de France depuis le 18. Brumaire II, S. 357.

[2]) A. Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire I, S. 234².

[3]) v. Hoff, Sachs.-Gothaischer Legationsrat, Das Teutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden von Lunéville, Gotha 1805, II, S. 106.

Digitized by Google

und folgerechteste für sein Wohl. Von einer Einbuße seines Ansehens bei den anderen Höfen ist jedenfalls in dieser Epoche nicht viel zu bemerken; dagegen spricht überall aus den geheimen österreichischen und russischen Akten die Furcht, daß es zu mächtig werden könnte. Und wodurch hatte es wohl bei Bonaparte erreicht, was Österreichs Werbungen bei ihm nicht zu erreichen vermocht hatten? Rußland hatte sich ohne jeden äußeren Anlaß vor dem ersten Konsul gedemütigt, und einen Vergleich mit der österreichischen und russischen Politik dürfte die preußische aushalten können. Die legitimistischen Mächte hatten auf eine ruhige Entwickelung der französischen Verhältnisse gehofft und erkannten zu spät die Täuschung. Preußen geriet immer mehr in die Netze der Revolution. Bonaparte hatte aber einem gefährlichen Gegner emporgeholfen, und Preußen hat unter dem Schleier der Neutralität eine heimliche Feindschaft gegen die Revolution immer genährt.[1])

Die Untertanen der vormals geistlichen Staaten mochten hier und da den alten Merkspruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", unter Tränen zu Grabe tragen. Im Allgemeinen aber war man mit der eingetretenen Wendung ganz zufrieden, und nur die militärische Okkupation hatte in manchen Gegenden weniger günstigen Eindruck gemacht. Man trug sich überall mit den schönsten Hoffnungen auf künftig bessere Handhabung der Justiz und Einführung besserer Polizei- und Schulanstalten. Später fand freilich Häberlin[2]) nicht mehr die anfängliche Zufriedenheit, woran verschiedene Verfügungen und militärische Lasten Schuld trugen, und auch in Osnabrück war ein Rückschlag zu bemerken. Die Osna-

[1]) Sorel V, 304.

[2]) Häberlin, Staatsarchiv 1802, IX, S. 302 ff., Anmerkung zu einem anonymen Aufsatz: Über die Stimmung der Einwohner der zur Entschädigung bestimmten Länder von 1802 12./10.

Digitized by Google

brücker hatten, ohne das Geringste zu ahnen, die beste Aussicht gehabt, zu Württembergern und Mecklenburgern zu werden, und wenn sie dann wirklich Hannoveraner geworden waren, so hatte sie doch Hannover selbst sogleich wieder zu Preußen machen wollen. Herzog Ernst August I. hatte mit seiner jungen Gemahlin glückliche Tage im Osnabrücker Lande verlebt und seine Hoffnungen auf dasselbe beim Regierungsantritt durch Prägung eines Speziestalers[1]) mit dem Osnabrücker Rade und der Umschrift Ausdruck gegeben: Hoc axe felicius curret. Bei der Vereinigung des Hochstifts mit dem Kurfürstentum erinnerte man[2]) sich dieses Sinnspruchs und knüpfte allerhand gute Wünsche auch für das neue Verhältnis daran. Das Rad ist inzwischen um zwei Speichen vermehrt[3]) in das große preußische Staatswappen übergegangen und wird auch dort seine Schuldigkeit tun.

[1]) Grote, Osnabrückische Geld- und Münzgeschichte (Münzstudien IV, S. 177).

[2]) Kanzleidirektor Lodtmann an v. Arnswaldt 1802 29./8. (Hann. Des. 92, XLI, Nr. 60a, Vol. II).

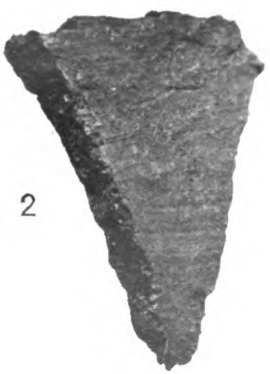
[3]) Vgl. Dr. R. G. Stillfried, Die Titel und Wappen des preußischen Königshauses, Berlin 1875, S. 56. Die Gründe für die Änderung sind unbekannt. Auch in seiner ältesten Gestalt weist das Osnabrücker Rad nach den Untersuchungen Philippis (Mitt. 19, S. 211) sehr häufig acht Speichen auf, bevor die Zahl durch das Herkommen auf sechs normiert ward.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google



Digitized by Google

Vermischtes.

1. Moorfunde.

Von Dr. F. Knoke.

Auf der angehängten Tafel sind einige Moorfunde aus der Nähe der Pontes longi zwischen Mehrholz und Brägel zur Abbildung gebracht.

Neben jenen Brücken werden fast jeden Sommer Scherben von Tongefäßen ausgegraben, die nach ihrer Beschaffenheit, soweit sie zu bestimmen sind, der Zeit der Römerkämpfe angehören.

So erweist sich Nr. 1 auf den ersten Blick als ein Gefäßstück der La Tène-Zeit. Die Form ist regelmäßig und schön, die äußere Fläche frei von Unebenheiten. Das Gefäß muß mit Hülfe einer Form hergestellt sein, obwohl Spuren der Drehscheibe sich an ihm nicht finden. Die Vertiefungen am Rande sind mit einem Instrumente in die noch weiche Masse eingedrückt worden.

Schon Koenen wies derartige Gegenstände mit Rücksicht auf ein Exemplar des historischen Museums zu Düsseldorf in die augusteische Zeit. Auch ist bei Oberaden ein gleicher Topf ausgegraben worden.

Derselben Zeit gehört die Scherbe Nr. 2 an, bei der die Spuren der Drehscheibe auf der äußeren Fläche deutlich zu erkennen sind. Die Eindrücke des Randes sind diesmal mit dem Finger vorgenommen. Auch diese Eigentümlichkeit weist in den Anfang unserer Zeitrechnung.

Mit Hülfe der Drehscheibe wird auch das Gefäß, dem die Scherbe Nr. 3 angehört, hergestellt worden sein.

In dem Moore neben den Brücken wurden nicht immer ganze Töpfe ausgegraben, sondern vielfach finden sich ihre Reste zerstreut m Boden vor; sie sind also zu der Zeit, als man sich ihrer dort bediente, zerbrochen. Auch fehlt an ihnen vielfach jede Spur von Asche.

Dagegen ist es höchst merkwürdig, daß an einer Stelle in der Tiefe der Scherben, also etwa $1^1/_2$ m unterhalb der Oberfläche, im vorigen Sommer ein großer Haufen Asche zum Vorschein kam. Der

Digitized by Google

Finder meinte, es sei etwa ein halbes Fuder gewesen, und ich selbst sah noch eine ziemliche Menge davon. Diese Tatsache weist doch deutlich darauf hin, daß hier eine Leichenverbrennung stattgefunden hat. Man wird aber nicht glauben können, daß die Bewohner der Gegend ihre Toten zum Zweck der Verbrennung einige Kilometer weit ins Moor getragen haben, vielmehr wird man annehmen müssen, daß es sich um die Bestattung solcher handelt, die an Ort und Stelle — also doch wohl infolge von Kämpfen — umgekommen sind.

Aufmerksamkeit verdient auch der Fund eines Lederschuhs, von dem die Abbildung Nr. 4 eine Anschauung gibt. Er ist aus einem Stück hergestellt und ohne untergelegte Sohle. Nur am Zacken ist ein keilförmiges Stück eingesetzt. Genäht wurde sorgfältig mit dünnen Riemen, die noch vorhanden sind.

Überhaupt ist der Schuh wohl erhalten. Es fehlt nur eine der geschlitzten Zacken auf der linken Seite. Dieser ist — allerdings gegen meinen Auftrag — von dem Schuhmacher, der den Schuh auf einen Leisten spannen sollte, ergänzt worden. Auch hat er den übrigens antiken Riemen willkürlich durch die vorhandenen Löcher gezogen.

Nun ist es bekannt, daß alte Lederschuhe mehrfach in den Mooren Nordwestdeutschlands aufgefunden worden sind, und Fräulein Mestorf ist geneigt, ihr Vorkommen auf einen alten Brauch zurückzuführen, nach dem solche Schuhe als Weihgeschenke in den Sumpf geworfen wurden. Es fragt sich nur, ob anzunehmen ist, daß man mit dem Gegenstande, den man versenken wollte, so weit in das Moor vorgegangen sein wird. Denn er wurde einige hundert Meter vom Ostrande des Moores entfernt neben der Brücke Nr. II gefunden.

Von den Schuhen sind nur wenige durch Abbildungen bekannt geworden. Man kann also nicht wissen, ob sie mit den im Moore bei Mehrholz ausgegrabenen Ähnlichkeit haben. Sie scheinen aber, soweit dies der Fall ist, alle Gegenden anzugehören, die möglicherweise von den Römern betreten wurden. Das gilt auch von den bei Uetersen nahe der Elbe gefundenen.

Tatsache ist aber, daß auf der Saalburg ganz dieselben Schuhe wie der abgebildete zu Tage gekommen sind. Das haben mir Herr Geheimrat Jacobi sowie sein Sohn, Herr Landbauinspektor Jacobi, ausdrücklich bestätigt. Die Ähnlichkeit betrifft sogar die Einzelheiten.

Wir werden also anzunehmen haben, daß auch dieser Fund römischen Ursprungs ist, mag ihn nun bei Gelegenheit des Über-

Digitized by Google

ganges über das Moor ein Römer verloren haben oder mag er als römische Beute wirklich von den Deutschen dem Moore geweiht worden sein. Das kommt auf dasselbe hinaus. Jedenfalls legt der gefundene Gegenstand ein neues Zeugnis dafür ab, daß wir in den Moorbrücken zwischen Brägel und Mehrholz Anlagen römischen Ursprungs zu erkennen haben.

---

2. Der Altar in der St. Marienkirche in Osnabrück.

Von Pastor Dr. Regula.

Die wichtigste Sehenswürdigkeit der St. Marienkirche, die sogleich beim Betreten des Gotteshauses die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist ohne Zweifel der herrliche Altar. Derselbe hat bereits in der Abeken'schen Monographie der Kirche[1]) eine eingehende Beschreibung und Würdigung gefunden. Seitdem sind aber 66 Jahre verstrichen, und in der Zwischenzeit, zugleich einer Zeit neuerwachten Kunstsinnes, hat die stille Forschung auch über diesen Gegenstand allerlei Erkenntnisse zu Tage gefördert und zur Reife gebracht, die es wohl verdienen, kurz zusammengefaßt und festgehalten zu werden. Wir denken dabei zunächst an die Kunstfreunde des Osnabrücker Landes, die ja an der St. Marienkirche mit allem, was dazu gehört, das meiste Interesse haben; sodann aber auch an die allgemeine Kunstgeschichte, die den Altar in den letzten Jahrzehnten des öfteren der Erwähnung wert gehalten hat.

Schon der Laie sieht auf den ersten Blick, daß der Altar der St. Marienkirche kein einheitliches Werk ist, sondern daß er aus verschiedenen Teilen besteht, die verschiedenen Zeiten angehören. Es lassen sich nämlich deutlich 5 Teile unterscheiden: der Altartisch, die Predella, der geschnitzte Aufsatz, die Altarflügel und das obere Kruzifix. Der Klarheit und Übersichtlichkeit wegen werden wir am besten tun, diese fünf Stücke der Reihe nach einzeln zu behandeln, um dann zum Schluß über die Idee und den Gesamteindruck des Ganzen zu sprechen.

1. Der Altartisch.

Dieser bietet nichts Absonderliches. Es ist ein großer länglicher Steinblock, wie er bei vielen Altären sich findet. Abeken sah

[1]) Dr. Wilhelm Abeken, Die St. Marienkirche zu Osnabrück 1842.

Digitized by Google

noch in der Mitte desselben zwei kastenartige Vertiefungen, die gewiß zur Aufnahme von Reliquien bestimmt waren; jetzt sind sie verschwunden, d. h. durch eine marmorne, fest eingekittete Platte bedeckt, die nur bei der Renovierung 1842 eingesetzt sein kann. An den beiden vorderen Enden des steinernen Altartisches sind griechische Kreuze angebracht, und auf dem vorderen Rand steht die Inschrift: Hoc altare suis expensis edificarunt Herman et Elizabeth. Opus acceptabile Christo, d. h. diesen Altar haben Hermann und Elisabeth auf ihre Unkosten erbaut, ein Christus angenehmes Werk. Dieser Altartisch ist alt; er gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach bereits zu der ersten, romanischen Kirche, deren Gründung um das Jahr 1100 anzusetzen ist. Über die frommen Stifter Hermann und Elisabeth ist bis jetzt nichts zu ermitteln. Die älteste, noch nicht lange bekannte Urkunde, in welcher der St. Marienkirche Erwähnung geschieht, stammt aus dem Jahre 1117. Möglich, daß auch noch andere Schriftstücke entdeckt werden, durch welche auf die genannten beiden Persönlichkeiten, wohl ein Ehepaar, einiges Licht fällt.

Das Antependium vor dem Altartisch mit der goldgestickten Inschrift: „Kommet her zu mir Alle!" ist ganz neu, von 1905. Es wurde in Hannover gearbeitet und zwar von dem Rest einer Geldsumme, die im Jahre 1893 zur Ausschmückung der Kirche gesammelt worden war. Ähre und Weinstock, die der Inschrift als Einfassung dienen, sind die alten und allbekannten Symbole von Brod und Wein im hl. Abendmahl, wie sie sich z. B. am Altar der Gedächtniskirche zu Speyer finden. Diese Bemerkungen über das Antependium sollen nur der Vollständigkeit halber gegeben sein.

Länger als bei dem höchst einfachen Altartisch haben wir

2. bei der Predella[1])

zu verweilen. Es sind dies die beiden auf Goldgrund bemalten, langen Holzteile, die sich über dem Altartisch stufenförmig erheben und den Sockel für den darüber stehenden geschnitzten Altaraufsatz bilden.

Auf der unteren Stufe sehen wir drei Männergestalten, der Länge nach an die Erde hingestreckt; zur Linken Moses mit einem Zettel in der Hand, auf welchem geschrieben steht: si mandata mea custodieritis, pacem dabo vobis in finibus vestris; dormietis et non

[1]) Predella (ital.) = Schemel, Sockel. Reimers, Handbuch für die Denkmalpflege, erklärt das Wort S. 222: Predella vom althd. und mhd. Brêt, Brett, ist der auf dem Altartisch stehende Unterbau der Rückwand.

Digitized by Google

erit, qui exterreat. Leviticus XXVI. (3. 6.) An dem rechten Ende sehen wir den König David, mit der Krone auf dem Haupt, um Erleuchtung bittend mit den Worten Ps. 124: illumina oculos meos, ne unquam obdormiam in morte Ps. XII. In der Mitte aber ist das wunderbare Ereignis von Damaskus dargestellt. Saulus liegt überwunden an der Erde, von den Strahlen himmlischer Klarheit übergossen, eine Stimme von oben ruft ihm zu: Saule, Saule quid me persequeris? Durum est tibi, contra stimulum excitrare, und Saulus antwortet: quis es Domine? Quid me vis facere? (Apostelg. 9, 4–5). Warum wohl diese drei Gestalten liegend dargestellt sind? Die nächste Antwort dürfte lauten: deswegen, weil diese Stellung am besten dem Raum des schmalen Brettes entspricht; abgesehen von Saulus, von dem es in der Geschichte von seiner Bekehrung deutlich heißt, daß er zur Erde fiel. Vielleicht soll aber darin auch der Gedanke versinnbildlicht sein, daß auch die größten Männer des alten Bundes tief unter dem neuen stehen und vor ihm sich beugen müssen.

Denn auf dem oberen Teil der Predella folgt nun der Glaube des Christentums, dargestellt durch die 12 Apostel und die sie begleitenden Propheten, die ihn bereits ahnungsvoll ausgesprochen haben. Dem Bilde liegt offenbar die alte Legende zu Grunde, in welcher erzählt wird, daß die Apostel vor ihrem Ausgang in alle Welt noch einmal zusammengekommen seien, um ihren gemeinsamen Glauben festzustellen, daß bei dieser Gelegenheit ein Jeder von ihnen der Reihe nach einen Satz gesprochen habe und daß auf diese Weise das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis entstanden sei. Die Apostel hatten ursprünglich Heiligenscheine, so hat sie Abeken bei Abfassung seiner Schrift (1842) noch gesehen. Kurz darauf aber wurde der Altar für das 300jährige Osnabrücker Reformations-Jubiläum (1843) erneuert,[1]) und dabei verschwanden die Heiligenscheine, jedoch so, daß man sie noch deutlich durch das aufgelegte Gold hindurchschimmern sieht, besonders wenn man von der Seite blickt. Die meisten der Apostel haben die in der Kunst gebräuchlichen Attribute, so z. B. Jacobus major den Reisestab und die Pilgermuschel, Johannes den Kelch, Matthäus das Beil, Paulus das Schwert, Andreas das Kreuz; merkwürdigerweise aber ist nirgends

[1]) Auch Lübke bezeugt diese Renovation, wenn er 1853 in dem Werke: „Mittelalterliche Kunst in Westfalen" Seite 392 schreibt: „Der Altar der Marienkirche zu Osnabrück, erst kürzlich in seiner Bemalung und Vergoldung erneuert, — —."

Digitized by Google

ein Schlüssel zu entdecken, an dem Petrus erkenntlich wäre. Oder sollte dieser Schlüssel bei den Erneuerungsarbeiten im Jahre 1842 auch etwa das Los der Heiligenscheine geteilt haben und hinwegretouchiert worden sein?

In der Mitte des oberen Brettes befindet sich eine Nische, in welcher eine Statuette der sitzenden Maria mit dem Jesuskinde zu sehen ist — für den Hauptaltar einer Marienkirche ganz selbstverständlich. Lübke spendet auf der bereits angeführten Seite der Statuette das Lob, daß sie von „edlem Styl und lieblichem Ausdruck" sei. Um die Figur schlingt sich ein Spruchband mit den Worten: ecce enim ex hoc beatum me dicent omnes generationes. (Luc. 1, 48.)

Zu beiden Seiten dieser Madonna sind nun die Apostel und Propheten mit ihren Spruchbändern paarweise verteilt, und zwar so, daß auf jede Seite 6 Paare zu stehen kommen.

Der Reigen beginnt rechts mit (1.) einem Apostel, der auffallenderweise gleich nicht näher zu bestimmen ist. Er sagt den ersten Glaubensartikel: credo in Deum patrem, omnipotentem creatorem celi et terre. Der dazu gehörige Spruch des Propheten läßt sich nicht mehr entziffern.[1]) Abeken vermutet Joel 2, 27: ego Dominus Deus vester et non est amplius. Nun springt das Glaubensbekenntnis auf die linke Seite über. Ein Apostel mit Stab (1.) spricht: credo in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum. Der König David aber, hier als Prophet behandelt, sagt dazu mit Ps. 2, 7: Dominus dixit ad me: filius meus es tu, David. Hinter dem gekrönten Propheten kommt (2.) ein Apostel mit Stab und all den Attributen, an denen wir Jacobus den älteren erkennen. Sein Spruch lautet: qui conceptus est de spiritu sancto, natus ex Maria virgine. Und wie nach der alten Dogmatik nicht anders zu erwarten, steht dahinter der Prophet Jesaja mit dem Wort 7, 14: ecce virgo concipiet et pariet filium. Jsa. VI. Von der linken Seite geht es nun wieder zur rechten, (2.) zu Johannes mit dem Kelch, auf dessen Spruchband die Worte stehen: passus sub Pontio Pilatho, crucifixus, mortuus et sepultus, wozu Sacharja 12, 10 zitiert wird: Aspicient ad me, quem confixerunt.

Weiter wollen wir die einzelnen Bilder der Apostel und Propheten mit ihren Sprüchen nicht vor Augen führen. Eine

[1]) Sollten die Inschriften, die natürlich stark abbreviiert sind, bei der Renovierung 1842 durch Sprachenunkundige nicht auch hie und da gelitten haben?

Digitized by Google

vollständige Aufzählung derselben ist zu finden in der Monographie von Abeken (S. 47 ff.) und in verbesserter Lesung in dem neuesten Prachtwerk: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover von Siebern und Dr. Fink, IV. Regierungsbezirk Osnabrück. 1907 (S. 137 ff.). Die Bilder und Sprüche sind mit Temperafarbe auf Goldgrund gemalt. Nebenbei sei bemerkt, daß die Gewänder der Apostel — wohl sinnbildlich — durchgehends heller sind als die der Propheten.

Es fragt sich nun, aus welcher Zeit diese Predella stammt und wer der Meister sein mag, der sie geschaffen hat. Die Antworten auf diese Frage datieren erst aus neuerer Zeit, früher scheint man kein Interesse dafür gehabt zu haben.

Selbstverständlich mußte der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke in seinem Werke über „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen" (1853) auch den Altar in der St. Marienkirche zu Osnabrück einer näheren Besprechung würdigen. Und da sagt er denn von der Predella: „Noch ist hierher zu zählen etwa aus derselben Zeit der untere Teil des Hauptaltars in der Marienkirche zu Osnabrück, für dessen Entstehung wir in der Erbauung des Chors dieser Kirche im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts eine ziemlich sichere Datierung besitzen. Während der Hauptteil des Altars ein Schnitzwerk aus späterer Zeit enthält, weist der Untersatz eigentümliche auf Goldgrund gemalte Darstellungen, die den Typus der altkölnischen Schule in etwas flacher, leerer Auffassung an sich tragen." [1]) Mit seiner Bestimmung der Entstehungszeit der Predella hat Lübke, wie wir sehen werden, das Richtige getroffen; ob aber auch mit der Cölner Malerschule, ist fraglich. Fast gleichzeitig nämlich mit der Cölner Malerschule blühte eine solche auch in Soest unter den Meistern Konrad und den beiden Johann von Soest. Über die letztere scheint noch vielfach Dunkel zu herrschen, da Lübke-Semrau (1901) sagen kann: „Früher als die Kölnische Schule selbst, von der sie andererseits stark abhängig sind, haben die westfälischen Maler, unter denen im Anfang des 15. Jahrh. Meister Konrad von Soest als eine faßbare Persönlichkeit hervortritt, das Landschaftliche in ihren Schöpfungen betont." [2]) Nordhoff in Münster aber hat der Aufhellung der Soester Malerei besonders eingehende Studien gewidmet und schreibt dabei: „Soester Gepräge tragen auch die meistenteils

[1]) S. 344. Ihm folgt Siebern in „Kunstdenkmäler usw." S. 136.
[2]) II, 398.

Digitized by Google

gepaarten Gestalten von Aposteln und Propheten auf der vergoldeten Predella des Hauptaltars der Marienkirche zu Osnabrück und die einfach gehaltene und schwach modellierte Gewandung; zumal die Physiognomien und der Augenausdruck passen für keinen anderen Meister so, wie für den Nebenbuhler Konrads." Und von dem Nebenbuhler Johann sagt er: „Er schafft glanzvolle Werke bis in die Ferne; doch ist seine Selbständigkeit nicht so stark, um sich des Einflusses des Hauptmeisters ganz zu erwehren." [1]) Auch dem kunstsinnigen und kunstverständigen Pfarrer Josephson in Soest ist es über jeden Zweifel erhaben, daß unsere Predella der Soester Schule zuzuweisen sei, und als Charakteristikum führt er an die unnatürlich langen Finger, sowie die ruhige, großzügige Gewandung. Konrad von Soest hat seine schönsten Werke geschaffen in der Zeit von 1390 bis 1415, die beiden Meister Johann haben etwas länger gewirkt; der Chor der St. Marienkirche aber ist 1400—1410 gebaut: somit erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß unsere Predella in der Zeit von 1405—1412 aus der Soester Schule hervorgegangen sei.

Am meisten aber nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch

3. der geschnitzte, spätgotische Altaraufsatz,

sowohl durch die Fülle der dargestellten Szenen, als durch die Schönheit der Ausführung. Ja, wenn man in einiger Entfernung, etwa auf den Stufen des Chores stehend, das hellvergoldete Schnitzwerk betrachtet, so kommt es einem vor, wie wenn man in ein leidenschaftlich bewegtes Gewimmel von glänzenden Menschengestalten schaute, welches sich etagenförmig übereinander aufbaut, bis es zuletzt in einer einzigen Spitze, dem Kreuze Jesu, sich beruhigt und auflöst.

Von links nach rechts gesehen, werden uns folgende Szenen aus dem Leben Jesu vor Augen geführt: die Verkündigung des Engels an Maria, die Heimsuchung oder der Besuch der Maria bei Elisabeth, die Geburt Jesu, die Weisen aus dem Morgenlande, die Beschneidung, die Darstellung Jesu im Tempel; darüber links, mit Rundbogen bedeckt, die Kreuztragung und rechts, in derselben Form, die Kreuzabnahme und Grablegung; in der Mitte aber, doppelt so hoch emporragend, die Kreuzigung. Das letztere Bild ist an beiden Seiten von einer Hohlkehle umrahmt, in welcher in lebendigen

[1]) Nordhoff: Die Soester Malerei unter Meister Konrad. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden in Rheinland. Bonn 1880. Heft 68, S. 88.

Digitized by Google

Szenen, jede durch einen zierlichen Baldachin überdeckt, die 7 Sakramente der katholischen Kirche dargestellt sind, und zwar in folgender Reihenfolge: Taufe, Firmelung, Priesterweihe, Ohrenbeichte, Messe und Ehe, während die letzte Ölung in der linken Ecke über der Kreuzabnahme angebracht ist. In der anderen Ecke sehen wir, wie Jesus am Ostermorgen der Maria als Gärtner erscheint, und die beiden Eckbildchen über der Kreuztragung stellen die Geißelung und Dornenkrönung dar.

Mit Recht urteilt Abeken über diesen Altarschrein: „zunächst ist von der Schnitzarbeit zu sagen, daß sie eine der vollkommensten in ihrer Art ist. Die Figuren sind alle frei gearbeitet und eingesetzt, mehrere hinter einander; die ganze Einfassung reich durchbrochen; alles mit Gold belegt und der Zierrat an den Gewändern, an Waffen usw. aufs sauberste ausgeritzt. Die Säume haben oft Schrift, aber von bloß dekorativer Art und, wie es scheint, ohne allen Sinn, selbst ohne Konsequenz der Züge. Von vorzüglicher Schönheit in Styl und Technik sind die kleinen Randdarstellungen der Sakramente.“ [1]) Etwas weniger begeistert, aber doch immerhin höchst anerkennend, spricht sich Lübke über das Kunstwerk aus. Er versetzt dasselbe in die dritte Gruppe der mittelalterlichen Schnitzwerke, — in die Gruppe, wo die ruhige, teils gemütliche, teils feierliche Darstellung verlassen ist und man zu leidenschaftlicheren Motiven, zu hastig bewegten Szenen greift, und fährt fort: „Der Altar der Marienkirche zu Osnabrück trägt den Charakter dieses Styles an den zu lebhaft bewegten Figuren mit überreichen, unschönen Gewandmotiven und heftigen Gebärden. Die Nischen sind bereits rundbogig geschlossen, mit brillantem gothischen Schnitzwerk ausgefüllt.“[2])

Für die Entstehungszeit unseres Altarauffatzes haben wir einen sicheren Anhaltspunkt an dem Altar der St. Johanniskirche zu Osnabrück,[3]) der aus derselben Zeit stammt, wenn er auch in Szene und Darstellung viel ruhiger gehalten ist. Derselbe trägt nämlich auf der Rückseite als Datum das Jahr 1512. Tiefer dürfen wir auch für unseren Altarauffatz nicht herabgehen, auch deswegen nicht, weil die Osnabrücker Bürger nach dem Auftreten der reformatorischen Bewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts schwerlich mehr geneigt waren, derartige Altäre

[1]) Abeken, St. Marienkirche, S. 51.
[2]) Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, S. 392.
[3]) Müller, Die Kirche des hl. Johannes zu Osnabrück. 1892. S. 19 ff.

Digitized by Google

bauen zu lassen. Wenn aber Lübke[1]) die Vermutung ausspricht, daß „wahrscheinlich in Osnabrück eine Schule dieser Technik bestanden habe", weil in der Nähe verschiedene derartige Altäre vorkommen, so trifft dies jedenfalls für den Altar der St. Marienkirche nicht zu. Alle Schnitzwerke an demselben tragen nämlich an der Bodenfläche deutlich das Zeichen einer ausgebreiteten Hand, welche das Zeichen, gleichsam die Namensunterschrift, der Antwerpener Künstler ist. Damit deckt sich aber auch aufs Beste die Bemerkung der Kunstgeschichte von Lübke-Semrau: „Der Niederrhein steht, wie ganz Norddeutschland, überwiegend unter dem Zeichen der niederländischen Plastik. Zahlreicher als in ihrem Ursprungslande selbst haben sich hier jene kunstvollen, aus vielen kleinen Figurenszenen und einem spielend reichen Maßwerk zusammengesetzten Schnitzaltäre erhalten, die namentlich in Antwerpen und Brüssel, wie es scheint, für den Export gearbeitet wurden. Ihr Hauptreiz besteht in der prunkvollen, dekorativen Wirkung und virtuosen Ausführung."[2])

Zu demselben Resultat kommt Bode, wenn er schreibt: „eine frühere gute Arbeit (um 1500) ist der Kreuzigungsaltar der Johanniskirche zu Osnabrück, wo in der Marienkirche ein etwas späterer Altar mit der gleichen Darstellung sich befindet, dessen Figuren in der Bewegung unruhiger sind."[3]) Nur daß der Altar in St. Johann nicht um 1500, sondern — wie deutlich auf der Rückseite desselben zu lesen ist — um 1512 anzusetzen ist. Und wenn es nach dem Zusammenhang der Bode'schen Darstellung den Anschein gewinnt, als ob der Altarschrein der St. Marienkirche seinen Ursprung in Westfalen habe, so brauchen wir nur an die Antwerpener Hand zu erinnern, welche den Ort der Entstehung des Kunstwerkes über jeden Zweifel erhebt. Daß übrigens westfälische und niederländische Kunstschnitzer damals eng miteinander verbunden waren, hat Bode unmittelbar vorher einleuchtend erwiesen.

4. Die Altarflügel,

welche, geschlossen, das Schnitzwerk schützen, aufgeschlagen aber dem Altar deutlich die Form des Kreuzes geben sollen, gehörten von allem Anfang an zu dem Aufsatz. Die Gemälde auf denselben stammen aus der niederländischen, vielleicht Antwerpener Schule, und stellen gleichfalls Vorgänge aus der heiligen Geschichte dar: den Einzug

[1]) S. 389. Irrtümlich auch Regula, Die St. Marienkirche, S. 27.
[2]) III, 519.
[3]) Bode, Geschichte der deutschen Plastik, S. 221.

Digitized by Google

Jesu in Jerusalem, die Salbung in Bethanien, Judas vor den Hohepriestern, das Abendmahl, die Gefangennehmung, Jesus in Gethsemane, die Himmelfahrt, die Ausgießung des hl. Geistes, und auf den beiden kleineren, oberen Laden: Christus vor Pilatus, die Auferstehung und die Frauen am Ostermorgen vor dem Auferstandenen. Knackfuß, der 1904 die Kirche und den Altar besichtigte, sprach sich über die Malereien auf den Altarflügeln dahin aus, sie seien nicht mehr ganz die ursprünglichen, sondern seien später, weil sie verblaßt waren, übermalt worden. Ob diese Übermalung vielleicht in den Jahren 1628—1633, wo die St. Marienkirche unter Franz Wilhelm wieder den Katholiken gehörte, stattgefunden hat? Jedenfalls aber ist aus dieser Veränderung des ursprünglichen Typus die oft vorkommende Annahme zu erklären, daß die Altarflügel erst später hinzugefügt seien.

5. Über das obere Kruzifix,

welches auf dem Altarschrein steht und das Ganze abschließt, mögen wenige Worte genügen. Daß diese Arbeit einen anderen Charakter hat, als die darunter stehende Schnitzerei, ist auf den ersten Blick klar: die Figuren sowohl, wie die Gewänder sind ganz anders gestaltet und weisen auf eine frühere Zeit als 1512.[1]) Und wie sollte der Künstler dazu gekommen sein, unmittelbar über dem Hauptkreuz mit der belebten Kreuzigungsszene noch ein ganz anders gestaltetes, zweites Kreuz anzubringen? Es sei daher die Konjektur erlaubt: das obere Kruzifix mit Maria und Johannes hatte früher irgendwo in der Kirche, vielleicht auf einem Seitenaltar oder in der Sakristei, einen anderen Platz und ist erst später, weil man es für wertvoll und würdig genug hielt, an seine jetzige Stelle versetzt worden.

* * *

Jedes ächte Kunstwerk muß einen großen, einheitlichen Gedanken haben, welcher in demselben zur Darstellung und Durchführung gelangt, sei es durch geschichtliche Tatsachen, oder sei es durch geistvolle Sinnbilder. Wenn wir nun fragen, ob dies bei dem Altar der St. Marienkirche der Fall sei, so müssen wir mit einem entschiedenen Ja antworten. Die leitende Idee ist nämlich diese: „das Christentum ist die Religion der Liebe und Versöhnung, in welcher das Suchen und Sehnen des Menschenherzens seine Befriedigung findet" — natürlich ohne moderne Spekulation, vollständig im Sinn

[1]) Sieberns, Kunstdenkmäler usw. S. 139, weist es dem Ende des 14. Jahrh. zu.

Digitized by Google

der alten Glaubenslehre. Durch den ganzen alten Bund geht eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung und einem Erlöser. Daher auf der ersten Stufe der Predella Moses mit dem Gesetz, das doch keinen Frieden mit Gott bringt, weil es niemand völlig erfüllen kann, und der König David mit der Bitte um Erleuchtung. Dem Juden, dem fanatischen Pharisäerschüler Saulus, der in der Mitte an der Erde liegt, wird diese Erleuchtung von oben zu Teil, und er wird dadurch emporgeführt zu dem christlichen Glauben, der auf der oberen Stufe der Predella mit Worten der hl. Schrift und in lebendigen Persönlichkeiten vor Augen geführt wird. Den Mittelpunkt des christlichen Glaubens aber bildet die Person Jesu. Und deswegen werden auf dem Altaraufsatz die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Herrn vorgeführt von seiner Geburt bis zu seinem Kreuzestod, besonders sein Leiden und Sterben, weil dieses den Höhepunkt seines Lebens bildet und das Werk der Erlösung vollendet. Nach dem Tode Jesu ziehen die römischen Kriegsknechte gleichgültig, jedoch ernst nach hinten ab, über die trauernden Gläubigen aber tönt es vom Kreuze herab: ihr seid versöhnt mit Gott! Für die Gemeinde des Herrn kommt es nun darauf an, den Segen des Kreuzes sich anzueignen, und dies geschieht durch die Sakramente, die Gnadenmittel der Kirche, die zu beiden Seiten der Kreuzigungsszene angebracht sind.

Etwas von dieser Idee des Altars fühlt unwillkürlich jeder Beschauer, wenn es ihm vielleicht auch nicht deutlich zum Bewußtsein kommt, und selten mag es einen Menschen geben, der nicht zuerst bewundernd, sodann aber auch von heiligem Ernst erfüllt vor dem Kunstwerk stände. Denn alle echte Kunst muß erheben, erbauen. Sie tut dies aber umsomehr, je mehr das Werk in seiner Grundidee und in seinen Einzelausführungen, zumal wenn sie durch Schönheit und Alter geweiht sind, verstanden und gewürdigt wird. Und hierzu einen Beitrag zu leisten, ist der Zweck dieser Abhandlung.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Wegen der frühzeitigeren Drucklegung des 31. Bandes der Mitteilungen konnte in diesem über die letzte Versammlung des Vereinsjahres 1906/07 nicht mehr berichtet werden. Sie fand am 11. März 1907 im Zentralhotel statt. Oberlehrer Dr. Schirmeyer erstattete in etwas erweiterter Form das schon für den 16. Februar 1907 (vgl. den Bericht über diese Sitzung) in Aussicht genommene Referat über die volkstümlichen Schriften Heinrich August Vezins.

Heinrich August Vezin ist 1745 als Sohn des kurfürstlichen Hofkapellmeisters Vezin in Hannover geboren. Er wurde 1774 Registrator am Landesarchiv in Osnabrück, 1783 zugleich Kanzlei-sekretär, 1804 Kanzleirat bei der Land- und Justizkanzlei, war in französischer Zeit Instruktionsrichter beim Tribunal erster Instanz und ist 1816 gestorben. Justus Gruner zählt ihn in der Schrift „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung" 1802 neben Klöntrup und den Brüdern Lodtmann zu den in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Osnabrückern. Das hiesige Staatsarchiv bewahrt von ihm eine Anzahl juristischer Fachschriften. Außerdem gab er als Nachfolger Mösers die „Westphälischen Beiträge" heraus. Hier sind die meisten der volkstümlichen Aufsätze zuerst erschienen, die er später in Buchform gesammelt hat. Aus ihnen suchte der Vortragende hervorzuheben, was zur Bestätigung oder Ergänzung des allgemeinen Zeitbildes und der Lokalgeschichte dienen kann.

Die „Familiengespräche", 1791 in Braunschweig gedruckt und auf dem Staatsarchive vorhanden, sind flott geschriebene dialogische Szenen. Sie verfolgen erzieherische Zwecke, handeln von Kindererziehung, Romanlesen, gesellschaftlichen Umgangsformen, dem Spiel, von Trauerkleidung und Mode, Vorbedingungen einer glücklichen Ehe usw. Der Einfluß Rousseaus tritt überall stark hervor.

Digitized by Google

1799 und 1800 erschienen in Osnabrück zwei Bände „Kopographien", d. h. Kleinmalereien. Die Bibliothek des Ratsgymnasiums besitzt ein Exemplar. Das Vorbild der Patriotischen Phantasien Mösers ist unverkennbar, einmal in der bemerkenswerten Gewandtheit des Stils und der abwechslungsvollen Einkleidung, ferner in einzelnen stofflichen Berührungspunkten, besonders aber darin, daß überhaupt diese Aufsätze die mannigfachsten Fragen des täglichen, wirklichen Lebens angreifen, sich nicht, wie es Zeitmode war, in philosophisch-moralischen oder ästhetisch-literarischen Allgemeinheiten verlieren. Sie weisen deshalb auch eine im 18. Jahrhundert seltener als je zu findende lokale Bestimmtheit auf. Vezin bekennt sich zum Christentum, doch meidet er jede konfessionelle Färbung — daß er Katholik war, wird kaum aus seinen Schriften zu erkennen sein. Dem Rationalismus ist er geistesverwandt. Von ihm aus wird er nicht müde, das Empfindsame und andererseits das „Kraftbubenwesen" der Sturm- und Drangzeit zu bekämpfen. Trotzdem läßt sich an vielen Stellen seiner eigenen Schriften in interessanter Weise der Einfluß der bekämpften literarischen Strömungen beobachten. Das Naturrecht, die Lehre vom Ursprung aller Gewalt durch vertragsmäßige Uebertragung seitens der Gesamtheit, wie sie Rousseau im Contrat social formuliert hatte, und Montesquieus Lehre von der Trennung der richterlichen, gesetzgebenden und administrativen Gewalt bilden das Fundament all seiner staatwissenschaftlichen Abhandlungen. Weil durch die Gewaltsübertragung eine Ungleichheit entstanden und notwendig geworden sei, hat er den Gleichheitsbestrebungen der französischen Revolution von Anfang an ablehnend gegenübergestanden. Von der zeitgenössischen Literatur hat er ersichtlich fortdauernd Kenntnis genommen und tritt ihr wiederholt kritisch entgegen. Von allgemeinen Betrachtungen über das Theaterwesen kommt er zu einer Besprechung der Osnabrücker Theaterzustände. Der moralische Tiefstand der höheren Gesellschaftsschichten wird scharf beleuchtet. Als höhere Gesellschaft gilt ihm noch fast ausschließlich der Adel. Seinen gerade damals beginnenden Annäherungsversuchen an das Bürgertum steht er mißtrauisch gegenüber. Das „Galante" der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirkt noch in den Umgangsformen nach. Das Volk findet nicht in dem Maße liebevolle Würdigung wie bei Möser. Volksaufklärung verwirft er im

Digitized by Google

Möserschen Geiste — das hindert nicht den Kampf gegen Vorurteile, z. B. gegen das Kurpfuschertum, gegen gedankenlos übernommene Gewohnheiten, die sich überlebt haben. Auch beschäftigen ihn Reformen des Kleingewerbes und des Handwerks; in der Verbindung von Ackerwirtschaft und Handwerk sieht er das Haupthindernis seines Aufblühens. Das heimatlich Kleinbürgerliche klingt durch alle Aufsätze durch. Sie müssen für den Ausgang des 18. Jahrhunderts zu den wichtigsten Bausteinen gerechnet werden, falls einmal eine Osnabrücker Sitten- und Geistesgeschichte sollte in Angriff genommen werden.

In der ersten Vereinssitzung des neuen Vereinsjahres am 16. Dezember 1907 behandelte Herr Archivrat Dr. Krusch vor einer besonders zahlreichen Zuhörerschaft den ersten Teil seiner Forschungen über den „Staat Osnabrück, ein Opfer der französischen Revolution" und setzte seinen Vortrag in der dritten Sitzung am 2. März 1908 fort. Der Wortlaut der Abhandlung ist im vorliegenden Bande enthalten; sie hat auf Grund erschöpfender Quellenstudien völlig neue Einzelheiten aufgedeckt und die Forschung über einen der entscheidendsten Wendepunkte unserer Heimatgeschichte zum Abschluß gebracht.

Die Generalversammlung dieses Jahres tagte am 21. Januar. Aus dem Kassenbericht sei die erfreuliche Tatsache hervorgehoben, daß das Vereinsvermögen sich von 8320 Mark auf 9014 Mark erhöht hat; im übrigen sind die Hauptposten in der Uebersicht am Schlusse dieser Berichte verzeichnet.

Der Herr Vorsitzende erstattete den Jahresbericht. Das Urkundenbuch hat im verflossenen Jahre nicht weiter gefördert werden können; ein Gesamtregister zu den „Mitteilungen" von Band 17 an wird allgemein für wünschenswert gehalten und ist inzwischen schon in Auftrag gegeben. Ueber die Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Bremen, an der der Herr Vorsitzende und Herr Gymnasialdirektor Dr. Knoke teilnahmen, vergl. den nachfolgenden kurzen Sonderbericht. In der Vorstandswahl wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Anschließend sprach Herr Domkapitular Rhotert „Ueber Rudolf von Bellinckhaus, den Osnabrücker Hans Sachs". Archivdirektor Dr. Winter hat in einem Aufsatz in Nr. 4 des Jahr-

Digitized by Google

gangs 1906 der Osnabrücker Monatsblätter erneut auf den Dichter hingewiesen. Die hier gegebenen biographischen Notizen, nach denen er sich selbst von einem im Bergischen ansässigen Adelsgeschlechte herleitet, und 1567 als Sohn des Osnabrücker Schuhmachermeisters Johann von Bellinckhaus geboren wurde, das Handwerk des Vaters ergriff, auch Zunft- und Elfämterbote wurde und 1645 starb, konnten dahin ergänzt werden, daß er sich 1624 mit Katharina Schurmannin vermählte, daß er ein Haus auf der Butenburg besaß, wie Archivrat Dr. Krusch aus den Schatzregistern feststellte, und die Leichenrede, die Pastor Gülich von St. Katharinen auf ihn hielt, in Bremen gedruckt ist, bislang aber noch nicht aufzufinden war. Er kennt die lateinische Sprache und macht gern von dieser Kenntnis Gebrauch. Goedeke zählt 32 Nummern seiner Schriften auf; doch ist sein Verzeichnis nicht vollständig. Die Universitätsbibliothek in Göttingen und das Staatsarchiv in Osnabrück bewahren eine Anzahl dieser Schriften. Ein Sammelband des Schöninghschen Antiquariats enthält hauptsächlich religiöse und historische Dichtungen, ein vom Vortragenden aufgefundener Band in der Bibliothek von St. Johann enthält 20 Komödien. Den Namen „der Osnabrücker Hans Sachs" führt er schon in den von den Gebrüdern Lodtmann herausgegebenen „Osnabrüggischen Unterhaltungen" von 1770. Er mag ihn mehr seinem Schuhmacherberuf als Berührungspunkten seiner Schriftstellerei verdanken. Schwänke und Fastnachtsspiele hat er gar nicht gedichtet. Eine scharfe Verurteilung hat er durch den Göttinger Professor und Satiriker Lichtenberg erfahren, während später Goedeke ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen sucht. Seine Komödien — natürlich im alten Sinne gleich Schauspiele —, 38 an der Zahl, von denen Nr. 5, 9, 16, 20, 21, 22, 24, 28, 29, 30, 31, 32, 33 und 38 in Osnabrück, Nr. 10, 14, 18, 35 und 37 in Göttingen vorhanden sind, behandeln das Leben des Herrn von der Menschwerdung bis zur Auferstehung, Wunder und Gleichnisse. Fast immer ist eine Widmung vorgedruckt, an Bürger der Stadt, Adlige oder sonst Männer von Ansehen, deren Gönnerschaft sich der Dichter in seiner wohl ärmlichen Lage empfahl. Angefügt sind meist Lobgedichte von Freunden, besonders häufig von einem Pastor Aumann. Der Vortragende gab ausführliche Proben von Aufbau und Stil der Stücke. Ob und wie sie aufgeführt sind, hat

Digitized by Google

sich nicht ermitteln lassen. Kürzer wurden die historischen und sonstigen Lehrdichtungen behandelt, von denen in dem erwähnten Aufsatz Winters Proben enthalten sind. Viermal hat Bellinckhaus eine Reimchronik der Osnabrücker Bischöfe bearbeitet, ferner wiederholt die Weltgeschichte in Form von Zeittafeln; das Speculum Cometarum behandelt 205 Kometen seit der Sündflut als Unglücksverkünder, Erdbeben und sonstige schreckliche Naturerscheinungen.

In der sich anschließenden Besprechung bezweifelte Archivrat Dr. Krusch den Zusammenhang des Dichters mit dem bergischen Adelsgeschlecht gleichen Namens. Kanzleirat Zeiske machte im Anschluß an die Ausführungen des Vortragenden über mittelalterliche Schauspiele auf die lebensgroße Figur des auf einer Eselin sitzenden Christus in der Silvesterkirche zu Quakenbrück aufmerksam. Die Füße der Eselin müßten auf einem fortbeweglichen Unterbau gestanden haben. Man könne darin einen Beweis erblicken, daß theatralische Aufführungen oder Umzüge in unserer Gegend üblich gewesen seien.

Der Herr Vorsitzende ergänzte diese Mitteilungen dahin, daß es sich um einen sog. Palmesel handle, der aus dem 15. Jahrhundert stamme. Derartige Palmesel sind auch sonst nicht unbekannt und wurden zu festlichen Umzügen am Palmsonntag benutzt. Verschiedene Versuche, das Stück für das hiesige Museum zu gewinnen, sind erfolglos geblieben.

In der letzten Wintersitzung am 30. März, die Herr Archivrat Dr. Krusch wegen Verhinderung des Herrn Vorsitzenden leitete, wurde zunächst Herr Gymnasialdirektor Dr. Knoke mit der Vertretung des Vereins bei der am 21. bis 23. April in Dortmund tagenden Versammlung des nordwestdeutschen und des südwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung beauftragt. Aus einem Schreiben des Herrn Gymnasialdirektors Prof. Dr. Jaeger in Duderstadt ging hervor, daß er die übernommene Bearbeitung der Osnabrücker Nekrologien inzwischen wesentlich gefördert habe. Der sodann folgende Vortrag des Herrn Kreisbauinspektors Dr. Jaenicke über die Geschichte des Rittersaales im Schlosse Iburg bot eine willkommene Abwechslung, da er neben der Baugeschichte zugleich eine Würdigung der künstlerischen Bedeutung des Bauwerks enthielt und durch ein reiches Anschauungsmaterial an Bildern und Plänen belebt wurde. Ein

Digitized by Google

teilweise wörtlicher Auszug des Vortrags ist enthalten in den Nummern 11 067, 11 069, 11 070 der Osnabrücker Zeitung. Es seien deshalb hier nur die Hauptergebnisse kurz zusammengefaßt. In der bisherigen Literatur über Schloß und Kloster Iburg ist gerade der Rittersaal noch am wenigsten berücksichtigt. Die Idee eines Ritter- oder Ahnensaales läßt sich in verschiedensten Ausgestaltungen seit den assyrischen Königspalästen verfolgen. Für Iburg hatte der Gedanke, die zu seiner Entstehungszeit schon über 800jährige Geschichte des Bistums durch die Bildnisse seiner Bischöfe in einem Saale zu verewigen, etwas Großzügiges. Er geht auf Philipp Sigismund (1591—1623) zurück, der 1595 den südwestlichen Flügel des Schlosses, in dem der Rittersaal sich befindet, erbauen ließ. Denn in dem Porträtbuch der Osnabrücker Bischöfe von Georg Berger, dem Hofmaler Philipp Sigismunds, das jetzt im Osnabrücker Zimmer des Museums aufbewahrt wird, wird am Schluß unter den Bauten des Bischofs in Iburg auch genannt „ein Newe Gemach, worinnen alle Bischöffe des Stiffts von Fundatore Carolo Magno an, bis auf J. F. Gnaden wie dan auch etzliche Fürstliche Contrafeiten nachm Leben zu finden. Anno 1606."

Scheint es also sicher, daß zur Zeit Philipp Sigismunds ein Ahnensaal mit Bildern in Iburg sich befand, so sind diese Bilder wenigstens sehr wahrscheinlich von dem Maler Berger, der sie erwähnt, auch geschaffen. Freilich müssen sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges mit geringen Ausnahmen, etwa den Bildern Simons von Tecklenburg und Heinrichs von Steinfurt, abhanden gekommen und durch minderwertige Kopien ersetzt sein, die in ihrer Ausdruckslosigkeit sehr von den stark individualisierten Zeichnungen des Bergerschen Porträtbuches abweichen. Mit Franz Wilhelm zog südliche, bayrische und italienische Kunst in Osnabrück und Iburg ein. Die Stände bewilligten 1650 für die Herstellung des in der Schwedenzeit stark verfallenen Schlosses 80 000 Taler, die vermutlich zum Teil für dringendere Bedürfnisse verwandt wurden. Erst um 1656 begann die Erneuerung des Rittersaales. Damals wurde an der alten Balkendecke mittels eiserner Haken das noch jetzt erhaltene eiserne Rahmenwerk befestigt, dessen Füllungen mit den auf Leinwand gemalten Taten des Herkules geschmückt wurden. Auch die vier schön geschnitzten Türen mit verzinkten Beschlägen stammen aus dieser Zeit. Der

Digitized by Google

Fußboden war entsprechend dem bayrischen Wappen in rautenförmigen Steinen, abwechselnd hellem Sandstein und blauem Schiefer, ausgelegt. Ein Teil davon ist noch unter der Kredenze, damals „Schenke" genannt, erhalten. Franz Wilhelms Bildnis von 1656 ist ebenso wie die späteren Bischofsbilder nach der Wirklichkeit gemalt. Als Maler ist der von Lodtmann in den Acta Osnabrugensia 1778 erwähnte Vitus Andreas Aloysius aus Rom anzunehmen, der wohl auch die Herkulesszenen an der Decke gemalt hat. Ihr italienischer Charakter ist zweifellos. Besonders ausgeprägt zeigt er sich in dem Mittelbilde, auf der perspektivisch eine Arkadenarchitektur gemalt ist. Solche perspektivische Architekturmalerei tritt zuerst in der italienischen Renaissance auf. Die Decke in Iburg gehört zu den frühesten Beispielen in Norddeutschland. In den Herkulesszenen glaubt der Vortragende eine symbolische Beziehung auf die Zeitereignisse und den endlichen Sieg des Bischofs über seine Gegner zu sehen. Seitdem Ernst August das Osnabrücker Schloß erbaut hatte, und das Iburger Schloß nicht mehr als Residenz bewohnt wurde, begann auch der Verfall des Rittersaales. Doch haben alle Nachfolger wenigstens noch ihre Bilder gestiftet. Jetzt sind es 72, darunter 63 Osnabrücker Bischöfe (Engelbert von Tecklenburg doppelt), außerdem Wernech, der angebliche Vater Wittekinds, Wittekind, Karl der Große, Simon von Tecklenburg, Otto von Ravensberg, Hermann Hake, Rudolf von Steinfurt und Gustav Gustavson. Sie hängen ungefähr in der Reihenfolge Ostwand, Südwand, Westwand, Nordwand. Nach einem Inventarium war der Saal 1765 möbliert mit 1 ovalen größeren, 1 kleineren Tisch, 15 geflochtenen Stühlen. Es werden 76 Porträts genannt, von denen 10 nebst einem Bilde der Stadt Osnabrück in der Franzosenzeit verschwunden sind. Von 1765 stammt auch der jetzige Kamin. Von 1773—1782 war der Saal des zunehmenden Verfalls wegen geschlossen. 1782 erhielten die Porträts ihre jetzigen Rahmen, während sie früher nur eine an die Wand gemalte Umrahmung hatten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts diente der Saal zu mannigfachen wirtschaftlichen Zwecken, zu großen Wäschen und zum Zeugtrocknen und war oft „der Spielplatz der munteren Jugend". Da sich durch Belastung der oberen Geschosse die auf etwa 12 Meter freiliegenden Saalbalken sehr durchgebogen hatten, wurden auf Bericht des Oberlandbaumeisters

Digitized by Google

Hollenberg (des Erbauers der Hirschapotheke in Osnabrück) 1828 die drei Holzsäulen toskanischer Ordnung mit starkem Unterzugsbalken gesetzt, wodurch die Deckenbilder in einer Breite von etwa 25 Zentimetern durchschnitten werden. 1837 fand eine gründliche Instandsetzung unter dem Landbauinspektor Doeltz statt. Anton Schilgen, ein Corneliusschüler, begutachtete die Porträts, die von dem Osnabrücker Maler Neelmeyer aufgefrischt, auch teilweise neu gerahmt wurden. Im folgenden Jahre malte derselbe 7 der in der Franzosenzeit abhanden gekommenen Bilder neu, und zwar nach dem Bergerschen Porträtbuch. Doch hat der an hergebrachte Schönheitslinien sich haltende Maler gerade alles Charakteristische verwischt und ist auch in der Farbengebung sehr schematisch verfahren. In den folgenden Jahren wurde der Saal mehrfach zu Festlichkeiten freigegeben. Am 30. Oktober 1862 nahm der König Georg V. bei seinem Besuch das Frühstück in ihm ein. Es wurde geplant, im Iburger Schloß eine Sommerwohnung für den Kronprinzen einzurichten, doch waren bis zu den Ereignissen des Jahres 1866 von beabsichtigten baulichen Veränderungen nur der wenig passende schwarzweiße Zementfliesenbelag des Saales und das sogenannte Welfenportal vor dem Saale ausgeführt. Die jüngste Erneuerung unter Leitung des Vortragenden bestand in der Hauptsache darin, die Oelfarbenanstriche an den Holzteilen zu entfernen und die Bilder von Staub und Schimmel zu reinigen. Der Saal wird künftig wahrscheinlich für die Sitzungen des Kreistages dienen. Zugleich ist der Anfang gemacht, ihn durch Aufstellung einzelner kunstgewerblich bemerkenswerter Stücke aus dem Schlosse zu einem kleinen Museum auszugestalten. — An den Vortrag schloß sich eine anregende Besprechung. Mit Genugtuung darf hervorgehoben werden, daß der Besuch der Vereinssitzungen im ganzen weit besser war als im vorvergangenen Vereinsjahre.

Schirmeyer.

Die dritte Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, zu der ungefähr 70 Teilnehmer erschienen waren, fand am 4. und 5. April 1907 in Bremen und Geestemünde statt.

Am ersten Tage hielt Professor Dr. Dragendorff einen Vortrag über die Ausgrabungen bei Oberaden, die auf Kosten der

Digitized by Google

Stadt Dortmund durch den Museumsdirektor Baum unter Mitwirkung des Vortragenden vom 15. August bis in den Herbst des Jahres 1906 vorgenommen worden waren.

In richtiger Würdigung der Aufgabe, die der Archäologie zunächst obliegt, betonte der Redner, daß er es sich versage, auf die Frage, ob bei Oberaden Aliso gefunden sei oder nicht, einzugehen. Er begnügte sich vielmehr mit dem Bericht über die Ergebnisse, die der Spaten erzielt hatte. Hiernach steht fest, daß die Verschanzung ein Erdkastell von mächtigem Umfange und bedeutender Stärke ist. Seine größte Längenausdehnung beträgt 800, die größte Breitenausdehnung 500 Meter. Der Spitzgraben hat eine Breite von 4 bis 5 und eine Tiefe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meter. Pfostenlöcher mit teilweise erhaltenen starken Pfosten haben in regelmäßigen Abständen sich gefunden.

Die Befestigung ist nicht, wie Schuchhardt wollte, ein Marschlager, sondern ein richtiges Kastell, ungefähr doppelt so groß wie das größte Kastell von Haltern. Neben der Menge keramischer Funde römischer und germanischer Herkunft haben besonders die vielen hölzernen, doppelt gespitzten Speere mit den eingeschnitzten Namen der Centurionen die Aufmerksamkeit der Forscher erregt.

In der an den Vortrag sich anschließenden Diskussion wurde vom Unterzeichneten unter voller Anerkennung des archäologischen Standpunktes doch betont, daß die philologisch-historische Forschung ein Interesse an der Frage nach der Oertlichkeit Alisos habe und daß diese auf grund der schriftstellerischen Quellen nach Oberaden verlegt werden müsse.

Demgegenüber war Schuchhardt der Meinung, daß auf philologischem Wege ein Beweis nicht zu erbringen, sondern die Alisofrage eine archäologische geworden sei, und stellte als Ergebnis der archäologischen Tätigkeit in Aussicht, „daß von den in Wettbewerb stehenden Plätzen der eine mit den verschiedenen Anlagen (also Haltern) die ganze Zeit von Drusus bis Germanicus gehalten sei, der andere aber (Oberaden) nur einer unter jenen Anlagen entspreche und nur einen Teil der Zeit bestanden" habe. Er konnte nicht ahnen, daß die Untersuchungen noch in dem darauf folgenden Sommer den Beweis liefern sollten, daß das, was man für Aliso bei Haltern gehalten hatte, nicht vor dem Jahre 2 v. Chr. erbaut sein könne, daß also die bisherige

Digitized by Google

Datierung der Altertümer sich als unzutreffend und das Ergebnis der archäologischen Forschung damit als unzuverlässig sich erwiesen, also der philologisch-historischen Forschung gegenüber doch nicht standgehalten habe.

Den zweiten Vortrag hielt Professor Dr. Koepp über die Ergebnisse der jüngsten Ausgrabungen bei Haltern, die wiederum Zeugnis gaben von den reichen Funden, die im Innern des Kastells zu Tage traten, aber auch Zeugnis gaben von der großen Sorgfalt, mit der die dortigen Arbeiten geleistet werden.

In einem dritten Vortrage entwickelte Prof. Dr. Schuchhardt seine Ansichten über die verschiedenen Perioden der Grabkultur von Christi Geburt bis auf Karl d. Gr. in Nordwestdeutschland. Er nimmt vier solcher Perioden an, nämlich die der Römerkriege, die Darzau-Periode, die sächsische und karolingische. Hervorzuheben ist die Vorstellung, nach der die Erzeugnisse der ersten Periode bei uns zu Lande noch unter dem Einflusse der Hallstatt-Kultur gestanden haben, während zu derselben Zeit die La Tène-Kultur bei uns nicht heimisch geworden sei.

Der zweite Tag galt den Ausgrabungen von Sievern unweit Geestemünde, wo außer prähistorischen Gräbern namentlich mehrere Rundwälle aufgefunden worden sind, denen Schuchhardt sächsischen Ursprung zuschreibt. Die Pipinsburg insbesondere ist nach ihm eine sächsische Dynastenburg gewesen.

Nähere Mitteilungen finden sich im Korrespondenzblatte des Gesamtvereins 1907 S. 341 ff. Dr. F. Knoke.

Digitized by Google

Auszug aus der Vereinsrechnung für 1907.

I. Einnahme.

			ℳ	₰
Titel	1	Kassenbestand laut voriger Rechnung	94	55
„	2	Aus Erinnerungen	—	—
„	3	Rückständige Beiträge der Kreise und Städte aus 1906	—	—
„	4	Beiträge der Kreise und Städte für 1907	600	—
„	5	Beiträge der Mitglieder	1748	—
„	6	Beiträge des Landesdirektoriums	600	—
„	7	Aus dem Verkauf des Urkundenbuchs und der Mitteilungen	40	90
„	8	An eingezogenen Kapitalien	1513	90
„	9	An Sparkassenzinsen	247	95
„	10	Erstattetes Porto	72	91
„	11	Sonstige Einnahmen	411	65
		Summe der Einnahme	5329	86

II. Ausgabe.

			ℳ	₰
Titel	1	Aus Erinnerungen	—	—
„	2	Für den Druck der Publikationen ꝛc.	1025	81
„	3	An Buchhandlungen für Bücher	127	15
„	4	Für Insertionen	66	—
„	5	An Buchbinderkosten	112	40
„	6	Für die Verwaltung der Bibliothek	340	—
„	7	Für Botendienste	30	—
„	8	Für Schreibhilfe	1	40
„	9	An Porto	132	20
„	10	An Versendungskosten und Inkassogebühren	74	45
„	11	An ausgeliehenen Kapitalien	2130	—
„	12	An wieder belegten Zinsen	247	95
„	13	An Honorar	786	90
„	14	An sonstigen Ausgaben	250	25
		Summe der Ausgaben	5324	51

Abschluß.

	ℳ	₰
Die Einnahme hat betragen	5329	86
Die Ausgabe hat betragen	5324	51
Demnach Bestand am 1. Januar 1908	5	35

Digitized by Google

Nachruf.

Friedrich und Ernst Müller-Sondermühlen.

Am 10. Januar 1907 verschied in Berlin im 67. Lebensjahre Ernst August Müller, Müller von Sondermühlen, wie er sich gern nannte. Er und sein Vater Friedrich Müller (Fritz vom Walde) sind in ihrer Umgebung geschätzte Menschen und Schriftsteller gewesen, der Vater im Osnabrückischen und Ravensbergischen, der Sohn in einem gewissen Kreise in Berlin.

Von dem älteren Müller, der am 24. August 1800 in Osnabrück geboren war, als Oberförster auf dem damals waldumringten und behaglich gelegenen Gute Sondermühlen bei Melle lebte (wo Friedrich Leopold von Stolberg seinen Lebensabend verbrachte) und am 4. November 1848 starb, liegt eine eigenhändige Aufzeichnung über seine literarische Tätigkeit vor.

„Ich veröffentlichte zuerst als Mitarbeiter an der Forst- und Jagdzeitung in Aschaffenburg „Auszüge aus meinem Tagebuche".

Viele literarische Arbeiten an den Osnabrücker „Erholungsstunden" haben mir einigen Namen in Osnabrück gemacht. Am Mindener Sonntagsblatte arbeite ich auch noch. Für meine Geschichte des Burgschlosses Ravensberg (Osnabrück 1839) hat mich die Westfälische Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Kultur zu ihrem wirklichen Mitgliede ehrenvoll ernannt. Von dem Könige von Preußen und von mehreren preußischen Prinzen habe ich sehr wohlwollende Schreiben hierüber erhalten (wie auch König Ernst August von Hannover aus Anlaß dieser Schrift die Patenstelle bei meinem Sohne E. A. Müller annahm). Im Herbst 1841 hatte ich die Geschichte der alten Grafen von Tecklenburg fertig zum Druck (Osnabrück 1842). Im folgenden Jahre habe ich den Preis der gelehrten Gesellschaft in Göttingen, 12 Dukaten, für Abhandlungen über die Landwirtschaft des Fürstentums Osnabrück erhalten. Ich arbeitete mit an einem

Digitized by Google

historischen Blatte in Braunschweig: „Denkwürdigkeiten der Vorzeit". Um eine belgische Preisschrift „Ueber die deutsche Auswanderung" habe ich mich bei der Brüsseler Akademie beworben. Ich schrieb die Novellen „Die Erstürmung der Burg Ravensberg", „Treue Kindesliebe" und „Die Externsteine". Mit Heinrich Zschokke trat ich nach Lektüre seiner „Selbstschau" in regen Briefwechsel.

Ich schrieb eine Geschichte Osnabrücks, Ravensbergs, Bennos des Zweiten und eine Abhandlung über Hünenringe. Im Jahre 1845 habe ich mit vielem Studium eine „Geschichte des Amtes Grönenberg" 728 Seiten geschrieben und 1847 eine Geschichte der Familie von Ledebur aus Urkunden."

Die zuletzt genannten Schriften sind ungedruckt geblieben. Die „Geschichte des Amtes Grönenberg" ist noch vorhanden. Abgesehen von gänzlich verfehlter Verwendung einzelner Urkunden ist sie noch jetzt eine Veröffentlichung wert. Die Novelle „Erstürmung der Burg Ravensberg" wurde zuletzt um 1873 neu gedruckt.

Müller's Denk- und Schreibweise muß seine Generation besonders angemutet haben. Ich habe noch 10 Jahre nach seinem Tode Gebildete, Bürger und Landleute oft von ihm sprechen hören.

Ernst August Müller, am 1. Juli 1840 auf Sondermühlen geboren, wurde Kaufmann und hat die längste Zeit seines Lebens in Berlin gelebt. Seine erste Schrift ist eine Geschichte der Stadt Osnabrück, die er 1869 in acht Wochen abfaßte. Gelegentlich der Vollendung des Bandelschen Hermannsdenkmals schrieb er 1875 „Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht", dem er 1888 „Spuren der Varusschlacht" folgen ließ. Dies Buch ist in dritter Auflage „mit drei Briefen Moltkes als Vorrede" in Leipzig bei G. Uhl erschienen. Wie die Vossische Zeitung vom 13. Januar 1907 schreibt, stand Müller in lebhaftem Verkehr mit Schliemann, und er ist es gewesen, der Schliemanns Abneigung gegen Berlin zu mildern wußte, so daß ein großer Teil seiner Sammlungen der Reichshauptstadt zufiel. Eifrig kämpfte er gegen die Entwaldung der Umgegend von Berlin, wie er denn auch in dem idyllischen Heiligensee seine letzte Ruhe gefunden hat.

Seine letzte Schrift „Der Tempel zu Rethra" (am Myritzsee in Mecklenburg), Berlin 1904, beschäftigt sich in ihrem großen Teile

Digitized by Google

mit Karls Sachsenkriegen. Aufsätze von ihm finden sich in „Niedersachsen", in der Gartenlaube, in der Staatsbürgerzeitung und im Osnabrücker Tageblatt.

Die Berliner Bibliothek hat von ihm 20 Handzeichnungen von denkwürdigen Berliner Gebäuden angekauft. Neun Handzeichnungen von Osnabrück und Umgegend schenkte M. dem Osnabrücker Museum. Auch gab er ein Blatt heraus: Berlin und Kölln 1648, historische Stadtansicht, nach alten Quellen und Urkunden (in Kupferstichmanier) gezeichnet.

Nach einer Aufzeichnung seiner Tochter hinterließ M. folgende Manuskripte:

Varus, Germanisches Schauspiel in 5 Akten. —
Herzog Armin, Schauspiel. Unvollendet. —
Das schöne Mädchen von Toledo, Lustspiel mit Gesang. —
Polarbilder, nach der Natur geschildert. —
Gedichte: Berliner Poesien. Deutsche Sagenpoesien. —
Der Grunewald, Geschichte eines märkischen Waldes. —
Von der Oder bis an die Weser, eine Reiseerinnerung. —
Ein Kommando Zivilruppen 1870. —
Unter den Linden in Berlin, Berliner Eindrücke. 2 Teile.

H. Jellinghaus.

Digitized by Google

Bücherschau.

F. Knoke, Professor Dr. Neue Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland. Mit zwei Tafeln, Berlin 1907. 62 S. 8°.

Zuerst werden die des Verfassers früheren Schriften zustimmenden Urteile einer Anzahl Gelehrter wie L. Weiland, W. Martens, F. Hönig, Andresen, Cagnat, Asbach mitgeteilt. Daran schließt die Bekämpfung der Gegner Koepp und Schuchhardt. Da in Nordwestdeutschland noch vor zwanzig Jahren die Beurteilung von Altertumsfunden bei dem Mangel an großen Sammelstellen und an Fachleuten vielfach recht unsicher war, so erscheint es nicht billig, Schuchhardt Vorwürfe daraus zu machen, daß er seine Ansichten mehrfach geändert hat. Schulte Loose, auf dessen Grunde ja wohl Knoke's „Varuslager im Habichtswalde" liegt, wird in drei älteren Urkunden erwähnt.

Im Jahre 1058 schenkte Kaiser Heinrich IV. das praedium Losa in pago Losa der Mindener Kirche. Nach einer Urkunde vom Jahre 1242 hat das Mindener Domkapitel der Witwe des Heinrich Budde und ihren Töchtern die curia Lose gegen einen Zins von 20 Schillingen übertragen. Der Hof soll beim Aussterben der Familie an das Mindener Kapitel zurückfallen.

Zum dritten Male wird über die curia Lose in einer Mindener Urkunde vom Jahre 1318 verhandelt, die bei Würdtwein, Nova Subsidia diplomatica IX, Nr. 156 abgedruckt ist. Der Hof Loose war also anscheinend altes fränkisches Reichsgut, und vermutlich handelte es sich bei diesem Reichsgut ursprünglich um die zugehörige Burg, in welcher Knoke das Varuslager sieht. H. Jellinghaus.

M. Tangl, Die Vita Bennonis und das Regalien- und Spolienrecht (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1907, Bd. 33, S. 75 ff.).

Die auffallende Wendung, welche der Osnabrücker Zehntstreit 1077 zu Gunsten des Bischofs nahm, die Erwerbung der Zehnten von den den Klöstern Corvey und Herford gehörigen Kirchen in der

Digitized by Google

Osnabrücker Diözese, war durch unmittelbare Verhandlungen am Hofe und den Spruch einer Synode vorbereitet. Der interessante Bericht der Vita Bennonis (c. 16) über diese Vorgänge ist infolge der glücklichen Auffindung des echten Textes in den Farragines Gelenii durch sehr schätzenswerte Einzelheiten bereichert worden, und schon der Entdecker und erste Herausgeber der unverfälschten Fassung unseres ältesten Iburger Geschichtsdenkmals, H. Breßlau, hatte die Aufmerksamkeit auf diese historisch bemerkenswerte Stelle gelenkt. Tangl hat sie jetzt zum Gegenstand einer Spezialstudie gemacht, um den historischen Gewinn im einzelnen festzustellen, und ist zu dem erstaunlichen Ergebnis gekommen, daß die darin erwähnte Ablehnung des Königs einem Ansturm Bennos auf das Regalien- und Spolienrecht gegolten habe. In reichsrechtlicher Beziehung würde unsere heimische Quelle durch diese Intepretation weit über den Zehntstreit hinaus Bedeutung gewinnen. So erfreut wir Osnabrücker darüber sein möchten, sind mir doch einige Zweifel über die Richtigkeit der Auslegung aufgetaucht. Die ausführliche Schilderung des Zehntstreits reicht noch über das betreffende Kapitel hinaus weit in das nächste hinein und kommt erst durch die Erzählung von der päpstlichen Privilegierung zum Abschluß. Es dürfte nicht unbedenklich erscheinen, eine ganz fremde Materie mit diesem fest umrissenen Gegenstand in Verbindung zu bringen. Aber auch die Ablehnung des Königs scheint mir nicht sowohl auf einen anderen Gegenstand, als auf eine andere Zeit, die Vergangenheit, zu gehen und durch seine Zustimmung in der Gegenwart paralysiert zu werden, so daß es sich also tatsächlich um eine wenn auch widerwillige Unterwerfung, aber keineswegs um die siegreiche Zurückwerfung eines Angriffs handeln würde. Für die Beurteilung des Charakters Heinrichs IV. ist jedenfalls die richtige Deutung der Stelle nicht ohne Belang.

Bischof Benno II. von Osnabrück war angesichts der bedrohlichen Haltung der Sachsen an den Hof Heinrichs IV. geflüchtet und benutzte die gute Gelegenheit, mit Hilfe seiner Freunde und der Vertrauten des Königs in dem Zehntstreit diejenige Entscheidung herbeizuführen, welche die Bischöfe bisher vergeblich erstrebt hatten. Sein Gegner, der Abt von Corvey, befand sich im anderen Lager, und das Streitobjekt diente also zur Stärkung der politischen Feinde des Königs. Für Benno lagen die Verhältnisse außerordentlich günstig. Er konnte auf seine Treue gegen den König, das gute Beispiel nach Außen, seine Notlage hinweisen, die zur Zeit fast nur

Digitized by Google

durch die Aussicht auf den Genuß des Streitobjektes zu lindern war; aber auch die allgemeine Anschauung von der unbeschränkten Diözesangewalt der Bischöfe kam ihm zu statten, und endlich war es für den König bei seinem bisherigen Lebenswandel die höchste Zeit, etwas für sein Seelenheil zu tun und sich durch ein „gerechtes" Urteil mit dem Himmel wieder auszusöhnen. Den Klöstern standen nun freilich für ihre Zehntberechtigung echte alte Urkunden zur Seite, deren Wirkung sie durch Fälschungen zu verstärken gewußt hatten. Auch der Bischof konnte Königsurkunden zur Bekräftigung seiner Ansprüche vorlegen, doch die historische Entwickelung des Streites spricht gegen ihre Echtheit, und zweifellos waren sie sämtlich gefälscht. Gehörten die Zehnten nach Osnabrück, so hatten die deutschen Könige durch die Privilegierung Corveys die Beraubung des Bistums begünstigt, und die Corveyer Urkunden beruhten auf Rechtsverletzung. Sie hatten aber auch der anderen Partei die Zehnten bestätigt, also widersprechende Entscheidungen gefällt und nach der Auffassung des Bischofs gegen den Anstand verstoßen. Heinrich IV. wurde so zur Rechtfertigung der bisherigen Regierungspraxis gedrängt, und die von Tangl mißverstandenen Stellen enthalten seine Einwendungen. Im Augenblick konnte er nun freilich nichts besseres tun als das angebliche Unrecht wieder gut machen und den Weg einschlagen, der ihm vom Bischof vorgezeichnet wurde.

Durch die an ihn herantretenden Vorstellungen ließ er sich endlich (tandem) bewegen, einer Synode die Beurteilung der ganzen Angelegenheit zu überlassen, und versprach deren Endurteil seine Zustimmung zu erteilen, also eigentlich nicht selbst in eine Untersuchung des Falles einzutreten, wie Tangl annimmt. Mit der Erklärung des Königs geht Norberts Darstellung in die indirekte Rede über, und die Copula in eorumque möchte ich nicht missen. Maurus Rost hat hier den Faden abgebrochen und ist unter Übergehung aller weitläufigen Erörterungen nach einem Seitenhieb gegen das Investiturrecht der Könige gleich zu dem Restitutionsspruch der Synode abgeschwenkt. In dem echten Text nimmt Heinrich die als unanständig gebrandmarkte frühere Praxis seiner Vorgänger in Schutz, wovon der Abt von Iburg begreiflicherweise nichts wissen wollte. Im Begriff, ein Recht der Krone der Geistlichkeit preiszugeben, indem er den Synodalspruch anzuerkennen verspricht, erklärte er ihn doch auch, wenn er wollte (si vellet), in der anständigsten Weise (honestissime) ablehnen zu dürfen und erkennt eine Notwendigkeit für die

Digitized by Google

Änderung einer so lange Zeit unter so vielen und berühmten Königen bestandenen Praxis nicht an, selbst wenn sie eine Gesetzesverletzung darstellen sollte. Die in Erwägung gezogene Ablehnung des Synodalspruchs durch den König ist also, wie schon das Verbum vellet zeigt, ein Fall der Nichtwirklichkeit, in Wirklichkeit erkennt er ihn an und behält sich also nicht, wie Tangl annimmt, freie Hand, sich so oder so zu entscheiden. Die alte und geheiligte frühere Geschäftspraxis, auf die er verzichten soll, bestand, wie sich gleich noch deutlicher zeigen wird, in dem Zuerkennungsrecht des Königs im vollen Umfange, an beide Parteien, nicht bloß in der einseitigen Zuerkennung an die Klöster.

Die frühere Politik der Könige war nicht so ohne weiteres verständlich, und Norbert mußte eine Erklärung dazu geben, wenn man die ganze Unanständigkeit ihres Verhaltens ermessen wollte. Aus Habsucht pflegten die Vorgänger Heinrichs von beiden Kirchen, von beiden Seiten nach dem Absterben eines Bischofs oder Abtes die größten Gewinne zu erjagen, und anfänglich (primitus) schien er selbst ihrem Beispiel folgen zu wollen und erklärte, daß, wenn schon einer Kirche (uni ecclesiae) das Streitobjekt für ewige Dauer bestätigt würde, er künftig den Vorteil entbehren und auch den folgenden Königen keinen sehr kleinen Schaden zufügen würde. Der Verfasser leitet die Privilegierung beider Parteien durch einen Herrscher aus dem Haschen nach Gewinn, aus einem schmutzigen Beweggrunde her. Die frühere Weigerung des Königs steht wieder in indirekter Rede, und das bei Gelenius fehlende dicebat scheint mir entbehrlich.

Den Vorteil, den der König nur ungern einbüßen wollte, hat Tangl als das Regalien- und Spolienrecht gedeutet. Bei den Zehnten handelte es sich um fremde Rechte und Bezüge, und an der Entscheidung eines Zehntstreits war seiner Ansicht nach der Fiskus völlig unbeteiligt. Der Ausdruck uni ecclesiae erscheint ihn ganz und gar unverständlich, da die Osnabrücker Kirche nicht die „erste" war, welche die Zehnten ihres Sprengels beanspruchte. So gewiß der König aus den Zehnten keinen unmittelbaren Vorteil ziehen konnte, weil sie den Parteien gehörten, so gewiß brachte ihm die fallweise Stellungnahme in einem dauernden Zehntstreit Vorteile, auf welche der König eben verzichten sollte, und die endgiltige Zuerkennung an eine Kirche schmälerte also ihm und seinen Nachfolgern die Einkünfte. Privilegien über streitige Besitzrechte bildeten für die Aussteller bei jedem Erneuerungsfall eine ergiebige Einnahmequelle, und in diesem

Digitized by Google

Falle handelte es sich um Objekte von hohem Wert, durch welche Benno bei ruhigeren Zeiten aus seiner Armut zum Wohlstand zu kommen hoffte. Hatte Habsucht die Entscheidung der deutschen Könige geleitet, so ließen sich die Corveyer Urkunden neben den vom Bischof produzierten Osnabrücker mit dem entgegengesetzten Inhalt leicht erklären. Dagegen würde das Regalien- und Spolienrecht des Königs mitten in dieser ausführlichen Darstellung des Zehntstreites unerklärlich sein, und es müßte wenigstens ein Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt nachgewiesen werden. Sprach der König die Zehnten dem Bischof zu, so konnten unter Umständen Spolie und Regalie von Corvey eine Schmälerung erfahren, aber in demselben Maße erhöhten sich die Bezüge aus dem Bistum, und so muß Tangl bekennen, daß sich die Differenz im wesentlichen ausgeglichen haben würde. Der Satz bleibt ihm also nach wie vor unverständlich und wird bei seiner Deutung noch unverständlicher, wenn man liest, daß Norbert vom Ableben eines Bischofs oder Abtes spricht, also nicht bloß von der Befreiung „seiner", nämlich Bennos, Kirche. Schwerlich hatte der Bischof ein Interesse daran, für die Befreiung der Kirche seines Gegners, des Abtes von Corvey, einzutreten.

Die „schroffe Zurückweisung" des Ansinnens durch den König bezieht sich auf die Vergangenheit (primitus), und seine Einwände hat er inzwischen aufgegeben und gegenwärtig tatsächlich den entgegengesetzten Entschluß gefaßt. Das bezeugt seine schon besprochene Erklärung, der er nur eine irrationale Weigerung gegenübergestellt hatte, das bezeugt auch der folgende Satz, den ich in Tangls Untersuchung überhaupt nicht berücksichtigt finde. Heinrich entschlägt sich endlich (demum = denique) aller Sophismen (cavillatio), was sich auf die Einwände bezieht, die wir eben gehört haben, schließt sich den vernünftigen Vorstellungen seiner Umgebung an, in der doch auch der Abt seine Fürsprecher hatte, und überläßt die Entscheidung des Streites der Synode. Diese — gemeint ist die von Worms — erklärt den bisherigen Zustand als eine ungerechte Beraubung der Osnabrücker Kirche und verurteilt den König zur Herstellung des Rechtszustandes unter Hinweis auf den allgemeinen Kirchenbrauch, sowie auf sein Seelenheil und seinen Anstand (honestati), die ihm mehr am Herzen liegen müßten, als die Reichtümer seiner Nachfolger. Das Synodalurteil hat Heinrich bestätigt, wie er es versprochen, also auf eben diese Reichtümer für sich und seine Nachfolger auf ewig verzichtet. Dagegen

Digitized by Google

muß Tangl zum dritten Mal das Gegenteil annehmen, um zur Ausschaltung des Regalien- und Spolienrechts zu kommen, von dem in der Urkunde Heinrichs nichts zu finden ist. Seiner Ansicht nach ist diese Frage nur „angeschnitten" worden, und Norbert hat durch ein „Rückzugsgefecht" die teilweise Niederlage Bennos zu decken gesucht. In Wahrheit hatte Benno einen vollständigen Sieg errungen, und die Niederlage war ausschließlich auf Seiten der Krone, die den Vorstellungen des Bischofs in allen Punkten nachgegeben hatte.

Die Urkunde Heinrichs IV. von 1077 (Jostes S. 50), welche der Osnabrücker Kirche die ersehnte Entscheidung brachte, zeigt uns den König in seiner Jugend auf den Irrwegen seiner Vorgänger als Begünstiger der Plünderung des Bistums durch die beiden Klöster, zeigt uns das Eingreifen der Wormser Synode und den Sieg der unechten Osnabrücker Urkunden gegenüber dem Urkundenbeweis der Klöster, zeigt uns endlich die Herstellung des Rechtszustandes durch den König, die bange Sorge um sein Seelenheil und das seiner Vorgänger, welche gegen das Bistum durch Rechtsverweigerung gesündigt hatten, stimmt also im Allgemeinen mit Norberts Auffassung der Dinge überein. Aber der echte Text der Vita Bennonis läßt die Art der Beeinflussung des Königs gegen die beiden Klöster viel besser erkennen und gewährt zugleich einen Einblick in sein Abwehr-System, welches der Tatkraft völlig entbehrte. Für das Verständnis seiner Sinnesänderung in dem Zehntstreit ist die Quelle von unschätzbarem Wert. Die Darstellung bildet ein geschlossenes Ganze, zielt nur auf den diplomatischen Sieg in dieser Sache hin, die den Bischof allein beschäftigte, und läßt für ein zweites Thema keinen Raum.

Der Iburger Historiograph spricht von den Vorteilen des Fiskus bei der Privilegienerneuerung nach dem Ableben eines Bischofs oder Abtes, d. h. eines Bischofs von Osnabrück und eines Abtes von Corvey, und der Tangl ganz unverständlichen einen Kirche steht die andere gegenüber, welche durch eine definitive Entscheidung von ihren Ansprüchen ausgeschlossen ward. Die Zuerkennung der Zehnten an den Diözesanbischof entsprach dem römisch-rechtlichen Grundsatz von der Geschlossenheit der Diözesen, aber nicht der historischen Entwickelung des Klosterwesens in Gallien und Deutschland, und vermutlich würde der alte Columban mit der getroffenen Entscheidung wenig einverstanden gewesen sein.

Die Untersuchung hat Tangl Gelegenheit zu einem sehr dankenswerten Überblick über die Übung des Regalien- und Spolienrechts gegeben, der auch ohne das Zeugnis der Vita Bennonis seinen

Digitized by Google

Wert behalten dürfte. Wenig befreunden kann ich mich mit dem allerdings sehr schüchternen Versuch (S. 81, A.), das Fehlen eines der Rost'schen Zusätze in der Abschrift des Gelenius durch die Annahme einer Lücke zu erklären. Wir freuen uns, den gesäuberten Text der Vita zu besitzen, und möchten ihn nur ungern wieder mit den Schlacken in Verbindung gesetzt sehen, die ihn so lange entstellt haben. B. Krusch.

F. Philippi, Geh. Archivrat, Dr., Westfälische Landrechte I. — Landrechte des Münsterlandes. Mit zwei Karten. Münster i. W. 1907. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen. Rechtsquellen).

Vor mehreren Jahren hat die Historische Kommission für Westfalen in ihren Arbeitsplan die Herausgabe von Westfälischen Rechtsquellen aufgenommen. Die erste Reihe der geplanten Veröffentlichungen sollte die Bearbeitung von Stadtrechten umfassen und wurde 1901 mit der von Dr. Overmann besorgten Edierung der „Stadtrechte der Grafschaft Mark" aufs glücklichste eröffnet. Für die zweite Reihe hatte man die Publizierung der Landrechte vorgesehen, von denen als 1. Heft die Landrechte des Münsterlandes behandelt sind und zwar, wie wir es von dem Bearbeiter gewohnt sind, in einer vorbildlichen und scharfsinnigen Ausführung. Den Hauptteil des Heftes macht eine inhaltlich geordnete Sammlung der Landurteile am Godingsstuhl zum Sandwelle aus. Diese Landurteile in 146 Artikeln, welche, nebenbei bemerkt, auch im Osnabrückischen als subsidiäres Recht gegolten haben, sind eine der reichhaltigsten und ältesten Kodifikationen deutschen Landrechts, neben welcher die von Grimm in den Weistümern Bd. III besorgte kleinere von 44 Paragraphen verschwindet, und gehen in Ermangelung von Protokollen dieses Gogerichts auf die von den Grafen unter ihrem Siegel ausgestellten Richtscheine und mehrere bisher unbekannte Bekundungen über die Hegung der verschiedenen Formen des Gerichts zurück. Der zweite Abschnitt bringt die Godingsartikel für die 3 domkapitularischen Gogerichte Bakenfeld, Meest und Telgte, es folgen dann die unvollständig überkommenen, höchst wichtigen beamtlichen Berichte über die münsterschen Landgerichte aus den Jahren 1571 ff., höchst wichtig deshalb, weil sie bedeutsame Aufschlüsse über die Verfassung, die Zuständigkeit und die Sprengel der „Gogerichte" genannten Landgerichte gewähren und aus der Zeit kurz vor Einführung der Gerichtsreform i. J. 1571 herrühren. Den Beschluß des Heftes

Digitized by Google

machen die sehr interessanten Aufzeichnungen des Korff'schen Gogerichts Warendorf, welches früher den Besitzern des Hauses Harkotten bei Warendorf gehört hat, und dessen Zuständigkeit und Umfang bereits seit Ende des 15. Jahrhunderts von den fürstlichen Beamten bestritten worden ist.

Abweichend von ähnlichen rechtsgeschichtlichen Sammlungen und Editionen hat Ph. den Stoff seiner Arbeit nicht nach geographischen oder territorialen Gesichtspunkten geordnet, sondern für die Auswahl des Materials das sachliche Prinzip in Anwendung gebracht, weil dadurch unnötige Wiederholungen vermieden, größere Übersichtlichkeit gewonnen und vor allem die Möglichkeit geboten wurde, das „sachlich zusammengehörige gemeinsam zu behandeln, den Überblick der einzelnen Aufzeichnungen und die Erforschung ihrer Zusammenhänge" zu erleichtern. Die Richtigkeit dieser Methode, deren Berechtigung Ph. übrigens an anderer Stelle (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XXVI, Heft 1, S. 33 ff.) eingehend erläutert und begründet, zeigt sich nun in der den Rechtsquellen vorausgeschickten Einleitung, welche sehr eingehend unter Heranziehung des wichtigsten Urkundenmaterials über Bedeutung des Namens, Umfang der Bezirke, die Malstätten, sachliche und persönliche Zuständigkeit und Gerichtsgemeinde, über ständige und für jeden Einzelfall bestimmte Gerichtsbeamte, wieOgraf, Kornoten, Umstand, Scharfrichter, Vorsprecher, Urteilweiser, Sattelmänner und Bauerrichter, ferner über Verfahren, gesetzgeberische Tätigkeit, bürgerliche und strafgerichtliche Tätigkeit und schließlich Blutsühne orientiert. Das Gesamtergebnis dieser Untersuchung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Organisation der Landgerichte oder Godinge, in denen wir eine durch freiwilligen Zusammenschluß kleinerer, bisher selbständiger Gemeinwesen entstandene Vereinigung zu sehen haben, den Charakter als Volksgerichte im Münsterlande am längsten bewahrt und ihr altertümliches Gepräge, wonach die Bauermeister an der Spitze der Gemeindegenossen das Goding aufsuchten, und manches andere selbst nach dem Erlasse der Landgerichtsordnung von 1572 noch ziemlich unverändert aufrecht erhalten hat, bis schließlich eben die eingeleiteten Reformen die gebotenen Dinge beseitigten, das Gerichtsverfahren nach festen Grundsätzen leiteten, die ständigen Urteiler (Schöffen, Sattelmänner) als Beisitzer einführten und dem Richter fortan eine Einwirkung auf die Rechtsprechung und nicht wie beim alten Verfahren nur die Verhandlungsleitung zusprachen.

Digitized by Google

Von den beiden beigegebenen Karten stellt die eine eine Skizze der Einteilung des Oberstifts Münster in Gogerichte dar, während die andere die Umgrenzung der Gogerichte Bakenfeld und Meest wiedergibt. Daß aber auch für die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse aus den Rechtsquellen Gewinn zu ziehen ist, zeigt sich in einem lehrreichen Beispiele an dem das Gogericht Warendorf betreffenden Abschnitt. Daher sind auch in dankenswerter Ausführlichkeit in das Wort- und Sachregister nicht bloß die rechtstechnischen Ausdrücke aufgenommen, sondern auch die für die Geschichte der älteren Landwirtschaft wichtigen Kunstausdrücke mit verzeichnet worden.

Fink.

R. Freffel, Dr, Das Ministerialenrecht der Grafen von Tecklenburg. Münster 1907, 84 S. 8°.

Fr. will die rechtliche Stellung der Tecklenburgischen Dienstleute zu ihrem Grafen und des Grafen zu ihnen, die Normen, nach denen beide lebten, an der Hand der Tecklenburgischen Lehnsgesetze des 13. Jahrhunderts und sonstiger Dienstrechte festlegen. Zuerst behandelt Fr. die militärischen Leistungen der Ministerialen, den Dienst in der Lokalverwaltung, das Lehen und seine Erblichkeit, die Lehnsgerichte. Im zweiten Teile bespricht Fr. den Stand der Ministerialen. Der neuen Frilingstheorie Hecks hat er sich mit Recht nicht angeschlossen. Was unsere Landschaften (Tecklenburg, Osnabrück, Ravensberg, Minden, Lippe) anbetrifft, so ist wohl der größte Teil des späteren niederen Adels aus persönlichen Bedienten und Klienten der Grafen, Bischöfe und Äbte hervorgegangen, welche sich auf mehrfache Weise, z. B. als Geldverleiher, nützlich gemacht haben konnten.

Ein Verzeichnis der tecklenburgischen Ministerialen und Lehnsträger wäre wünschenswert gewesen. H. Jellinghaus.

Jahresbericht 21 des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg. Bielefeld 1907, XVI und 118 S. 8°.

K. Schreiber behandelt das Urbar der Grafschaft Ravensberg vom Jahre 1550. Man darf sagen, daß der Stoff, welchen das einzige erhaltene ältere Landregister von Ravensberg bot, nach allen Seiten und mit Verständnis ausgenutzt ist. S. bespricht nach einander die Grundherren, die Hagenfreien, Hausgenossen, Freien, die Marken, die Arten der Landbebauer, die Abgaben derselben und ihre privatrechtlichen Dienste.

Das Urbar ist gewiß ein wertvolles Dokument. Nur soll man beim Studium desselben nicht vergessen, daß es die Ansicht über die

Digitized by Google

rechtlichen Dinge von auswärts und von oben enthält. Wie der in der Zeitschrift für westfälische Kirchengeschichte abgedruckte Bericht über die ravensbergischen kirchlichen Verhältnisse, verschweigt es, was der Regierung nicht paßte oder was sie nicht verstand, und benennt oft Dinge mit falschen Namen.

So heißt es z. B. bei Hof Einhaus, Kirchspiel Wallenbrück, Bistum Osnabrück: „Meinem gnädigen Herrn. Sitzet auf des Dom-probstes zu Osnabrück Erb. Die Besaedt hat S. F. Gnaden". Das brandenburgische Praestationsregister von 1722 sagt von Einhaus: „Ans Thumb-Capitel in Osnabrück. An „Pfacht" 6 Sch. Weizen und 31 Sch. Hafer, 1 mager Schwein in natura und 3 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. „Pfachtgeld".

Im eigentlichen Sinne hat der Besitzer des Einhauses nie auf des Domprobstes Erbe gesessen. Irgendwann zwischen dem 9. und dem 12. Jahrhundert wird ein solcher sich in den Schutz der Osnabrücker Domkirche begeben haben.

Übrigens war die Zerstörung der mittelalterlichen bäuerlichen Verhältnisse in Ravensberg um 1550 nach zweihundertjähriger Herrschaft des niederfränkischen Fürstenhauses weit fortgeschritten. Die Aufsteller des Urbars wußten wenig von den alten Verhältnissen. So ist z. B. die Unterscheidung zwischen Voll- und Halbspännern eine Erfindung der Beamten.

Engermein (S. 29) ist nach dem Ravensb. Jahresberichte 13, 133 alte chronologische Bezeichnung für den Dionysiustermin und bedeutet den Engerer Jahrmarkt uud die Gemeindeversammlung. Unter der Alhar Mark (S. 38) ist natürlich die Mark von Ahle, Bahnstation bei Bünde, zu verstehen. Ob wirklich (S. 46) um 1550 auf den Wurten (areis) liegende Kotten nachzuweisen sind? Die Heuerleute oder Hüssenten wohnten damals wohl in Abecken der Bauernhäuser oder in Backhäusern. H. Jellinghaus.

Ravensbergische Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatskunde. Jahrgang 1907 (VII) Bielefeld, 92 S. 4°.

Auch in diesem Jahrgange ist der Familiengeschichte ein ziemlich breiter Raum gegönnt. Man findet eine Stammtafel der Familie Meinders, Besprechungen des Stammbaums der Familie Woermann, Hamburg 1906, und der westfälischen Familie Delius, Bielefeld 1906. Ferner Nachrichten über die Besserer, Sievcking, Pott, Consbruch. Auf dem Gebiete der Altertumskunde sind die Bemerkungen von Schuchhardt über die Bielefelder Urnen, von Langewiesche über die

Digitized by Google

Ausgrabungen in der Wallburg bei Dehme und den Grabfund am Mooskamp bei Rehme beachtenswert. P. Eckhoff erklärt die zahlreichen Ortsnamen Elsey, wozu auch Alliso gehören wird, wohl mit Recht als Alis-ahi, Erlen-Ort, nicht Erlenwasser (Alis-aha). Sander handelt über die Geschichte des Hauses Holtfeld bei Borgholzhausen. Aus den 1583 und 1589 gedruckten niederdeutschen Predigten des Bielefelder Pastors Rudolf Bredenbeck gibt H. Petri Auszüge. Bredenbeck und Anna von Quernheim sind die letzten niederdeutschen Schriftsteller auf religiösem Gebiete im nördlichen Westfalen.

Die Volksüberlieferungen sind durch einen Hochzeitsbitterspruch, Vogelstimmen, Hausinschriften und einen Bericht über Feste in der Herforder Gegend vertreten. Von dem leider verstorbenen H. Höcker findet sich ein Bericht: Aus der heimischen Vogelwelt.

S. 14 steht ein Brief Eckermanns v. J. 1833, worin er das Gute, Milde und Harmonische, das ihm an den westfälischen Kindergesichtern aufgefallen ist, auf das milde westfälische Klima zurückführt. Die Redaktion weist auf das ganz verschiedene Urteil der Annette Droste über die Paderborner hin.

Aber Eckermann meint die Stadtkinder, während Annette Droste die Bewohner der Paderborner Gutsdörfer im Auge hat. Im übrigen ist natürlich Eckermanns Schluß falsch. Es war alte niederdeutsche Tradition, das Kinderparadies ungestört zu lassen und die Kleinen bis zum 6—9. Lebensjahre ganz sanft und milde zu behandeln, wobei diese selbst sanft und mild blieben, während die Süddeutschen und Ostfranken nebst ihren Abzweigungen östlich der Elbe seit lange ihre Kinder härter anfassen. H. Jellinghaus.

Leo Körholz, Die Wahl des Prinzen Friedrich von York zum Bischof von Osnabrück und die Regierung des Stifts während seiner Minderjährigkeit, Rostock 1908 (Dissertation der Universität Münster).

Die auf fleißigem Aktenstudium beruhende Arbeit klärt die näheren Umstände der Wahl des letzten protestantischen Bischofs von Osnabrück auf und erbringt aus dem reichen Quellenmaterial des Osnabrücker Staatsarchivs den überraschenden Nachweis, daß König Georg III. bei der langen Hinhaltung des Wahlakts die Absicht hatte, die Aufhebung der durch den westfälischen Frieden festgesetzten **successio alternativa** zu bewirken und das Stift zunächst beim Friedensschluß als Entschädigung zu fordern. Er wollte also den Wahlstaat Osnabrück in einen hannoverschen Erbstaat verwandeln. Diese Bestrebungen werden vom Verfasser Säkularisationspolitik ge-

Digitized by Google

nannt, und überall spricht er von einer Säkularisation des Bistums, vervollständigt auch die in der Lenthe gegebenen Geheiminstruktion von 1761 5./5. niedergelegten Absichten der Regierung durch den Zusatz: „und als säkularisiertes Gebiet dem Kurfürstentum Hannover einzuverleiben." Vielleicht erscheint es nicht überflüssig, zu bemerken, daß dieser Satz sich in der Quelle nicht findet, und überhaupt der Ausdruck Säkularisation in den Akten nicht gebraucht ist. Man versteht allerdings darunter auch die bloße Verweltlichung einer geistlichen Staatsform, aber zumeist hat er den odiösen Nebenbegriff der Aufhebung der mediaten Stifter und Klöster und der Einziehung ihrer Güter, und bei diesem Doppelsinn hätte es sich vielleicht empfohlen, die Terminologie der Quellen strenger beizubehalten, wie mir auch die mehrfache Änderung des technischen Ausdrucks successio alternativa in catholica überflüssig erscheint, obwohl sie den Sinn trifft.

An seiner Absicht der Aufhebung der alternativen Regierung und Aufhaltung der Bischofswahl hat der König auch nach dem Friedensschluß festgehalten, als eine Säkularisation in der schärfsten Bedeutung politisch wohl fast undurchführbar war, aber sofort nach der Geburt des Prinzen Friedrich (1763 16./8.) seinen Plan aufgegeben, wie mir scheint, weil sich nun sein Ziel auf andere Weise erreichen ließ, das Bistum für lange Jahre an die Krone zu fesseln.

Für die eingehende Behandlung des Stoffes bis 1766 wird man den Verfasser sehr dankbar sein, und mit Interesse verfolgen wir die schwierigen Verhandlungen mit dem Domkapitel, die Einrichtung der hannoverschen Administration, die Beschreibung des Wahlaktes, das Abkommen über die Führung der Osnabrückischen Stimme im Reichsfürstenrat u. a. Der Übergang der Regierung nach der Großjährigkeitserklärung (1783) auf den Bischof ist im Schlußkapitel kurz behandelt, in welchem die bei dieser Gelegenheit erlassenen Patente wörtlich zum Abdruck gelangt sind. In der Einleitung ist die Säkularisationspolitik Friedrichs d. Gr. gestreift. Sein Schreiben an Finckenstein ist nicht vom 30. Oktober 1760, sondern von 1759 datiert.

Der Verfasser hat sich redlich bemüht, einseitig konfessionelle Anschauungen fernzuhalten (S. 106). Wenn er gelegentlich einmal von der Gesinnung und Überzeugungstreue eines deutschen Domkapitels spricht, scheint er mehr die heutigen Verhältnisse als die vor der Revolution im Auge zu haben, und es muß gegenüber solchen Urteilen wiederholt auf die durchgreifenden Änderungen hingewiesen

Digitized by Google

werden, welche die Domkapitel in Folge der Säkularisation von 1802,3 erfahren haben.

Die klar und lesbar geschriebene Abhandlung bedeutet eine Förderung unserer heimischen Geschichtsforschung und kann den Freunden derselben nur angelegentlich empfohlen werden. Kleine Unebenheiten, Provinzialismen, wie „in etwa", die Bezeichnung der Berichte von Beamten an den König als „Reskripte" usw., wird man dem Anfänger zugute halten. B. Krusch.

L. Hoffmeyer, Osnabrück zur Franzosenzeit. Ein Bild aus der Geschichte der Stadt und des Regierungsbezirks Osnabrück. Osnabrück. Kisling 1908.

Der Verf., bekannt durch sein Buch „Geschichte der Stadt und des Regierungsbezirkes Osnabrück in Bildern", das demnächst in 2. Auflage erscheint, behandelt in der vorliegenden kleinen Schrift auf 71 Seiten in anspruchsloser Form einen noch viel zu wenig erforschten Abschnitt aus der Osnabrücker Geschichte. Das Büchelchen ist die erweiterte Wiedergabe von 5 Vorträgen, welche Verf. im letzten Winter auf Veranlassung des Ausschusses für die volkstümlichen Vortragskurse in Osnabrück unter allgemeinem Beifall gehalten hat. Wenn es auch den in der Heimatsgeschichte Kundigen nichts Neues bringt und nur eine Zusammenstellung des in der Literatur an den verschiedensten Stellen verstreuten Materials darbietet, so ist doch auch diese übersichtliche Zusammenstellung bekannter Tatsachen als willkommene Gabe im lokalhistorischen Interesse zu begrüßen. Solange es an einer neuen, auf archivalischen Forschungen fußenden Bearbeitung des in Frage stehenden Zeitabschnittes gebricht, wird man gern zur Orientierung jene kleine Arbeit zur Hand nehmen, die wir nur warm empfehlen können. Fink.

Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. IV Regierungs-Bezirk Osnabrück. **1 und 2 Stadt Osnabrück,** bearbeitet von Heinrich Siebern, Regierungs-Baumeister a. D. und Dr. Erich Fink, Königlicher Archivar. Hannover 1907. Selbstverlag der Provinzialverwaltung. (Preis geb. 12 Mark.)

Die lang ersehnte Neubearbeitung des „alten Mithoff" (1879) schreitet in jahrelanger stiller Arbeit unermüdlich weiter vor. Im vorliegenden Bande haben die Denkmäler der Stadt Osnabrück eine ihrer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Bedeutung entsprechende Würdigung erfahren. Dank der Freigebigkeit der Stadt, die einen

Digitized by Google

nennenswerten Zuschuß zu den von der Provinzialverwaltung übernommenen Herstellungskosten geleistet hat, sowie durch weitgehendes Entgegenkommen der verschiedenen Behörden und Privatpersonen gegenüber den Bearbeitern ist das Werk nach mehrfach durch äußere Umstände unterbrochener Arbeit glücklich vollendet, ein Ereignis, das von allen heimischen Kunstfreunden freudig begrüßt wird. Die Abbildungen (zus. 33 Tafeln und 254 Textabbildungen) sind zum großen Teile freiwillig zur Verfügung gestellt und beruhen vielfach auf etwas alten Aufnahmen. An Reichhaltigkeit und Schönheit der Vervielfältigungen, sowie an Güte des Papiers und des Druckes kann sich der den übrigen Bänden der Hannoverschen „Kunstdenkmäler" entsprechende Band mit den reicher ausgestatteten (und doch billigeren) Inventarien der Nachbarprovinz Westfalen (s. unten) nicht messen. Einzelne zu dunkel geratene Lichtdrucke wie Fig. 54, 81, 123, 125, 230 u. a. werden bei einer Neuauflage besser ganz ausgewechselt. Das Bildmaterial könnte auch ausführlicher sein. Man vermißt einige der besonders reizvoll durchgebildeten Privathäuser der Zeit von 1760—1840, beispielsweise hätte eine Abbildung der jedem Osnabrücker ans Herz gewachsenen Hirschapotheke als des monumentalsten Beispiels ihrer Zeit (um 1797) nicht fehlen sollen. Auch wäre ein kurzer Hinweis auf die ausgedehnte bauliche Tätigkeit ihres Erbauers, des Oberlandbaumeisters G. H. Hollenberg, dessen Name auch im „Künstlerverzeichnisse" fehlt, angebracht gewesen. Im Ganzen möchte man noch mehr Darstellungen von Einzelheiten, bei Zeichnungen möglichst auch mit Maßstäben, wünschen.

In der Behandlung nehmen nach einer geschichtlichen Einleitung (16 Seiten) die Kirchen, Kapellen, Klöster und Stiftungen auf 197 Seiten in ausführlicher Darstellung den größten Raum ein; es folgen die „weltlichen Bauwerke" (eine etwas ungenaue Bezeichnung) mit 37 und die Straßen und Wohnhäuser mit 62 Seiten. Den Schluß bildet eine kurze Darstellung der Befestigungen auf 9 Seiten. Entspricht diese Raumverteilung auch ungefähr der geschichtlichen Bedeutung der einzelnen Gruppen, so kommt die künstlerische Bedeutung der in Osnabrück zu so hoher Blüte gelangten bürgerlichen Baukunst dabei vielleicht etwas zu kurz. Eine Vermehrung der drei letztgenannten Gruppen würde bei einer späteren Bearbeitung zweckmäßig mit ins Auge zufassen sein.

Bei Besprechung der neueren Ausschmückung des Dominnern (S. 21) ist die allerneuste Ausmalung, über welche man in künst-

Digitized by Google

lerischen und geschichtlichen Kreisen auch sehr geteilter Ansicht ist, nicht erwähnt. Die auf S. 46 genannten Brachialen der heiligen Crispin und Crispinian finden sich übrigens schon in Gottfried Bergers „Portätbuche" (1591) abgebildet, welches sich als Eigentum des Magistrats im Museum befindet und u. a. auch sehr bemerkenswerte Gesamtansichten Osnabrücks bietet. Nähere Forschungen nach diesem vortrefflichen Hofmaler Philipp Sigismunds werden vermutlich noch weitere Spuren seiner Tätigkeit in Osnabrück zu Tage fördern. Von den auf S. 163 aufgeführten Holzepitaphien, welche früher in der Katharinenkirche waren, würde sich eine Abbildung des noch in der Verstümmelung als hervorragende Schnitzarbeit zu erkennenden, im Museum verwahrten von Dr. Barth. Meillchn (auch Meuschen genannt) sicher lohnen (1629). Die übliche Schreibweise für den S. 192 genannten berühmten Barock-Architekten ist nicht „Schleun", sondern „Schlaun" (Johann Conrad). Das auf S. 217 erwähnte alte Akziseha us ist übrigens im letzten Jahrhundert nicht ganz abgebrochen; es befinden sich im oberen Stockwerke, z. B. in dem Gange vor der jetzigen Steuerkasse, noch zwei künstlerisch recht bemerkenswert durchgebildete Holz-Säulen mit Sattelhölzern, in Renaissanceformen geschnitzt. Was die Flügelbauten des Schlosses anlangt, so erscheint die auf S. 247 erwähnte Doggengalerie zwar heute als „vorgeblendet"; an verschiedenen Stellen ist jedoch zu sehen, daß die Doggen ursprünglich freistanden, und die Einmauerung und Bedachung erst später erfolgt sein muß.

Von den im Laufe der letzten 50 Jahre veränderten oder ganz verschwundenen alten Privathäusern befinden sich noch Abbildungen aller Art im Besitze der früheren oder jetzigen Hauseigentümer, worauf zu weiteren Spezialforschungen noch verwiesen sei. Die Angabe auf S. 278, daß das reizende Mansardenhaus Hakenstr. 8 A (um 1775, jetzt Knabenkonvikt des Carolinums) das einstige Wohnhaus Mösers sei, hat sich inzwischen als irrig herausgestellt. Justus Möser hat vielmehr in dem gegenüberliegenden ehemaligen Landdrostei-Gebäude gewohnt, welches 1895 der jetzigen großen Bürgerschule hat weichen müssen. Aufnahmezeichnungen dieses umfangreichen Spätbarock-Baues befinden sich in der auf der hiesigen Kreisbauinspektion vorhandenen Zeichnungensammlung, deren Benutzung bei der Bearbeitung des ganzen Werkes gute Dienste hätte leisten können, da sie auch von sonstigen älteren, jetzt fiskalischen Gebäuden (z. B. vom Carolinum) zuverlässige Grundrisse u. dergl. besitzt.

Digitized by Google

Von den zahlreichen, für das Osnabrück der Biedermeierzeit so bezeichnenden Gartenhäuschen ist leider nur ein, allerdings sehr schönes Beispiel gebracht (S. 284), welches aber nicht den einfach-viereckigen Typus darstellt, der in Osnabrück am häufigsten war. Bei den Fachwerkhäusern konnte als Literaturangabe die bahnbrechende Arbeit Albrecht Haupts-Hannover, „Von germanischer Bauweise", (Arch. Rundschau 1904, Heft 10 u. 11, und 1907, Heft 8 u. 9), welche sich vielfach auf Osnabrücker Beispiele stützt, nicht erwähnt werden, da die Bearbeitung dieses Teils im Wesentlichen noch auf den aus früheren Jahren (1893) stammenden Arbeiten Brandis und Schultzes beruht. S. 326 ist noch ein Schreibfehler bei Erwähnung des Plümersturmes untergelaufen, welcher sich nicht am Kreuzungspunkte von Schloßwall und Johannismauer, sondern von Schloßwall und Clubstraße befindet.

All diese kleinen Ergänzungsvorschläge können bei einer Neubearbeitung leicht berücksichtigt werden und sollen die Freude an dem sehr verdienstlichen Werke nicht trüben. Leider dürfte der hohe Preis des Buches verhindern, daß es sich in Gymnasial- und anderen Bibliotheken und besonders auch im Handwerkerstande soweit verbreitet, wie man es zur Hebung des Verständnisses für heimische Baukunst wünschen möchte. Dr. ing. Jänecke.

Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. 1. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Tecklenburg. Bearbeitet von A. Ludorff, Provinzial-Baurat, Provinzial-Konservator, Königlicher Baurat. Mit geschichtlichen Einleitungen von Dr. A. Brennecke, Assistent am Königlichen Staatsarchiv zu Danzig. Münster i. W. 1907. Kommissions-Verlag Schöningh-Paderborn. (Preis broch. 2,40 ℳ, geb. 5,40 ℳ).

Diese Neubearbeitung des 1893 zuerst inventarisierten Denkmälerbestandes gibt sich als Jubiläums-Gabe zur Feier der 200-jährigen Zugehörigkeit des Kreises Tecklenburg mit der Krone Preußen kund. Vorausgeschickt ist diesem Bande wie auch dem folgenden Bande über Herford (s. unten) das Programm, nach welchem bei Anordnung und Ausstattung der westfälischen Denkmälerverzeichnisse gearbeitet wird. Hiernach werden dieselben — ebenso wie die hannoverschen — zunächst nur die christliche Zeit berücksichtigen, jedoch — im Gegensatze zu den hannoverschen — nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Das 19. Jahrhundert bleibt hiernach ganz ausgeschlossen. Auch ist beabsichtigt, die vorchristlichen Zeiten für

Digitized by Google

ganz Westfalen in einem späteren Bande zu bearbeiten. Ebenso wird eine allgemeine, die ganze Provinz umfassende, kunstgeschichtliche Abhandlung nebst einer Übersicht der Geschichte Westfalens als Schlußband folgen, was auch bei den hannoverschen Werken vorbehalten ist. Jedem Inventar ist eine geschichtliche Einleitung vorausgeschickt, welche den ganzen Kreis betrifft. Für die einzelnen, alphabetisch geordneten Gemeinden folgen dann noch kurze geschichtliche Überblicke. Auf eingehendere Beschreibung des einzelnen Denkmals ist weniger Wert gelegt als auf möglichst ausgedehnte bildliche Darstellung, welche wie die ganze reiche Ausstattung der auf Kunstdruckpapier gedruckten westfälischen Werke als mustergiltig bezeichnet zu werden verdient. Sehr übersichtlich sind auch die Quellen- und Litteratur-Angaben geordnet. Auch sind gleiche Maßstäbe für alle Grundrisse (1 : 400) und Lagepläne (1 : 2500) zu Grunde gelegt. Dadurch kommt etwas ungemein Einheitliches in das ganze Werk. Für die Ansichten herrscht die photographische Aufnahme — meistens vom Verfasser selbst — als Grundlage vor, zeichnerische maßstäbliche Darstellungen, welche für Querschnitte, Einzelheiten u. a. nicht entbehrt werden können, treten vielleicht mehr als gut zurück. Behandelt sind auf 114 Seiten und 37 Bildertafeln (mit zus. 200 Abbildungen) folgende Orte: Bevergen, Brochterbeck, Dreierwalde, Halverde, Hörstel, Gravenhorst, Hopsten, Ibbenbüren, Ladbergen, Ledde, Leeden, Lengerich, Lienen, Lotte, Mettingen, Recke, Riesenbeck (mit Birgte und Surenburg), Schale, Tecklenburg, Wersen und Westerkappeln.

Dr. ing. Jänecke.

2. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Herford. Bearbeitet von A. Ludorff, Provinzial-Baurat, Provinzial-Konservator, Königlicher Baurat. Mit geschichtlichen Einleitungen von Professor Dr. Jellinghaus, Gymnasialdirektor a. D. Münster i. W. 1908. Kommissions-Verlag Schöningh-Paderborn. (Preis broch. 3 ℳ, geb. 6,00 ℳ).

Auch dieser Band besitzt in der Güte der bildlichen Ausstattung und in der übersichtlichen sachlichen Kürze des Textes alle Vorzüge des vorigen. Bei der Drucklegung waren die Auflagen der früheren Bände so sehr vergriffen, daß die Auflage von 1000 zweckmäßig auf 1500 Stück erhöht worden ist. Zugleich enthält „Kreis Herford" insofern eine Neuerung, als zum ersten Male eine Tafel im wohlgelungenen Vierfarbendruck hergestellt wurde. (Miniaturen des Herforder Rechtsbuchs.) Behandelt sind auf 93 Seiten und 75 Bildertafeln (mit

Digitized by Google

zus. 341 Abbildungen) folgende meistens der früheren Grafschaft Ravensberg angehörenden Orte: Bünde, Enger, Exter, Gohfeld, Herford, Hiddenhausen (mit Haus Bustedt), Kirchlengern, Löhne, Menninghüffen (mit Schloß Ulenburg), Quernheim, Rödinghausen (mit Westkilver, Haus Kilver und Böckel), Spenge (mit Haus Wehrburg), Valdorf, Blotho und Wallenbrück. Am Schlusse bilden einige aus Jostes „Westfälischem Trachtenbuche" entnommene Abbildungen alter Volkstrachten eine anschauliche Beigabe zum Texte, der auch in diesem Bande hinter der Fülle der hervorragend klaren Autotypien zurücktritt. Die Knappheit der Denkmalsbeschreibung muß allerdings notwendigerweise leicht an Ungenauigkeit streifen. Beispielsweise würde man statt der dehnbaren Ausdrücke: „Renaissance- oder Barockzeit" lieber einigermaßen feste Jahreszahlen sehen.

Dr. ing. Jänecke.

Bödige, Dr., Professor am Carolinum, Hüggel und Silberberg. Ein historisch-geologischer Beitrag zur Landeskunde von Osnabrück. 49 S. (Jahresbericht des Gymnasiums vom Jahre 1906.)

Südwestlich von Osnabrück, etwa 10 km von der Stadt entfernt, erhebt sich eine Berggruppe, die nicht bloß durch landschaftliche Schönheit, sondern auch in ihrem Pflanzenwuchs, wie durch ihre Bodenschätze sich auszeichnet. Dieser Bergkette, die im Hüggel bis zu 227 m über dem Meeresspiegel ansteigt, hat der Verfasser seine mit sichtlichem Interesse, von hochwissenschaftlichen Studien getragene Arbeit gewidmet. S. 4 sagt er: „Wer immer der Naturschönheit der Heimat, der Pflanzenwelt, den geologischen Verhältnissen und endlich auch der heimischen Sage und Geschichte eine liebevolle Aufmerksamkeit zuwendet, findet am Hüggel Gelegenheit, auf engem Raume eine seltene Fülle von anziehenden und anregenden Erscheinungen zu beobachten." Aus der Pflanzenwelt hebt Verfasser nach Beschreibung der Bergpartien die Orchideen von Silberberg u. a. heraus; doch will er sich vorzüglich mit der Geschichte des Bergbaues in dortiger Gegend, wie mit den geognostischen Verhältnissen der Berge beschäftigen.

Nachdem aus der Sage der Hüggelschmied erwähnt ist, weist die Schrift nach, daß bereits vor der Urkunde König Heinrichs (VII.) von 1235, welche Bischof Konrad I. von Osnabrück erlaubte, in seinem Stifte am Hüggel und Stertenbrink nach Silber zu graben, um 1180 Grabungen nach diesem Edelmetalle stattgefunden haben.

Digitized by Google

Dann klafft eine Lücke von Jahrhunderten, und erst im 18. Jahrhundert hört man wieder von Versuchen des Silberbergbaues, so unter Ernst August II., ferner in einem Vertrage mit dem Osnabrücker Domkapitel von 1782, nichts aber von Erfolgen. Ebenfalls werden die — allerdings erfolgreicheren — Grabungen nach Eisenerzen bis zur jüngsten Ausbeutung durch die Georgs-Marien-Hütte, wie nach Blei- und Zinkerzen, Kohlen geschichtlich dargelegt.

Der 2. Abschnitt über die geologischen Formationen leitet ein mit einer Übersicht über die ältere und neuere Litteratur. Hervorragend sind die Arbeiten des Berliner Professors Hoffmann (geb. 1797, gest. 1836), der zur Bestimmung der Gebirgshöhen eine lebhafte Unterstützung fand bei dem bekannten, 1861 verstorbenen Apotheker Veltmann in Osnabrück. Auch die Arbeiten Banning's, Ferd. Römer's, Stockfleth's u. a. werden angeführt, wie die Kartendarstellungen von Dechen's und von Mooz-Trenkner (1881). Wie nun Alluvium und Diluvium als die jüngsten geologischen Formationen, ferner — da die Tertiärformation dort noch nicht nachgewiesen — Jura, die Trias- und Dyasformation usw. am Hüggel vertreten sind, hierüber, wie über andere geognostische Verhältnisse verbreiten sich S. 28—49. Im neuerdings erschienenen „Osnabrücker Tourenbuch" des Herrn Verfassers behandelt ein Abschnitt die geologischen Formationen im Regierungsbezirk überhaupt.

Rhotert, Domkapitular.

Digitized by Google

Register.

Abbt, Thomas. 166.
Ahlden, Prinzessin von. 3.
Albini, Mainzer Gesandter. 187. 198. 200. 282. 287 f. 290 f.
Alopaeus, russischer Gesandter. 307.
v. Alvensleben, preußischer Minister. 182.
v. Amerongen, Johanne Taets. 8.
Amiens, Kongreß zu. 254 f.
Ansbach, Markgrafschaft. 178. 220.
Aremberg, Herzog von. 261.
v. Arnswaldt, hannov. Staatsminister. 300. 300—306. 312.

Bacher, französ. Minister. 280.
Baden, Markgrafen von. 259. 270.
Bamberg, Bistum. 199. 218 f. 236.
— Bischof Franz Ludwig. 173.
v. Bar, Georg Ludwig. 1 ff.
— — Propst zu Levern. 39.
— — seine Gattin Johanne Taets. 8.
— Heinrich Sigismund, Geh. Rat, und seine Gemahlin Anna Agnes Chalon, gen. v. Gehlen. 2.
— Herbort. 66.
— Nikolaus Joh. Christ. 9.
Barenaue. 52.
— Familienarchiv zu. 2.
Basel, Friede zu. 182.
Batz, Württemberg. Legat.-Rat. 209.
Baudus, Französ. Emigrant. 287.
Bayern, Kurfürstentum 185. 178. 206. 210. 227. 235 f. 259. 281 f.
Bayreuth, Markgrafschaft. 220.
Bentheim, Grafschaft. 253.
Berchtesgaden, Stift u. Propstei. 206. 213. 220. 281.
Berg, Herzogtum. 186. 221.
Berliner geheime Konvention von 1796. 184.
Beurnonville, franz. General. 249. 255.
v. Bibra, Reg.-Präs. zu Fulda. 170.
Bode, Preuß. Armeelieferant. 200 f.
— Leinwand-Fabrikant zu Osnabrück. 200.
Böhmen, Kurfürstentum. 226. 282. 288.
Bohn, Buchhandlung in Hamburg. 47.
Bonaparte, erster Konsul. 203 ff.
Bonnier, franz. Gesandter in Rastatt. 198.
v. Bork, Freiherr. 39.
Brandenburg, Kurfürstentum s. Preußen
Braunschweig, Kurfürstentum s. Hannover.
— Herzog von. 178.
Bremen. 211 f. 221. 227. 273. 286.
Brixen, Bistum. 273. 293.
Brockes, Berthold Heinrich. 37. 56.
v. Bühler, Freiherr, russ. Minister u. Gesandter. 282. 285. 289—292.
v. d. Bussche, Osnabr. Geh. Rat. 190. 201. 297 f. 300 f. 303 f. 306. 312.

Caillard, französischer Gesandter. 182.
Campo Formio, Friede zu. 184 f.
Cleve, Herzogtum. 178. 246.
Cobenzl, Graf Ludwig, österreichischer Gesandter. 188 f. 213. 222. 228. 243.
Cobenzl, Graf Philipp, österreichischer Gesandter. 267. 272.
Corvey, Abtei. 193. 242. 256. 273. 276.
Crelinger, Truppenlieferant. 200.

Digitized by Google

Dänemark, König Friedrich V. 43.
v. d. Decken, hannov. Minister. 255.
v. Dohm, preuß. Geh. Rat. 192 f.
Dortmund. 222. 261.
Durazzo, Graf, Wiener Theaterdirektor. 65.

Eichsfeld 178. 219 f. 223. 248.
Eichstätt, Bistum. 218. 236. 239. 293.
England. 203.
— König Georg III. 218. 241 f. 252. 255 f. 288. 290. 296. 301 f.
Erfurt. 219 f. 248.
Essen, Abtei. 178. 222.

v. Finckenstein, preuß. Minister. 182.
v. Forstner, Delegierter auf dem Utrechter Kongreß. 6.
v. Freitag, Hofmarschall zu Osnabrück. 304.

v. Gehlen, Anna Agnes Chalon. 2.
Geßner. 56.
v. Görtz, Graf, preuß. Gesandter. 283. 286. 290 f.
Göthe. 83.
v. Gülich, Bürgermeister zu Osnabrück. 304.

Hagedorn, Schriftsteller. 37. 56.
Halberstadt, Bistum. 174.
Halle, Universität. 12.
Haller. 56.
Hamburg. 273. 286.
Hannover, Kurfürstentum. 190 f. 210 f. 216. 226 f. 236. 239. 245. 252.
Hardenberg, Staatskanzler. 181. 218.
v. Hassel, Oberst. 303.
v. Haugwitz, preußischer Minister. 218. 222. 224 f. 238. 243 f. 249 f. 265. 277. 306 f.
Hawkesbury, engl. Minister. 278.
Hédouville, französ. Gesandter. 269.
Hehmans, Koch. 10 f.
Heinitz, preuß. Minister. 218.
Herford. 186.
Hessen-Darmstadt, Haus. 24.
— Karl Philipp. 5.
Hessen-Kassel 227. 282.
Hildesheim, Bistum (Säkularisation) 174. 178. 180 f. 184. 186. 188 bis 191. 199. 213. 216. 220 f. 223. 236 f. 248. 252. 256. 273. 276.
— Stadt. 274.
Hoch- und Deutschmeister. 282. 288.
Höxter. 256. 273.
Hofmannswaldau, Dichter. 56.
Hohenlinden, Schlacht bei. 205.
Holstein-Augustenburg, Herzog Christian August. 43.
— Oldenburg, Herzog von. 272.
v. d. Horst, Geh. Oberfinanzrat. 39.

v. Jacobi-Kloest, preuß. Gesandter. 277 f. 307.
Joseph Bonaparte. 222.

v. Kesselstatt, Graf, hildesheimischer Gesandter. 242.
Köln, Erzstift u. Kurfürstentum. 178. 254.
— Kurfürst Maximilian Franz. 228.
Kolytschew, russischer Gesandter. 214. 230.
Kotschubey, russ. Minister. 234 f. 242. 265 f. 270.
Krüdener, russ. Gesandter. 256.
Kurakin, Fürst, russ. Vicekanzler. 242. 244. 270. 279. 299.

Laforest, französ. Minister. 281 f. 285. 287. 289. 291 f. 295 f.
v. Lenthe, hannov. Minister. 249. 255. 257. 272. 275. 277 f. 300. 306.
Levern, Stift, Propst zu. 39.
— Prozeß ums Stift. 39. 42.
Lichtwer. 56.
Lieberhühn, C. G. 23. 24 Note 2.
v. Ligne, Fürst. 285.
Lodtmann, Kanzleidirektor u. Geh. Referendar. 298. 312.
Lombard, preuß. Kabinetsrat. 265 f.
Lucchesini, preuß. Gesandter. 213. 256 f. 261 f.
Luneville, Friede zu. 6. 200. 205. 208.
Lyon, Konsulta in. 253.

Digitized by Google

Magdeburg, Erzbistum, 174.
Mainz, Kurfürstentum. 212. 227. 259. 282. 288.
Malta. 309.
Marienrode, Kloster. 308.
Mark, Grafschaft. 246.
Marteau, Peter, Buchhändl. in Köln. 17.
Matthieu, Gehülfe des französ. Ministers Laforest. 282. 284—287. 289. 292.
Mecklenburg, Herzöge von. 178. 180. 186. 245 f.
— Schwerin. 285.
Memeler Zusammenkunft Kaiser Alexanders u. König Friedrich Wilhelms. 264.
Minden, Domkapitel. 8. 38.
Möser, Justus, (in Beziehung zur deutschen Volkskunde). 72 ff.
— (in Beziehung zu Georg Ludw. v. Bar). 63 ff.
Morkow, russischer Gesandter. 231 f. 238. 253. 256. 259 f. 264. 267 ff. 273.
Münster, Hochstift (Säkularisation). 180 f. 216. 220. 223. 235. 246. 248 f.
— Fürstbischof Maximilian Franz. 228.
Münster, Graf, Kammerrat u. hannov. Gesandter. 241 f. 244. 252. 278 f. 299.

v. Nehem, Th., Domkanonikus in Minden. 8.
Neuhaus, Amt im Herzogtum Sachsen-Lauenburg. 285 f. 290.
Neukirch, Benjamin. 56.
Niederlande, österreich. 185.

Oesterreich. 186 ff. 190. 203. 233 u. a. Stellen.
v. Ompteda, hannov. Kriegsrat und Gesandter in Berlin. 191 f. 195. 241. 252. 277. 299. 307 f.
v. Ompteda, hannov. Gesandter beim Reichstag 211. 212. 226 f. 284 ff. 287 f. 289 ff., 292. 294 f.
Oranien, Prinz von, Erbstatthalter in Holland. 189.
Osnabrück, Bistum (Säkularisation). 178. 184. 216. 220. 223. 242 f. 246. 248 f. 253. 256.
— Erwerbung durch Kurhannover. 274 f.
Osnabrück, Bischöfe: Clemens August. 8. 174.
Franz Wilhelm. 174.
Friedrich v. York. s. York.
Karl Joseph v. Lothringen. 6.
— Stadt, Johanniskirche, Kreuzigungsaltar. 325 f.
Marienkirche, Altar. 319 ff.
Ostfriesland. 178.
Otto, französ. Agent in London. 255. 257. 275 f.

Paderborn, Bistum. 178. 181. 184. 186. 190. 199. 216. 221 ff. 248. 260.
Panin, Graf, russischer Minister. 234.
Passau, Bistum. 220. 273. 281. 293.
Pfalz, Kur-, s. Bayern.
Préhauser, Wiener Schauspieler. 65.
Preußen, Königreich. 174. 178. 210 ff. 226. 229. 288 u. a. Stellen.
— Könige: Friedrich II. 40. 179 f.
— — Friedrich Wilhelm III. 188. 215 ff. 219. 237. 246 f. 269.
— Königin Luise. 247.

Quedlinburg, Abtei. 178. 186.

Rabener. 56.
Rastatt, Kongreß zu. 185 ff. 196 f.
Rasumowski, russischer Gesandter. 234.
Recklinghausen, Grafschaft. 235. 237. 248. 254. 261.
v. Reden, hannov. Gesandter. 190 f. 240. 300.
Regensburg, Reichsdeputation zu. 281.
— Rathaus zu. 282.
Roberjot, franz. Gesandter in Rastatt. 198 ff.
v. Rochow. 39.
Rostock, Hafen zu. 248.
Rußland, Kaiser Paul I. 189. 204. 214 ff.
— — Alexander I. 217. 230 f. 235 bis 239. 241 f. 247. 251. 258. 264. 269. 271. 278. 307. 310.
— Kaiserin Maria Feodorowna. 231.

Sachsen, Kurfürst von. 227.
Salzburg, Erzstift. 180. 185. 206. 213. 220. 281.

Digitized by Google

Saurau, Graf, österreich. Gesandter. 223. 256.
Sayn-Altenkirchen, Grafschaft. 192. 252 f., 274.
Schinz, Pfarrer. 25.
Schulenburg, Graf, preuß. Minister. 277. 307 f.
Sickingen, Graf. 197.
Sieyès, franz. Staatsmann. 177 ff. 194.
Soest, Johann und Konrad von, Maler. 324 f.
Solms, Grafen zu. 197.
Speyer, Bischof Matthias Ramung. 173.
Stadion, Graf, österreichischer Gesandter. 222. 225. 229.
Stock, preußischer Geh. Leg.-Rat. 181.
Straßburg. 6. 197.

Talleyrand, französ. Minister. 197. 205. 215. 253. 257. 259 f. 267 ff. 272 ff. 280.
Thugut, österreich. Minister. 197.
Toskana, Großherzog von. 206. 209. 213. 220. 222 f. 233. 236. 239. 259. 273. 288. 290.
Treilhard, französ. Gesandter. 190. 192.
Trient, Bistum. 273. 293.
Trier, Kurfürst von. 213.
— sche Balleien. 189.

Utrecht, Universität zu. 12.

Vechta, Amt. 297.
Venetien. 213.
v. Voigts, geb. Möser. 83.
Voß, Buchhändler in Berlin. 23.

Weimar, Großherzog Karl August. 84 f.
Werden, Abtei. 178. 222.
Westfalen, Herzogtum. 186. 254. 261.
— Provinz. 219 f. 223.
Wieland. 24 ff.
Wien, Theater zu. 65.
Wietmarschen, Abtei. 285. 290.
Wildeshausen, Gericht. 274.
Wolff, Christian. 12.
Woronzow, Graf, russ. Gesandter. 217. 234 f. 279.
Württemberg, 210. 227. 232 f. 259. 267. 285.
— Herzog Friedrich. 216.
Würzburg, Bistum. 218 f. 236.

York, Herzog Friedrich von, Bischof von Osnabrück. 175. 186. 274. 276. 297. 300. 302. 305.

Zachariae. 56.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Mitgliederverzeichnis III

Satzungen des Vereins. XVII

Benutzungsordnung der Vereins-Bibliothek XIX

I. Georg Ludwig v. Bar, „der beste französische Dichter Deutschlands", ein Vorbild Wielands und Freund Mösers. Von Dr. phil. Schirmeyer. 1

II. Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde. Von Prof. Dr. Reinhold Hofmann 72

III. Der Staat Osnabrück ein Opfer der französischen Revolution. Von Bruno Krusch. 168

Vermischtes:

1. Moorfunde. Mit 1 Tafel. Von Dr. F. Knoke 317

2. Der Altar in der St. Marienkirche in Osnabrück. Von Pastor Dr. Regula 319

Sitzungsberichte. Von Dr. Schirmeyer und Dr. F. Knoke 329

Auszug aus der Vereinsrechnung für 1907 339

Nachruf. Friedrich und Ernst Müller-Sondermühlen. Von H. Jellinghaus 340

Bücherschau.

F. Knoke, Neue Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland, 1907 (H. Jellinghaus) 343

M. Tangl, Die Vita Bennonis und das Regalien- und Spolienrecht, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1907, Bd. 33, S. 75 ff. (B. Krusch) 343

F. Philippi, Westfälische Landesrechte I, 1907 (Fink) 349

R. Fressel, Das Ministerialenrecht der Grafen von Tecklenburg, 1907 (H. Jellinghaus) . . . 351

Jahresbericht 21 des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg (H. Jellinghaus) . . 351

Ravensbergische Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatskunde, 1907 (H. Jellinghaus) 352

Digitized by Google

Leo Körholz, Die Wahl des Prinzen Friedrich von York zum Bischof von Osnabrück und die Regierung des Stifts während seiner Minderjährigkeit, 1908 (B. Krusch) 353
L. Hoffmeyer, Osnabrück zur Franzosenzeit, 1908 (Fink) 355
Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. 1 und 2 Stadt Osnabrück (Dr. ing. Jänecke) . 355
Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. 1. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Tecklenburg, 2. des Kreises Herford (Dr. ing. Jänecke) 358
Bödige, Hüggel und Silberberg, 1906 (Rhotert, Domkapitular) 360
Register 362

Digitized by Google

Digitized by Google

1 plate
6 S.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Mitgliederverzeichnis III
Satzungen des Vereins XVII
Benutzungsordnung der Vereins-Bibliothek XIX
I. Georg Ludwig v. Bar, „der beste französische Dichter Deutschlands", ein Vorbild Wielands und Freund Mösers. Von Dr. phil. Schirmeyer 1
II. Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde. Von Prof. Dr. Reinhold Hofmann 72
III. Der Staat Osnabrück ein Opfer der französischen Revolution. Von Bruno Krusch 168
Vermischtes.
1. Moorfunde. Von Dr. F. Knoke 317
2. Der Altar in der St. Marienkirche in Osnabrück. Von Pastor Dr. Regula 319
Sitzungsberichte. Von Dr. Schirmeyer und Dr. F. Knoke 329
Auszug aus der Vereinsrechnung für 1907 339
Nachruf. Friedrich und Ernst Müller-Sondermühlen Von H. Jellinghaus 340
Bücherschau 343
Register 364

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google